



Mario
Vargas Llosa

**Das
Paradies ist
anderswo**

Roman

Aus dem
Spanischen von
Elke Wehr

Suhrkamp Verlag

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner
Umschlagabbildung:
Paul Gauguin. Nafea faa ipoipo (Wann heiratest Du?),
Ausschnitt, 1892

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2004
Erste Auflage 2004
ISBN 3-518-41600-6

Als Flora Tristan, die illegitime Tochter eines peruanischen Offiziers und einer französischen Mutter, 1844, in einer Zeit sozialrevolutionärer Utopien und nur allzu realen Elends, Paris und seine Salons verläßt und zu einer Reise durch Südfrankreich aufbricht, um die in ihrer Rechtlosigkeit apathischen Arbeiter und Frauen aufzurütteln, ist sie, mit einundvierzig Jahren, bereits von Krankheit gezeichnet. Ihr Elan aber ist ungebrochen, ihr rebellischer Geist hellwach. Ein halbes Jahrhundert später verläßt ihr Enkel Paul Gauguin, ehemaliger Seemann und erfolgreicher Börsenmakler, seine dänische Frau und die Kinder für ein Leben in der Südsee, wo seine einst mit Vincent van Gogh gesponnenen Träume vom unverfälschten Paradies auf eine Wirklichkeit stoßen, die widersprüchlicher ist, als er sich eingestehen mag. Und doch gelingen ihm im »Atelier des Südens« einige seiner großartigsten Bilder.

Flora Tristan stirbt, bevor Paul Gauguin zur Welt kommt, und ihre Ziele können gegensätzlicher nicht sein; doch in beiden arbeitet das gleiche Ungenügen am Bestehenden, fließt das gleiche aufbrausende Blut: Madame-la-Colère, die ihre weniger bedingungslosen Zeitgenossen und Mitstreiter mit ihren konkreten Plänen für eine bessere Welt oft vor den Kopf stößt; Paul Gauguin, jähzornig und wankelmütig, der alle Konventionen geordneten Zusammenlebens bricht und ausschließlich in seiner Kunst zu leben versucht. Beide setzen sie Glück und Gesundheit aufs Spiel, um ihren Traum vom richtigen Leben Wirklichkeit werden zu lassen. Mit diesem einfühlsamen und kunstvoll in sich gespiegelten Doppelporträt stellt sich Vargas Llosa einem Thema, das ihn seit seinen schriftstellerischen Anfängen beschäftigt hat: der Frage nach der Unauslöschlichkeit von Utopien. Seine Kunst als Romancier ist es, dieser Frage erzählerisch in zwei exemplarischen Lebensgeschichten nachzuspüren und den Leser einer Antwort anzunähern, wie es nur die Literatur vermag.

Mario Vargas Llosa wurde 1936 in Arequipa/Peru geboren (der Stadt, aus der die Familie Tristan stammt); heute lebt er in London, Paris, Madrid und Lima. Sein schriftstellerisches Werk erscheint im Suhrkamp Verlag.

Mario Vargas Llosa

Das Paradies ist anderswo

Roman

Aus dem Spanischen von Elke Wehr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel
El Paraíso en la otra esquina bei Alfaguara, Madrid.
© Mario Vargas Llosa, 2003

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 2004
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany
Erste Auflage 2004
ISBN 3-518-41600-6

1 2 3 4 5 6 – 09 08 07 06 05 04

Das Paradies ist anderswo

Für Carmen Balcelh,
die Freundin eines ganzen Lebens

Was wären demnach wir ohne den Beistand dessen,
was nicht ist?

Paul Valéry, Kurier Brief über den Mythos

I

Flora in Auxerre

April 1844

Um vier Uhr morgens schlug sie die Augen auf und dachte: ›Heute fängst du an, die Welt zu verändern, Florita.‹ Die Aussicht, ihren Plan in Angriff zu nehmen und den Mechanismus in Gang zu setzen, der die Ungerechtigkeit aus der Welt schaffen und die Menschheit verwandeln würde, erdrückte sie nicht. Sie fühlte sich ruhig, spürte Kraft genug, um den Hindernissen zu trotzen, die sich ihr in den Weg stellen würden. Wie damals in Saint-Germain, vor zehn Jahren, bei der ersten Versammlung der Saintsimonisten, als sie Prosper Enfantin zugehört hatte, der das Messias-Paar beschrieb, das dereinst die Welt erlösen sollte, und sie sich bei seinen Worten das energische Versprechen gab: ›Du wirst die Messias-Frau sein.‹ Arme Saintsimonisten mit ihren irrationalen Hierarchien, ihrer fanatischen Liebe zur Wissenschaft und ihrer Vorstellung, man müsse die Regierung nur den Industriellen überlassen und die Gesellschaft wie ein Unternehmen verwalten, um den Fortschritt zu verwirklichen! Du hattest sie weit hinter dir gelassen, Andalusierin.

Sie stand auf, wusch sich und kleidete sich an, ohne Eile. Am Abend zuvor, nach dem Besuch des Malers Jules Laure, der gekommen war, um ihr Glück für ihre Rundreise zu wünschen, hatte sie ihr Gepäck gerichtet

und mit Hilfe des Dienstmädchens Marie-Madeleine und des Wasserverkäufers Noël Taphanael an den Fuß der Treppe hinuntergetragen. Sie selbst hatte sich der Tasche mit den frischgedruckten Exemplaren ihres Manifests *L'Union Ouvrière* angenommen; alle paar Treppenstufen mußte sie stehenbleiben, um Atem zu schöpfen, denn die Last war sehr schwer. Als der Wagen vor dem Haus in der Rue du Bac vorfuhr, um sie zur Anlegestelle im Hafen zu bringen, war Flora schon lange auf den Beinen.

Es herrschte noch tiefe Dunkelheit. Die Gaslaternen an den Ecken waren erloschen, und der Kutscher, eingehüllt in einen Umhang, der nur seine Augen frei ließ, trieb die Pferde mit Peitschengeknall an. Sie hörte die Glocken von Saint-Sulpice läuten. Die leeren, dunklen Straßen kamen ihr gespenstisch vor. Aber auf dem Anlegeplatz an der Seine wimmelte es von Passagieren, von Flußschiffern und Stauern, die die Abfahrt vorbereiteten. Sie hörte Befehle und Rufe. Als das Schiff ablegte und seine Schaumspur in das graubraune Wasser des Flusses zeichnete, schien die Sonne an einem frühlingshaften Himmel, und Flora trank einen heißen Tee in der Kabine. Ohne Zeit zu verlieren, notierte sie in ihr Tagebuch: 12. April 1844. Und dann machte sie sich daran, ihre Reisegefährten näher zu betrachten. Sie würden Auxerre in der Abenddämmerung erreichen. Zwölf Stunden, um deine Kenntnisse über Arm und Reich anhand dieser reisenden Musterkollektion zu erweitern, Florita.

Es reisten wenige Angehörige des Bürgertums. Eine Gruppe Flußschiffer, die landwirtschaftliche Produkte

aus Joigny und Auxerre nach Paris befördert hatten, kehrte an ihren Herkunftsort zurück. Sie umringten ihren Patron, einen etwa fünfzigjährigen bärtigen Rotschopf mit schwärzlichem Gesicht, mit dem Flora eine freundliche Unterhaltung führte. Er saß im Kreis seiner Männer auf Deck und gab ihnen um neun Uhr morgens Brot nach Belieben, sieben oder acht Rettiche, eine Prise Salz und jedem zwei hartgekochte Eier. Und in einem Zinnbecher, der von Hand zu Hand ging, ein Schlückchen Wein des Landes. Diese Flußschiffer verdienten anderthalb Francs für einen Tag Arbeit und überstanden die langen Winter nur mit Mühe und Not. Ihre Arbeit unter freiem Himmel war hart in der regenreichen Jahreszeit. Dennoch gewährte Flora in dem Verhältnis zwischen diesen Männern und dem Patron nicht die Unterwürfigkeit, wie sie die englischen Seeleute an den Tag legten, die kaum wagten, ihren Vorgesetzten in die Augen zu blicken. Um drei Uhr nachmittags teilte der Patron das letzte Essen des Tages an sie aus: Schinkenscheiben, Käse und Brot, die sie, im Kreis sitzend, schweigend verzehrten.

Im Hafen von Auxerre dauerte es höllisch lange, bis ihr Gepäck ausgeladen war. Der Schlosser Pierre Moreau hatte ihr ein Zimmer in einer zentral gelegenen, kleinen, dunklen Herberge reserviert, zu der sie im Morgenrauen gelangte. Während sie auspackte, schimmerte das erste Licht am Himmel. Sie legte sich ins Bett, obwohl sie wußte, daß sie kein Auge zutun würde. Aber zum ersten Mal seit langer Zeit kreisten ihre Gedanken in den wenigen Stunden, in denen sie vom Bett aus zusah, wie hinter den Kretonnevorhängen das Tageslicht

heraufzog, nicht um ihre Mission, um die leidende Menschheit oder um die Arbeiter, die sie für die Arbeiterunion gewinnen wollte. Sie dachte an das Haus, in dem sie zur Welt gekommen war, in Vaugirard, am Rand von Paris, in einem dieser bürgerlichen Vororte, die sie jetzt verabscheute. War es dieses weiträumige, behagliche Haus mit seinen gepflegten Gartenanlagen und geschäftigen Dienstmädchen, das in deiner Erinnerung aufstieg, oder waren es die Beschreibungen deiner Mutter, als ihr nicht mehr im Reichtum, sondern in Armut lebte und die hilflose Frau sich mit diesen ergötzlichen Erinnerungen über die Feuchtigkeitsflecken, das dichte Aufeinanderleben, die Enge und Häßlichkeit der beiden kleinen Zimmer in der Rue du Fouarre hinwegtröstete? Dort hattet ihr Zuflucht suchen müssen, nachdem die Behörden euch aus dem Haus in Vaugirard vertrieben hatten, mit der Begründung, die Ehe deiner Eltern, die ein expatriierter französischer Geistlicher in Bilbao geschlossen hatte, sei ungültig und Don Mariano Tristan, Spanier aus Peru, sei Bürger eines Landes, mit dem Frankreich sich im Krieg befinde.

Es lag nahe, Florita, daß deine Erinnerung aus den ersten Jahren nur das bewahrte, was deine Mutter dir erzählt hatte. Du warst zu klein, um dich an die Gärtner, an die Dienstmädchen zu erinnern oder an die mit Samt und Seide gepolsterten Möbel, die schweren Vorhänge, die Gegenstände aus Silber, Gold, Kristall und handbemalter Keramik, die das Wohn- und das Eßzimmer schmückten. Madame Tristan flüchtete sich in die glanzvolle Vergangenheit in Vaugirard, um nicht die Not und das Elend der übelriechenden Place Maubert sehen zu

müssen, auf der es nur so wimmelte von Bettlern, Vagabunden und sonstigem Gesindel, oder die Rue du Fouarre mit ihren Spelunken, in der du einige Kindheitsjahre verbrachtest, an die du dich sehr wohl erinnern konntest. Die Schüsseln mit Wasser hinauf- und hinuntertragen, den Mülleimer hinauf- und hinuntertragen. Immer in der Furcht, auf der steilen Treppe mit den morschen, knarrenden Stufen diesem alten Trunkenbold mit hochrotem Gesicht und geschwollener Nase zu begegnen, Onkel Giuseppe mit der lockeren Hand, der dich mit seinem Blick beschmutzte und dich manchmal kniff. Jahre des Mangels, der Angst, des Hungers, der Traurigkeit, vor allem wenn deine Mutter in einen Zustand wirrer Betäubung versank, unfähig, ihr Unglück zu akzeptieren, nachdem sie wie eine Königin gelebt hatte mit ihrem Ehemann – ihrem rechtmäßigen Ehemann vor Gott, trotz allem und jedem – Don Mariano Tristán y Moscoso, Oberst der Armee des Königs von Spanien, früh verstorben an einem plötzlichen Schlaganfall am 4. Juni 1807, als du gerade erst vier Jahre und zwei Monate alt warst.

Es war auch unwahrscheinlich, daß du dich an deinen Vater erinnern konntest. Das volle Gesicht, die dichten Augenbrauen und der krause Schnurrbart, die leicht rosige Gesichtshaut, die Hände voller Ringe, die langen grauen Koteletten, wie sie in deiner Erinnerung lebten, gehörten nicht dem Vater aus Fleisch und Blut, der dich auf seinem Arm in den Garten in Vaugirard trug, damit du die Schmetterlinge sehen konntest, die zwischen den Blumen flatterten, und sich bisweilen herbeiließ, dir die Flasche zu geben, diesem Herrn, der stundenlang in

seinem Arbeitszimmer die Chroniken französischer Reisender in Peru las, dem Don Mariano, der zu Hause den jungen Simón Bolívar empfing, den künftigen Befreier Venezuelas, Ecuadors, Boliviens und Perus. Sie gehörten dem Bildnis, das in der kleinen Wohnung der Rue du Fouarre auf dem Nachttisch deiner Mutter stand. Sie gehörten Don Marianos Porträts in Öl, die die Familie Tristan in ihrem Haus in der Calle Santo Domingo, in Arequipa, besaß und vor denen du Stunden zugebracht hattest, bis du schließlich sicher warst, daß dieser gutaussehende, elegante, wohlhabende Herr dein Erzeuger war.

Sie vernahm die ersten morgendlichen Geräusche in den Straßen von Auxerre. Flora wußte, daß sie nicht mehr schlafen würde. Ihre Verabredungen begannen um neun. Sie verdankte sie alle dem Schlosser Moreau und den Empfehlungsschreiben des guten Agnol Perdiguier an seine Freunde der hiesigen Arbeitergenossenschaften. Du hattest Zeit. Noch eine Weile im Bett, und du wärst besser gerüstet, um den Umständen gewachsen zu sein, Andalusierin.

Was wäre gewesen, wenn Oberst Don Mariano Tristán noch viele Jahre weitergelebt hätte? Du hättest die Armut nicht kennengelernt, Florita. Dank einer guten Mitgift wärst du jetzt verheiratet mit einem gutsituierten Bürger und würdest vielleicht in einer schönen Villa mit Park in Vaugirard leben. Du würdest nicht ahnen, was es heißt, ins Bett zu gehen, während der Hunger dir die Eingeweide zerreißt; du würdest nicht wissen, was Begriffe wie »Herabsetzung« und »Ausbeutung« bedeuten; »Ungerechtigkeit« wäre ein abstraktes Wort für

dich. Aber deine Eltern hätten dir vielleicht Bildung mitgegeben, Schulen, Lehrer, einen Hauslehrer. Sicher war das freilich nicht: ein Mädchen aus guter Familie wurde nur dazu erzogen, sich einen Ehemann zu angeln und eine gute Mutter und Hausfrau zu sein. All die Dinge, die du aus Not lernen mußt, wären dir unbekannt. Andererseits würdest du diese Rechtschreibfehler nicht machen, für die du dich dein ganzes Leben geschämt hast, und hättest sicher mehr Bücher gelesen als bisher. Du hättest dich all die Jahre mit deiner Garderobe beschäftigt, dich um deine Hände, deine Augen, dein Haar, deine Taille gekümmert, ein mondänes Leben mit Abendgesellschaften, Bällen, Theaterbesuchen, Landpartien, Ausflügen, Tändeleien geführt. Du wärst ein schöner Parasit, eingekapselt in deine gute Ehe. Du hättest nie Neugier empfunden für die Welt jenseits dieser Festung, hinter deren Mauern du im Schatten deines Vaters, deiner Mutter, deines Ehemanns, deiner Kinder gelebt hättest. Gebärmaschine, glückliche Gefangene, wärst du an den Sonntagen zur Messe gegangen, hättest am ersten Freitag im Monat die heilige Kommunion empfangen und wärst mit deinen einundvierzig Jahren eine rundliche Matrone mit einer unwiderstehlichen Leidenschaft für Schokolade und Novellen. Du wärst nicht nach Peru gereist, hättest weder England kennengelernt noch die Lust in den Armen Olympes erfahren, noch die Bücher geschrieben, die du geschrieben hast, trotz deiner Rechtschreibfehler. Und dir wäre natürlich niemals das Sklavendasein der Frauen bewußt geworden, wie dir auch nicht der Gedanke gekommen wäre, daß sie, um sich zu befreien, das

Bündnis mit den anderen Ausgebeuteten suchen mußten, um eine friedliche Revolution herbeizuführen, die für die Zukunft der Menschheit ebenso bedeutend sein würde, wie es das Erscheinen des Christentums vor 1844 Jahren gewesen war. »Ein Glück, daß du gestorben bist, *mon cher papa*«, sagte sie lachend, während sie aus dem Bett sprang. Sie war nicht müde. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie keine Schmerzen im Rücken oder in der Gebärmutter gehabt und auch nicht den kalten Gast in der Brust gespürt. Du warst bestens gelaunt, Florita.

Die erste Versammlung, um neun Uhr morgens, wurde in einer Werkstatt abgehalten. Der Schlosser Moreau, der sie hätte begleiten sollen, hatte Auxerre wegen eines Todesfalls in der Familie eilig verlassen müssen. Also Soloauftritt, Andalusierin. Wie vereinbart, erwarteten sie etwa

dreißig Mitglieder einer Gesellschaft, die zu den vielen gehörte, in die sich die Mutualisten in Auxerre aufgespalten hatten, und einen hübschen Namen trug: Freieheitspflicht. Fast alle waren Schuster. Argwöhnische, verlegene, auch spöttische Blicke, weil die Besucherin eine Frau war. Sie war an diese Reaktionen gewöhnt, seitdem sie vor Monaten begonnen hatte, in Paris und Bordeaux kleinen Gruppen ihre Vorstellungen über die Arbeiterunion vorzutragen. Sie sprach zu ihnen, ohne daß ihre Stimme zitterte, was sie sicherer wirken ließ, als sie eigentlich war. Das Mißtrauen ihrer Zuhörer schwand allmählich, während sie ihnen erklärte, daß die Arbeiter durch ihren Zusammenschluß erreichen könnten, wonach sie strebten – Recht auf Arbeit,

Schulbildung, Gesundheit, würdige Existenzbedingungen –, während sie als einzelne von den Reichen und den staatlichen Instanzen immer mißhandelt würden. Alle nickten, als sie zur Unterstützung ihrer Ideen Pierre-Joseph Proudhons umstrittenes Buch *Was ist Eigentum?* anführte, das seit seinem Erscheinen vor vier Jahren durch seine kategorische Behauptung »Eigentum ist Diebstahl« in Paris so viel von sich reden machte. Zwei der Anwesenden, die Fourieristen zu sein schienen, hatten sich vorbereitet und griffen sie mit Argumenten an, die Flora schon von Agricol Perdiguier gehört hatte: Wenn die Arbeiter von ihren Hungerlöhnen ein paar Francs abknapsen mußten, um die Beiträge für die Arbeiterunion zu bezahlen, wie sollten sie dann ihren Kindern zu essen geben? Sie ging geduldig auf all ihre Einwände ein. Ihr schien, daß sie sich, zumindest was die Beitragszahlungen betraf, überzeugen ließen. Aber wenn es um die Ehe ging, war ihr Widerstand hartnäckig.

»Sie greifen die Familie an und wollen sie abschaffen. Das ist nicht christlich, Madame.«

»Doch, doch«, antwortete sie, kurz davor, aufzubrausen. Aber dann ging sie zu einem milden Ton über: »Es ist nicht christlich, daß sich ein Mann im Namen der Heiligkeit der Familie eine Frau kauft, sie zur Kinderproduzentin, zum Lasttier macht und sie obendrein jedesmal, wenn er zuviel getrunken hat, verprügelt.«

Als sie bemerkte, daß die Zuhörer verwirrt die Augen aufrissen, schlug sie ihnen vor, das Thema zu wechseln und sich lieber gemeinsam vorzustellen, welche Vorteile die Arbeiterunion den Bauern, Handwerkern und Lohn-

abhängigen wie ihnen bringen würde. Zum Beispiel die Arbeiterpaläste. In diesen modernen, luftigen, sauberen Räumlichkeiten würden ihre Kinder Schulbildung erhalten und könnten ihre Familien, falls nötig, sich von guten Ärzten und Krankenschwestern behandeln lassen oder sie selbst, wenn sie Opfer eines Arbeitsunfalls wurden. In diesen behaglichen Heimen könnten sie sich zur Ruhe setzen, wenn ihre Kräfte nachließen oder sie zu alt für die Werkstatt sein würden. Die trüben, müden Augen, die sie anschauten, belebten sich allmählich, begannen zu glänzen. Lohnte es sich denn nicht, einen kleinen Teil des Lohns zu opfern, um so etwas zu erreichen? Einige nickten zustimmend.

Wie ignorant, wie dumm, wie egoistisch waren doch viele von ihnen. Das wurde ihr klar, als sie ihrerseits Frage stellte, nachdem sie ihnen Rede und Antwort gestanden hatte. Sie wußten nichts, entbehrten jeder Neugier und waren einverstanden mit ihrem animalischen Leben. Einen Teil ihrer Zeit und Energie auf den Kampf für ihre Brüder und Schwestern zu verwenden kostete sie große Überwindung. Ausbeutung und Elend hatten sie abgestumpft. Manchmal bekam man Lust, Saint-Simon recht zu geben: Das Volk war unfähig, sich selbst zu befreien, nur eine Elite wäre dazu imstande. Sie hatten sogar die bürgerlichen Vorurteile übernommen! Es fiel ihnen schwer, zu akzeptieren, daß es eine Frau war – eine Frau! –, die sie zum Handeln aufrief. Ein paar besonders dreiste Maulhelden führten sich arrogant wie Aristokraten auf, und Flora mußte sich zusammenreißen, um nicht zu explodieren. Sie hatte sich geschworen, daß sie während dieser einjährigen Reise durch

Frankreich nicht ein einziges Mal dem Spitznamen Madame-la-Colère Ehre machen würde, mit dem sie Jules Laure und andere Freunde aufgrund ihrer Wutanfälle bisweilen bedachten. Am Ende versprachen die dreißig Schuster, sich in der Arbeiterunion einzuschreiben und den Tischlern, Schlossern und Kupferstechern, die mit ihnen zusammen der Gesellschaft ›Freiheitspflicht‹ angehörten, zu erzählen, was sie an diesem Morgen gehört hatten.

Als sie durch die krummen, gepflasterten Gassen von Auxerre in ihre Herberge zurückkehrte, sah sie auf einem kleinen Platz, der von vier Pappeln mit frisch gesprossenen silbrigweißen Blättern bestanden war, ein paar spielende Mädchen, die bei ihrem Hin und Her ständig wechselnde Figuren bildeten. Sie blieb stehen, um ihnen zuzuschauen. Sie spielten Paradies, das Spiel, das du deiner Mutter zufolge in den Gärten von Vaugirard unter dem lächelnden Blick Don Marianos mit deinen kleinen Freundinnen aus der Nachbarschaft gespielt hattest. Erinnerstest du dich, Florita? »Ist hier das Paradies?« »Nein, mein Fräulein, das Paradies ist anderswo, fragen Sie an der nächsten Ecke.« Und während das Mädchen von Ecke zu Ecke nach dem unauffindlichen Paradies fragte, amüsierten sich die anderen damit, hinter seinem Rücken den Platz zu wechseln. Sie dachte daran, wie erstaunt sie gewesen war, als sie damals in Arequipa in der Nähe der Kirche La Merced plötzlich eine Gruppe von Jungen und Mädchen vor sich gesehen hatte, die im Eingang eines langgestreckten Hauses hin und her liefen. »Ist hier das Paradies?« »Das Paradies ist anderswo. Fragen Sie an

der nächsten Ecke, mein Herr.« Dieses Spiel, von dem du geglaubt hattest, es sei französisch, war also auch peruanisch. Ja, warum auch nicht. War das Streben nach dem Paradies nicht universal? Sie hatte das Spiel ihren beiden Kindern, Aline und Ernest-Camille, beigebracht.

Sie hatte sich für jede Ortschaft, jede Stadt ein genaues Programm zurechtgelegt: Treffen mit Arbeitern, mit Zeitungsvertretern, mit den einflußreichsten Unternehmern und, natürlich, mit den Kirchenbehörden. Um letzteren klarzumachen, daß ihr Plan nicht etwa, wie behauptet wurde, einem Bürgerkrieg den Weg ebnete, sondern einer Revolution ohne Blutvergießen, die im Christentum wurzelte und von Liebe und Brüderlichkeit getragen war. Daß die Arbeiterunion mit ihrem Streben, den Armen und den Frauen Gerechtigkeit und Freiheit zu bringen, gerade die Ausbrüche von Gewalt verhindern würde, die in Frankreich unvermeidlich waren, wenn die Dinge so weitergingen wie bisher. Wie lange noch durfte sich eine bevorrechtigte Minderheit am Elend der riesigen Mehrheit mästen? Wie lange noch durfte die Sklaverei, die für die Männer abgeschafft war, für die Frauen weiter bestehen? Sie besaß Überredungsgabe; viele Bürger und Geistliche würden sich von ihren Argumenten überzeugen lassen.

Doch in Auxerre konnte sie keine Zeitung aufsuchen, da es keine gab. Eine Stadt mit zwölftausend Seelen und keine Zeitung. Die Bürger hier waren krasse Ignoranten.

In der Kathedrale führte sie ein im Streit endendes Gespräch mit dem Pfarrer, Pater Fortin, einem kleinen rundlichen, halbkahlen Mann mit verschreckten Äuglein, Mundgeruch und speckiger Soutane, dessen

Stumpfsinn sie aus der Haut fahren ließ. (»Du hast dich nicht in der Gewalt, Florita.«) Sie hatte ihn in seinem Haus neben der Kathedrale aufgesucht und sah überrascht, wie weiträumig und gut eingerichtet es war. Die Haushälterin, eine alte Frau mit Haube und Schürze, führte sie hinkend zum Amtszimmer des Geistlichen. Dieser ließ eine Viertelstunde verstreichen, bevor er sie empfing. Als er erschien, nahmen seine untersetzte Gestalt, sein ausweichender Blick und sein ungepflegtes Äußeres sie sogleich gegen ihn ein. Pater Fortin hörte ihr schweigend zu. Bemüht, freundlich zu sein, erklärte Flora ihm den Grund für ihren Besuch in Auxerre. Was es mit ihrem Plan der Arbeiterunion auf sich hatte und daß aus diesem Bündnis der gesamten Arbeiterklasse, zuerst in Frankreich, dann in Europa und später in der ganzen Welt, eine wahrhaft christliche, von Nächstenliebe erfüllte Menschheit hervorgehen würde. Er betrachtete sie mit ungläubigem Staunen, das sich in Argwohn und schließlich in Entsetzen verwandelte, als Flora ausführte, daß die Delegierten der künftigen Arbeiterunion den staatlichen Instanzen – bis hin zu König Louis-Philippe höchstpersönlich – ihre Forderungen nach gesellschaftlichen Reformen vortragen würden, beginnend mit der absoluten Gleichheit der Rechte für Männer und Frauen.

»Aber das wäre ja eine Revolution«, murmelte der Pfarrer, wobei er einen feinen Speichelregen versprühte.

»Im Gegenteil«, klärte Flora ihn auf. »Die Arbeiterunion entsteht, um sie zu vermeiden, damit die Gerechtigkeit ohne das geringste Blutvergießen siegen kann.«

Andernfalls könne es womöglich mehr Tote geben als 1789. Waren dem Pfarrer denn durch den Beichtstuhl nicht die Mißgeschicke der Armen bekannt? Sah er denn nicht, daß Hunderttausende, Millionen von Menschen fünfzehn, achtzehn Stunden am Tag wie Tiere arbeiteten und daß ihre Löhne nicht einmal ausreichten, um ihren Kindern zu essen zu geben? War ihm denn nicht klar, ihm, der sie tagtäglich in der Kirche hörte und sah, wie die Frauen von ihren Eltern, ihren Ehemännern, ihren Kindern gedemütigt, mißhandelt, ausgebeutet wurden? Ihr Los war noch schlimmer als das der Arbeiter. Wenn sich das nicht änderte, würde es in der Gesellschaft zu einer Explosion von Haß kommen. Genau das wolle die Arbeiterunion verhindern. Die katholische Kirche müsse ihr bei ihrem Kreuzzug helfen. Wollten die Katholiken denn nicht Frieden, Nächstenliebe, soziale Harmonie? In dieser Hinsicht bestehe völlige Übereinstimmung zwischen der Kirche und der Arbeiterunion.

»Ich bin zwar nicht katholisch, aber ich lasse mich bei all meinen Handlungen von der christlichen Lehre und Moral leiten, Pater«, versicherte sie ihm.

Als er sie sagen hörte, sie sei keine Katholikin, wohl aber Christin, wurde das runde Gesicht von Pater Fortin blaß. Er zuckte zusammen und wollte wissen, ob das bedeute, daß Madame Protestantin sei. Flora verneinte: Sie glaube an Jesus, aber nicht an die Kirche, denn nach ihrer Meinung beschränke die katholische Religion mit ihrem Obrigkeitsdenken die menschliche Freiheit. Und ihre dogmatischen Anschauungen erstickten das geistige Leben, den freien Willen, die wissenschaftlichen Initiativen. Und ihre Lehren über die Keuschheit als

Symbol spiritueller Reinheit schürten außerdem die Vorurteile, die aus der Frau nachgerade eine Sklavin gemacht hatten.

Das Gesicht des Pfarrers war nicht mehr blaß, sondern von der Röte eines Apoplektikers. Er blinzelte verwirrt und erschrocken. Flora verstummte, als sie sah, wie er sich zitternd auf seinen Schreibtisch stützte. Er schien einer Ohnmacht nahe.

»Wissen Sie, was Sie da sagen, Madame«, stammelte er. »Für *derartige* Ideen bitten Sie die Kirche um Hilfe?«

Ja, für diese Ideen. Erhob die katholische Kirche denn nicht den Anspruch, die Kirche der Armen zu sein? War sie nicht gegen die Ungerechtigkeiten, das Gewinnstreben, die Ausbeutung des Menschen, die Habsucht? Wenn all das stimme, dann habe die Kirche die Pflicht, ihre schirmende Hand über einen Plan zu halten, dessen Ziel es sei, im Namen der Liebe und Brüderlichkeit Gerechtigkeit in der Welt herrschen zu lassen.

Es war, als spräche sie zu einer Wand oder zu einem Maulesel. Flora versuchte noch eine Weile, sich verständlich zu machen. Vergeblich. Der Pfarrer brachte nicht einmal Argumente gegen ihre Erklärungen vor. Er betrachtete sie mit einer Mischung aus Abscheu und Furcht, ohne seine Ungeduld zu verhehlen. Schließlich murmelte er, er könne ihr keine Hilfe versprechen, denn dies hänge vom Bischof der Diözese ab. Sie solle diesem ihr Vorhaben vortragen, wenn es auch, sagte er, unwahrscheinlich sei, daß ein Bischof sich zum Fürsprecher einer offen antikatholischen Bewegung machen werde. Und wenn der Bischof es verbieten sollte, würde ihr kein Gläubiger helfen, denn die katholische Herde

gehorsche ihren Hirten. »Und die Saintsimonisten wollen das Autoritätsprinzip stärken, damit die Gesellschaft funktioniert,« dachte Flora, während sie ihm zuhörte. »Dieser Respekt vor der Autorität, der aus den Katholiken Automaten wie diesen armen Teufel macht.«

Sie versuchte, sich höflich von Pater Fortin zu verabschieden, und überreichte ihm ein Exemplar von *L'Union Ouvrière*.

»Lesen Sie es wenigstens, Pater. Sie werden sehen, daß mein Plan von christlichen Gefühlen durchdrungen ist.«

»Ich werde es nicht lesen«, sagte Pater Fortin mit energischem Kopfschütteln, ohne das Buch entgegenzunehmen. »Mir genügt, was Sie mir gesagt haben, um zu wissen, daß dieses Buch nicht gesund ist. Daß es vielleicht, ohne daß Sie es wissen, vom leibhaftigen Teufel inspiriert ist.«

Flora lachte auf, während sie das kleine Buch wieder in ihre Tasche steckte.

»Sie sind einer dieser Geistlichen, die am liebsten wieder Scheiterhaufen auf den Plätzen errichten und alle freien und intelligenten Wesen dieser Welt verbrennen würden, Pater«, sagte sie ihm zum Abschied.

In ihrem Zimmer in der Herberge aß sie eine heiße Suppe und zog dann die Bilanz ihres Tages in Auxerre. Sie war nicht pessimistisch gestimmt. Gute Miene zum bösen Spiel, Florita. Es war ihr nicht sehr gut ergangen, aber auch nicht ganz schlecht. Ein hartes Geschäft, sich in den Dienst der Menschheit zu stellen, Andalusierin.

II

Der Geist der Toten wacht

Mataiea, April 1892

Den Spitznamen Koke verdankte er Teha'amana, seiner ersten Frau auf der Insel, denn die vorherige, die schwatzhafte Titi, die anglo-tahitianische Mulattin, mit der er in seinen ersten Monaten auf Tahiti zunächst in Papeete, dann in Paea und schließlich in Mataiea zusammengelebt hatte., war nicht eigentlich seine Frau, sondern nur eine Geliebte gewesen. Damals hatten ihn alle Paul genannt.

Er war im Morgengrauen des 9. Juni 1891 in Papeete angekommen, nach einer Überfahrt, die zweieinhalb Monate gedauert hatte, seitdem er in Marseille an Bord gegangen war, mit Zwischenstops in Aden und Noumea, wo er das Schiff wechseln mußte. Als er endlich seinen Fuß auf Tahiti setzte, war er gerade dreiundvierzig Jahre alt geworden. Er hatte seinen ganzen Besitz bei sich, so als wollte er klarstellen, daß er Europa und Paris für immer den Rücken gekehrt hatte: hundert Yard Leinwand zum Malen, Farben, Öle und Pinsel, ein Jagdhorn, zwei Mandolinen, eine Gitarre, mehrere bretonische Pfeifen, eine alte Pistole und einige wenige gebrauchte Kleidungsstücke. Er war ein Mann, der kräftig wirkte – aber seine Gesundheit war insgeheim schon untergraben, Paul –, mit leicht hervorspringenden, regen blauen Augen, einem Mund mit geraden Lippen,

die fast immer leicht verächtlich verzogen waren, und einer gebrochenen Raubvogelnase. Er trug einen kurzen krausen Bart und langes kastanienbraunes, fast rötliches Haar, das er sich kurz nach seiner Ankunft in dieser kaum dreitausendfünfhundert Seelen zählenden Stadt (von denen fünfhundert *papa'a*, also Europäer waren) abschnitt, denn Leutnant Jénot von der französischen Marine, einer seiner ersten Freunde in Papeete, hatte ihm gesagt, daß die Maori ihn aufgrund des langen Haars und seines Mohikanerhuts à la Buffalo Bill für einen *mahu* halten würden, einen Frau-Mann.

Er kam mit großen Hoffnungen. Kaum hatte er die warme Luft Papeetes eingeatmet, kaum wurden seine Augen von dem grellen Licht geblendet, das vom tiefblauen Himmel herabströmte, kaum spürte er, wie in seinem Umkreis die Natur in den Früchten der Bäume explodierte, die jeden freien Winkel erobert hatten und die staubigen Gassen der Stadt mit Wohlgeruch füllten – Orangen-, Zitronen- und Apfelbäume, Kokospalmen, Mangobäume, üppige Guajaven- und satte Brotfruchtbäume –, als er schon, wie seit langer Zeit nicht mehr, Lust verspürte, sich an die Arbeit zu machen. Doch er konnte nicht gleich damit beginnen, denn er hatte diese heftig ersehnte Erde gleichsam mit dem linken Fuß betreten. Wenige Tage nach seiner Ankunft trug die Hauptstadt von Französisch-Polynesien Pomare V., den letzten Maori-König, in einer beeindruckenden Zeremonie zu Grabe, die Paul mit einem Bleistift in einem kleinen Heft festhielt, das er mit Skizzen und Zeichnungen füllte. Kurze Zeit später glaubte er, auch er müsse sterben. Denn in den ersten Augusttagen, als er

gerade begann, sich an die Hitze und die alles durchdringenden Düfte Papeetes zu gewöhnen, erlitt er eine heftige Blutung, begleitet von anfallartigem Herzrasen, das seine Brust wie einen Blasebalg an- und abschwellen ließ und ihm die Luft abschnürte. Der hilfsbereite Jénôt brachte ihn ins Hospital Vaiami – das seinen Namen von dem Fluß hatte, der auf dem Weg zum Meer an ihm vorbeifloß –, eine weiträumige Anlage mit Pavillons, deren Fenster schützende Metallnetze gegen die Insekten und hübsche hölzerne Brustlehnen hatten, inmitten von Gärten voller wuchernder Mango- und Brotfruchtbäume zwischen Königspalmen mit steil aufragenden Wedeln, in denen die Vögel lärmten. Die Ärzte verordneten ihm ein Medikament auf der Grundlage von Digitalis, um seiner Herzschwäche entgegenzuwirken, Senfpflaster gegen die Entzündung der Beine und Schröpfköpfe für die Brust. Und sie bestätigten ihm, daß diese Krise ein weiteres Symptom der unaussprechlichen Krankheit war, die man vor Monaten in Paris bei ihm diagnostiziert hatte. Die Ordensschwwestern von Saint Jean de Cluny, die das Hospital betreuten, warfen ihm halb im Scherz, halb im Ernst vor, er fluche wie ein Seemann (»Das bin ich lange Jahre gewesen, Schwester.«), rauche trotz seiner Krankheit ständig seine Pfeife und verlange großspurig, man solle seinen Kaffee mit einem Schuß Brandy taufen.

Kaum hatte er das Hospital verlassen – die Ärzte wollten ihn dabehalten, aber er weigerte sich, weil die zwölf Francs, die er täglich bezahlen mußte, seine Finanzen strapazierten –, bezog er Quartier in einer der billigsten Pensionen, die er in Papeete finden konnte, im

Chinesenviertel hinter der Kathedrale der Unbefleckten Empfängnis, einem häßlichen, dicht am Meer errichteten Steingebäude, dessen kleinen hölzernen Turm mit seinem rötlichen Dach er von seiner Unterkunft aus sehen konnte. In dieser Nachbarschaft lebte, dichtgedrängt in Holzhütten, die mit roten Laternen und Inschriften in Mandarin dekoriert waren, ein Gutteil der etwa dreihundert einst als Tagelöhner und Landarbeiter nach Tahiti gekommenen Chinesen, die infolge schlechter Ernten und des Bankrotts einiger Siedler nach Papeete abgewandert waren, wo sie sich dem Kleinhandel widmeten. Der Bürgermeister François Cardella hatte im Viertel die Öffnung von Opiumhöhlen gestattet, die nur den Chinesen offenstanden, aber schon bald nach seinem Einzug dort fand Paul Mittel und Wege, sich einzuschleichen und eine Pfeife zu rauchen. Doch die Erfahrung reizte ihn nicht; das Vergnügen des Rauschgifts war zu passiv für ihn, der vom Dämon der Tat besessen war.

In der Pension im Chinesenviertel lebte er mit wenig Geld, aber auch in einer Enge und einem Gestank – in der Umgebung gab es Schweineställe und ganz nah das Zentralschlachthaus, wo alle möglichen Tiere geschlachtet wurden –, die ihm die Lust am Malen nahmen und ihn auf die Straße trieben. Er ging in eines der kleinen Hafenlokale am Meer. Dort pflegte er stundenlang bei einem gezuckerten Absinth zu sitzen und Domino zu spielen. Daß er unter den Chinesen von Papeete lebte, diffamierte ihn in den Augen der französischen Siedler, wie Leutnant Jénou, der elegante, gebildete Feingeist, ihm zu verstehen gab. Paul war entzückt.

Von *den popa'a*, den Europäern Tahitis, verachtet zu werden war das Beste, was ihm passieren konnte, um sich in seine erträumte Existenz als Wilder hineinzufinden.

Titi lernte er nicht in einem der sieben Hafenlokale Papeetes kennen, in denen die Seeleute sich betranken und Frauen suchten, sondern auf dem großen Marktplatz, der Explanade, in deren Mitte sich ein viereckiger, von einem kleinen Gitter umgebener Brunnen befand, in dem ein kraftloser Wasserstrahl vor sich hin plätscherte. Umschlossen von der Rue Bonard und der Rue des Beaux-Arts und angrenzend an die Gärten des Rathauses, verwandelte sich der Marktplatz, auf dem vom Morgengrauen bis zum frühen Abend mit Nahrungsmitteln, Haushaltswaren und Flitterkram gehandelt wurde, nachts in einen Fleischmarkt, wie die Europäer Papeetes behaupteten, deren Höllenvisionen von diesem Ort allesamt mit sexuellen Ausschweifungen verbunden waren. Während er tagsüber von Straßenverkäufern wimmelte, die Orangen, Melonen, Kokosnüsse, Ananas, Kastanien, Zuckerwerk, Blumen und billigen Krimskrums feilboten, erklangen mit Einbruch der Dunkelheit im Widerschein trüber Lampen die Trommeln als Auftakt zu Festen und Tanzvergnügen, die in Orgien endeten. Nicht nur die Eingeborenen nahmen an ihnen teil, sondern auch einige Europäer mit zweifelhaftem Ruf: Soldaten, Matrosen, durchreisende Händler, Müßiggänger, nervöse Jünglinge. Die Freiheit, mit der die Liebe dort ausgehandelt und in Szenen wahrer kollektiver Promiskuität praktiziert wurde, begeisterte Paul. Als man erfuhr, daß er nicht nur unter Chinesen

lebte, sondern obendrein ein eifriger Besucher des Fleischmarktes war, sank das Ansehen des kürzlich in Papeete seßhaft gewordenen Pariser Malers in den Augen der Familien der Kolonialgesellschaft auf einen Tiefpunkt. Er wurde nie wieder in den Militärklub eingeladen, wohin ihn Jénot kurz nach seiner Ankunft mitgenommen hatte, noch zu sonst einer Zeremonie, die von Bürgermeister Cardella oder Gouverneur Lacascade präsiert wurde, welche ihn nach seinem Eintreffen freundlich begrüßt hatten.

Titi bot an jenem Abend auf dem Fleischmarkt ihre Dienste an. Sie war eine sympathische, redselige Mestizin, halb Engländerin, halb Maori, die einmal schön gewesen sein mußte in ihrer vom schlechten Lebenswandel rasch aufgezehrten Jugend. Paul wurde mit ihr zu einer bescheidenen Summe einig und nahm sie mit in seine Pension. Die Nacht, die sie gemeinsam verbrachten, war indes so angenehm, daß Titi sich weigerte, Geld anzunehmen. Verliebt, wie sie war, blieb sie bei Paul. Obwohl vorzeitig gealtert, war sie eine unermüdliche Genießerin in Sachen Liebe und half ihm in diesen ersten Monaten in Tahiti, sich an das neue Leben zu gewöhnen und die Einsamkeit zu bekämpfen.

Nachdem sie kurze Zeit zusammengelebt hatten, fand sie sich bereit, Paul in das Innere der Insel, weit fort von Papeete, zu begleiten. Er erklärte ihr, er sei nach Polyne sien gekommen, um das Leben der Eingeborenen zu leben, nicht das der Europäer, und müsse deshalb die verwestlichte Hauptstadt verlassen. Sie lebten einige Wochen in Paea, wo Paul sich nicht ganz wohl fühlte, und dann in Mataiea, etwa vierzig Kilometer von

Papeete entfernt. Dort mietete er eine Hütte an der Bucht, von der aus er ins Meer springen konnte. Vor ihr lag eine kleine Insel und hinter ihr die hohe Palisade der Berge mit ihren steilen, dicht mit Vegetation bedeckten Gipfeln. Kaum hatten sie sich in Mataiea niedergelassen, begann er mit wahrem Furor zu arbeiten. Und während er stundenlang seine Pfeife rauchte und Skizzen zu Papier brachte oder vor seiner Staffelei stand, verlor er das Interesse an Titi, deren Geschwätz ihn ablenkte. Nach dem Malen, um nicht mit ihr sprechen zu müssen, vertrieb er sich die Zeit damit, auf seiner Gitarre zu klimpern oder Volkslieder zu seiner Mandoline zu singen. ›Wann wird sie gehen?‹ fragte er sich neugierig angesichts ihrer unübersehbaren Langeweile. Sie wartete nicht lange damit. Als er an die dreißig Bilder beendet hatte und seit genau acht Monaten auf Tahiti lebte, fand er eines Morgens, beim Aufwachen, einen Zettel mit Abschiedsworten, die an Knappheit nicht zu überbieten waren: ›Adieu, ohne Groll, lieber Paul.‹

Ihr Fortgang schmerzte ihn wenig; wenn sie nicht gegangen wäre, hätte er sie am Ende wahrscheinlich vor die Tür gesetzt. Endlich konnte er sich konzentrieren und in aller Ruhe arbeiten. Nach Schwierigkeiten, Krankheiten und Hindernissen fühlte er nun, daß seine Reise in die Südsee, auf der Suche nach der ursprünglichen Welt, nicht vergeblich gewesen war. Nein, Paul. Seit deinem Rückzug nach Mataiea hattest du fast dreißig Bilder gemalt, und wenn auch kein Meisterwerk darunter war, so war dein Malen doch durch die ungezähmte Welt, die dich umgab, freier und kühner geworden. Warst du nicht zufrieden? Nein, du warst es nicht.

Wenige Wochen nach Titis Fortgang begann es ihn nach einer Frau zu verlangen. Die Nachbarn in Mataiea, fast alle Maori, mit denen er gut auskam und die er ab und zu in seine Hütte zu einem Glas Rum einlud, rieten ihm, sich eine Gefährtin in den Dörfern der Ostküste zu suchen, wo es heiratswillige Mädchen gab. Die Sache war einfacher, als er vermutet hatte. Er begab sich zu Pferde auf eine Expedition, die er »Auf der Suche nach der Sabinerin« nannte, und in der winzigen Ortschaft Faaone, in einem Zelt am Wegrand, wo er anhielt, um eine Erfrischung zu sich zu nehmen, fragte die Frau, die ihn bediente, was er in dieser Gegend suche.

»Eine Frau, die mit mir leben möchte«, scherzte er.

Die Frau, breithüftig, noch immer gefällig, betrachtete ihn einen Augenblick, bevor sie wieder das Wort ergriff. Sie musterte ihn, als wollte sie in seiner Seele lesen.

»Vielleicht ist meine Tochter das richtige für Sie«, schlug sie ihm schließlich sehr ernst vor. »Wollen Sie sie sehen?«

Koke nickte verwirrt. Einige Augenblicke später kehrte die Frau mit Teha 'amana zurück. Sie sagte, ihre Tochter sei erst dreizehn Jahre alt, trotz ihres entwickelten Körpers mit festen Brüsten und Schenkeln und ihrer vollen Lippen, die schneeweiße Zähne entblößten. Paul näherte sich ihr, leicht verlegen. Wollte sie seine Frau sein? Das Mädchen nickte lachend.

»Hast du denn keine Angst vor mir, wo du mich doch gar nicht kennst?«

Teha 'amana schüttelte den Kopf.

»Hast du Krankheiten gehabt?«

»Nein.«

»Kannst du kochen?«

Eine halbe Stunde später machte er sich auf den Rückweg nach Mataiea, zu Fuß gefolgt von seiner Neuerwerbung, einer schönen Eingeborenen, die ein sanftes Französisch sprach und ihren ganzen Besitz über der Schulter trug. Er hatte ihr angeboten, sie auf die Kruppe des Pferdes zu nehmen, doch das Mädchen hatte sich geweigert, als wäre dieser Vorschlag ein Sakrileg. Seit diesem ersten Tag nannte sie ihn Koke. Der Name sollte sich in Windeseile verbreiten, und bald darauf nannten ihn alle Bewohner von Mataiea und später alle Tahitianer und sogar einige Europäer so.

An diese ersten Monate seines Ehelebens mit Teha'amana, Ende 1892 und Anfang 1893, in der Hütte in Mataiea, sollte er sich oft als an die besten seiner Zeit auf Tahiti, vielleicht sogar seines Lebens, erinnern. Seine kleine Frau war eine unerschöpfliche Quelle der Lust. Bereit, sich ihm hinzugeben, wann immer er nach ihr verlangte, tat sie es ohne Ziererei, mit ungeniertem Genuß und anregendem Vergnügen. Außerdem war sie fleißig – was für ein Unterschied zu Titi! – und wusch die Wäsche, hielt die Hütte sauber und kochte mit der gleichen Begeisterung, die sie im Bett an den Tag legte. Wenn sie im Meer oder in der Lagune badete, schimmerte ihre bläuliche Haut in Reflexen, die Paul mit Zärtlichkeit erfüllten. Ihr linker Fuß hatte sieben Zehen statt fünf; zwei waren fleischliche Auswüchse, für die sich das Mädchen schämte. Aber Koke fand sie amüsant, und es gefiel ihm, sie zu liebkosen.

Zu Mißstimmung kam es nur, wenn er sie bat, für ihn Modell zu stehen. Teha'amana langweilte sich, wenn sie

lange reglos in derselben Haltung posieren sollte, und manchmal lief sie mit verdrossener Miene, ohne Erklärung, davon. Hätte es nicht die chronischen Probleme mit dem Geld gegeben, das niemals rechtzeitig eintraf und das, wenn die Überweisungen kamen, die sein Freund Daniel de Monfreid ihm nach dem Verkauf eines Bildes in Europa schickte, ihm sogleich wieder durch die Finger rann, dann hätte Koke sich in jenen Monaten gesagt, daß er dem Glück endlich auf den Fersen war. Doch wann käme das Meisterwerk, Koke?

In seinem Hang, die alltäglichen Dinge des Lebens in Mythen zu verwandeln, sollte er sich später sagen, daß die Hoffnung, dem Paradies nahe zu sein, die er in den ersten Zeiten mit Teha'amana gehegt hatte, von den *tupapaus* zerstört worden war. Doch diesen Dämonen des Pantheons der Maori verdanktest du auch dein erstes tahitianisches Meisterwerk: beklag dich nicht, Koke. Er war schon fast ein Jahr auf der Insel und wußte noch nichts von der Existenz dieser bösen Geister, die den Leichnamen entstiegen, um das Leben der Lebenden zu ruinieren. Er erfuhr von ihnen aus einem Buch, das ihm Auguste Goupil, der reichste Siedler der Insel, geliehen hatte, und erhielt durch einen merkwürdigen Zufall fast gleichzeitig einen Beweis ihrer Existenz.

Er hatte sich nach Papeete begeben, um, wie gewohnt, nachzufragen, ob eine Überweisung aus Paris für ihn eingetroffen sei. Er versuchte, diese Reisen zu vermeiden, denn der öffentliche Wagen kostete neun Francs hin und neun Francs zurück; dazu kam das Gerüttel auf der elenden Wegstrecke, besonders, wenn sie verschlammt war. Er fuhr im Morgengrauen los, um am Nachmittag

zurück zu sein, aber ein sintflutartiger Regen machte den Weg unpassierbar, und der Wagen setzte ihn erst nach Mitternacht in Mataiea ab. Die Hütte lag im Dunkeln. Das war seltsam. Teha'amana schlief nie, ohne eine kleine Lampe brennen zu lassen. Sein Herz krampfte sich zusammen: War sie etwa fortgegangen? Hier schlossen die Frauen die Ehe und lösten sie, wie andere ihr Hemd wechseln. Zumindest in dieser Hinsicht war das Bemühen der Missionare und Seelenhirten, den Maori das Modell der strengen christlichen Familie aufzuerlegen, ziemlich vergeblich. In den häuslichen Angelegenheiten hatten die Eingeborenen den Geist ihrer Vorfahren noch nicht ganz verloren. Eines schönen Tages zog der Ehemann oder die Ehefrau fort, und niemand war erstaunt. Die Leichtigkeit, mit der die Familien sich zusammenfanden und wieder trennten, war in Europa undenkbar. Wenn sie gegangen war, würde er sie sehr vermissen – Teha'amana wohl.

Er betrat die Hütte. Als er die Schwelle überschritten hatte, suchte er in seinen Taschen nach den Streichhölzern. Er zündete eines an und sah im Licht der kleinen bläulichgelben Flamme, die zwischen seinen Fingern knisterte, das Bild, das er niemals vergessen, das er in den folgenden Tagen und Wochen zurückzuholen versuchen sollte, während er in diesem fieberhaften, tranceartigen Zustand arbeitete, in dem er immer seine besten Bilder gemalt hatte. Ein Bild, das ihm als einer dieser herausgehobenen, visionären Augenblicke seines Lebens auf Tahiti im Gedächtnis bleiben sollte, in denen er geglaubt hatte, wenigstens für einen kurzen Moment das zu berühren, das zu erleben, was er in der Südsee

gesucht hatte, etwas, das er in Europa niemals mehr finden würde, weil die Zivilisation es vernichtet hatte. Auf der Matratze am Boden liegend, nackt, bäuchlings, die runden Hinterbacken hochgereckt und den Rücken leicht durchgebogen, das Gesicht halb ihm zugewandt, sah Teha'amana ihn mit einem Ausdruck grenzenlosen Entsetzens an, Augen, Mund und Nase zu einer Grimasse animalischen Schreckens verzerrt. Auch seine Hände wurden vor Schreck schweißnaß. Sein Herz klopfte wie wild. Er mußte das Streichholz fallen lassen, das ihm die Fingerkuppen versengte. Als er ein neues anzündete, lag das Mädchen noch immer in derselben Haltung da, mit demselben Ausdruck, vor Angst wie versteinert.

»Ich bin es, ich bin es, Koke«, beruhigte er sie, während er auf sie zuing. »Hab keine Angst, Teha'amana.«

Sie brach in Tränen aus, schluchzte hysterisch, und in ihrem unzusammenhängenden Gestammel konnte er mehrmals das Wort *tupapau*, *tupapau* unterscheiden. Es war das erste Mal, daß er es hörte, aber er hatte es schon einmal gelesen. Während Teha'amana, gegen seine Brust gedrängt, auf seinen Knien sitzend, sich allmählich beruhigte, erinnerte er sich, daß es in dem Buch *Voyages aux îles du Grand Océan* vorkam, das ein ehemaliger französischer Konsul auf diesen Inseln, Antoine Moerenhout, geschrieben hatte, das gleiche Wort, das Teha'amana jetzt mit erstickter Stimme wiederholte, um ihm vorzuwerfen, er habe sie allein im Dunkeln gelassen, ohne Öl in der Lampe, obwohl er ihre Angst vor der Dunkelheit kannte, denn in der Finsternis erschienen die *tupapaus*. Das war es, Koke: Als du in den

dunklen Raum tratet und das Streichholz anzündetest, hatte Teha'amana dich für ein Gespenst gehalten.

Sie existierten also, diese Totengeister, böse Dämonen mit gekrümmten Klauen und wölfischen Reißzähnen, die in den Tiefen, den Höhlen, den Schlupfwinkeln des Unterholzes, den hohlen Stämmen hausten und ihre Verstecke verließen, um die Lebenden zu erschrecken und zu quälen. Das sagte Moerenhout in diesem Buch, das der Siedler Goupil dir geliehen hatte und das sich ausführlich mit den Göttern und Dämonen der Maori befaßte, vor der Ankunft der Europäer, die dann ihren Glauben und ihre Sitten zerstörten. Und womöglich sprach von ihnen auch jener Roman von Pierre Loti, der Vincent begeistert und dir zum ersten Mal den Gedanken an Tahiti in den Kopf gepflanzt hatte. Aber die Europäer hatten sie trotz allem nicht ganz zum Verschwinden gebracht. Etwas von dieser schönen Vergangenheit regte sich noch unter der christlichen Hülle, die Missionare und Seelenhirten den Eingeborenen aufgezwungen hatten. Sie sprachen nie darüber, und jedesmal wenn Koke versuchte, ihnen etwas über ihren alten Glauben zu entlocken, über die Zeit, in der sie frei waren, wie nur Wilde es sein können, schauten sie ihn verständnislos an. Sie lachten über ihn, wovon redete er?, als wäre das, was ihre Vorfahren einst getan, angebetet und gefürchtet hatten, völlig aus ihrem Leben verschwunden. Das stimmte nicht; zumindest dieser Mythos war noch immer lebendig; das bewies das klagende Gestammel des Mädchens in deinen Armen: *tupapau, tupapau*.

Er fühlte eine beginnende Erektion. Er bebte vor Erre-

gung. Als das Mädchen es merkte, glitt es auf die Matratze, mit dieser abgemessenen, leicht katzenhaften Trägheit, die ihn bei den eingeborenen Frauen so betörte und verwirrte, und wartete, daß er sich auszog. Mit fieberndem Körper legte er sich zu ihr, aber statt sie zu besteigen, hieß er sie, sich auf den Bauch zu drehen, die Haltung einzunehmen, in der er sie überrascht hatte. Er hatte noch immer den unauslöschlichen Anblick dieser vor Angst zusammengekniffenen, emporgereckten Hinterbacken in den Augen. Es kostete ihn Mühe, in sie einzudringen – er gewährte, wie sie schnurrte, klagte, sich wand und schließlich aufschrie –, und kaum fühlte er, daß sein Glied in ihr geborgen war, zusammengedrückt und schmerzend, ejakulierte er mit dem heulenden Laut eines Tieres. Einen Augenblick lang, während er Teha'amana sodomisierte, hatte er sich wie ein Wilder gefühlt.

Am nächsten Morgen, im ersten Licht der Frühe, begann er zu arbeiten. Der Tag war trocken, und am Himmel standen spärliche Wolken; bald würde in seinem Umkreis ein Fest von Farben explodieren. Er ging hinaus und nahm ein Bad am Wasserfall, nackt, und dachte daran, daß ihm kurz nach seiner Ankunft hier ein unfreundlicher Gendarm namens Claverie, der gesehen hatte, wie er unbekleidet im Fluß plätscherte, eine Strafe wegen »Verletzung der öffentlichen Moral« auferlegt hatte. Dein erster Zusammenstoß mit einer Wirklichkeit, die deinen Träumen widersprach, Koke. Dann machte er sich in aller Eile eine Tasse Tee. Er verging fast vor Ungeduld. Als Teha'amana eine halbe Stunde später aufwachte, war er so vertieft in seine

Skizzen und Notizen zur Vorbereitung des Bildes, daß er nicht einmal ihren Gruß hörte.

Eine Woche lang arbeitete er unermüdlich hinter verschlossenen Türen. Er verließ das Atelier nur am Mittag, um im Schatten des üppigen Mangobaums neben der Hütte ein paar Früchte zu essen oder eine Konservendose zu öffnen, und arbeitete dann weiter, bis das Licht zur Neige ging. Am zweiten Tag rief er Teha'amana, entkleidete sie und hieß sie auf der Matratze die gleiche Haltung einnehmen, in der er sie vorgefunden hatte, als sie im Glauben gewesen war, er sei ein *tupapau*. Ihm wurde sofort klar, daß es absurd war. Das Mädchen würde das, was er auf dem Bild festhalten wollte, nicht noch einmal darstellen können: diesen aus der fernsten Vergangenheit gekommenen religiösen Schrecken, in dem ihr der Dämon erschienen war, eine Angst, so mächtig, daß sie dem *tupapau* Gestalt verliehen hatte. Jetzt lachte sie oder unterdrückte das Lachen, während sie versuchte, auf sein Geheiß hin wieder einen ängstlichen Gesichtsausdruck aufzusetzen. Und ihr Körper besaß nicht die Spannkraft, die Biegung der Wirbelsäule, die ihre Hinterbacken in einer wollüstigen Weise aufragen ließ, wie Koke sie nie zuvor gesehen hatte. Es war dumm, sie posieren zu lassen. Das Material befand sich in seiner Erinnerung: es war das Bild, das er jedesmal wieder sah, wenn er die Augen schloß, verbunden mit dem Begehren, das ihn in jenen Tagen, während er *Manao tupapau* malte und nachbesserte, dazu trieb, seine *vahine* jede Nacht und manchmal auch am Tage in seinem Atelier zu besitzen. Während er das Bild malte, fühlte er wie selten zuvor, daß er recht gehabt

hatte, als er den jungen Leuten der Pension Gloanec, die ihm damals in der Bretagne begeistert zugehört und sich seine Jünger genannt hatten, versicherte: »Um wirklich zu malen, muß man den zivilisierten Menschen abschütteln, der auf unseren Schultern hockt, und den Wilden herauslassen, den wir in uns tragen.«

Ja: Das war wirklich das Bild eines Wilden. Er betrachtete es mit Genugtuung, als es in seinen Augen fertig war. Wie in der Vorstellung der Wilden verbanden sich auf ihm das Wirkliche und das Phantastische in einer einzigen Realität. Dunkel, leicht düster, von Religiosität und Begehren, von Leben und Tod durchdrungen. Die untere Hälfte war objektiv, realistisch; die obere subjektiv und unreal, aber nicht weniger authentisch als die andere. Das nackte Mädchen wäre obszön ohne die Angst in den Augen und diesen Mund, der sich zu einer Grimasse zu verzerren begann. Doch die Angst minderte ihre Schönheit nicht, sondern vergrößerte sie noch durch die verführerische Position ihrer Hinterbacken. Ein Altar aus Menschenfleisch für eine barbarische Zeremonie zu Ehren eines kleinen heidnischen, grausamen Gottes. Und im oberen Teil das Gespenst, das in Wahrheit eher deiner als der tahitianischen Welt entstammte, Koke. Es glich nicht den Dämonen mit Klauen und Wolfszähnen, wie Moerenhout sie beschrieben hatte. Es war eine kleine ver mum mte Alte, ähnlich den Greisinnen in der Bretagne, die in deiner Erinnerung stets lebendig waren, zeitlose Frauen, denen du auf den Wegen von Finistère begegnet warst, als du in Pont-Aven oder in Le Pouldu lebtest. Sie wirkten, als wären sie schon halbtot, schon zu Lebzeiten zum Gespenst geworden. Es gehörten zur

objektiven Welt, wenn denn eine Statistik nötig war, die Matratze, schwarzbraun wie das Haar des Mädchens, die gelben Blumen, das grünliche Laken aus Baumbast, das blaßgrüne Kissen und das rosafarbene Kissen, dessen Ton auf die Oberlippe des Mädchens abgefärbt zu haben schien. Diese Ordnung der Wirklichkeit hatte ihr Gegenstück im oberen Teil: dort waren die luftigen Blumen wie Funken, Lichtblitze, phosphoreszierende, schwerelose Feuerkugeln, die an einem malvenfarbenen, ins Bläuliche spielenden Himmel schwebten, dessen Pinselstriche an die Lanzen eines Wasserfalls denken ließen.

Das Gespenst, das im Profil dargestellt war, lehnte still und ruhig mit dem Rücken an einem zylindrischen Pfahl, einem Totem mit abstrakten Formen in fein abgestuften rötlichen Tönen und einem glasierten Blau. Diese obere Hälfte bestand aus einer flirrenden, entgleitenden, ungreifbaren Materie, die wirkte, als könnte sie sich jeden Augenblick verflüchtigen. Aus der Nähe betrachtet, hatte das Gespenst eine gerade Nase, geschwollene Lippen und das große starre Auge der Papageien. Es war dir gelungen, dem Ganzen eine bruchlose Harmonie zu verleihen, Koke. Von ihm ging die Musik des Totengeläuts aus. Das Licht triff aus dem grünlichen Gelb des Lakens und dem orangefarben geränderten Gelb der Blumen.

»Wie soll ich es nennen?« fragte er Teha'amana, nachdem er viele Titel ausprobiert und alle verworfen hatte.

Das Mädchen überlegte ernst. Dann nickte es, wie zur eigenen Bestätigung: »*Manao tupapau*.« Aus Teha'amanas Erklärungen ging nicht hervor, ob die richtige Überset-

zung lautete: »Sie denkt an den Geist des Toten« oder »Der Geist des Toten erinnert sich an sie«. Diese Ambivalenz gefiel ihm.

Eine Woche nach Beendigung seines Meisterwerks nahm er noch immer Retuschen vor und verbrachte ganze Stunden vor der Leinwand, in ihre Betrachtung vertieft. Du hattest es geschafft, Koke, nicht wahr? Das Bild ließ keine zivilisierte, europäische, christliche Hand erkennen. Eher die eines ehemaligen Europäers, eines ehemaligen Zivilisierten und Christen, der durch Willenskraft und abenteuerliche und leidvolle Erfahrungen das frivole Gehabe der dekadenten Pariser abgelegt hatte und zu seinen Ursprüngen zurückgekehrt war, zu dieser glanzvollen Vergangenheit, in der Religion und Kunst, dieses Leben und das andere eine einzige Realität bildeten. In den Wochen, die auf *Manao tupapau* folgten, empfand Paul eine innere Gelassenheit, wie er sie lange Zeit nicht mehr erlebt hatte. Die Schwären, die kurz vor seiner Abreise aus Europa vor zwei Jahren an seinen Beinen erschienen waren und auf mysteriöse Weise kamen und gingen, waren verschwunden. Er legte sich jedoch aus Vorsicht weiterhin Senfpflaster auf und wickelte sich die Waden, wie Doktor Fernouil in Paris ihm verordnet und die Ärzte im Hospital Vaiami ihm geraten hatten. Seit längerem schon litt er nicht mehr unter den Blutungen aus dem Mund, die kurz nach seiner Ankunft in Tahiti aufgetreten waren. Er fuhr fort, kleine Holzfiguren zu schnitzen, polynesishe Götter, die er ausgehend von den heidnischen Göttern seiner Photo-Sammlung erfand, während er im Schatten des großen Mangobaums saß, machte Skizzen und nahm

neue Bilder in Angriff, die er jedoch rasch wieder aufgab. Wie etwas malen, nach *Manao tupapau*? Du hattest recht gehabt, Koke, mit deinen Reden in Le Pouldu, in Pont-Aven, im Café Voltaire in Paris oder bei deinen Streitereien mit dem verrückten Holländer in Arles: Malen war keine Frage des Handwerks, sondern der Umstände, keine Frage der Fertigkeit, sondern der Phantasie und der Hingabe des eigenen Lebens. »Als würde man dem Trappistenorden beitreten, um nur für Gott zu leben, meine Brüder.« In der Nacht von Teha'amanas Schrecken war der Schleier des Alltäglichen zerrissen, so sagtest du dir, und eine tiefe Wirklichkeit hervorgetreten, in der du zu den Anfängen der Menschheit zurückkehren und den Vorfahren von gleich zu gleich begegnen konntest, die in einer noch magischen Welt, in der Götter und Dämonen sich mit den Menschen mischten, ihre ersten Schritte in der Geschichte taten.

Ließen sich die Umstände, unter denen, wie in der Nacht des *tupapau*, die Zeitschranken fielen, künstlich herstellen? Um dies herauszufinden, veranstaltete er jene *támara'a*, für die er – eine dieser unüberlegten Handlungen, die sein ganzes Leben bestimmten – den Großteil einer bedeutenden Überweisung (achthundert Francs) ausgab, die Daniel de Monfreid ihm nach dem Verkauf zweier seiner bretonischen Bilder an einen Reeder in Rotterdam geschickt hatte. Kaum hielt er das Geld in den Händen, teilte er Teha'amana seine Pläne mit: Sie würden viele Freunde einladen, singen, essen, tanzen und sich eine ganze Woche lang betrinken.

Sie gingen zum Lebensmittelhändler in Mataiea, zum

Chinesen Aoni, um die aufgelaufenen Schulden zu bezahlen. Aoni, ein dicker Mann mit schweren Schildkrötenlidern, der sich mit einem Stück Karton Luft zufächelte, blickte verwundert auf das Geld, mit dem er nicht mehr gerechnet hatte. Koke entfaltete seine ganze Großzügigkeit und kaufte einen gewaltigen Vorrat an Konservendosen, Rinderfleisch, Käse, Zucker, Reis, Bohnen und Getränken: literweise Rosewein, Flaschen mit Absinth, Karaffen mit Bier und mit dem Rum der Zuckermühlen der Insel.

Sie luden ein Dutzend einheimischer Paare aus der Gegend um Mataiea und einige Freunde aus Papeete ein, wie Leutnant Jénót, die Drollets und die Suhas, Beamte der Kolonialverwaltung. Der pragmatische, lebenswürdige Jénót erschien wie immer mit Lebensmitteln und Getränken beladen, die er zum Selbstkostenpreis im Warenlager der Militärs erstand. Die *támara'a*, ein Gericht auf der Grundlage von Fisch, Kartoffeln und Gemüse, die in der Erde gekocht wurden, wo sie, eingewickelt in Bananenblätter, zwischen heißen Steinen garten, war köstlich. Als sie mit dem Essen fertig waren, brach die Dämmerung herein; die Sonne war eine Feuerkugel, die hinter den funkelnden Felsenriffen versank. Jénót und die beiden französischen Ehepaare verabschiedeten sich, denn sie wollten noch am gleichen Tag nach Papeete zurückkehren. Koke holte seine beiden Gitarren und seine Mandoline herunter und unterhielt seine Gäste mit bretonischen Liedern und Pariser Modestücken. Besser, von Einheimischen umgeben zu sein. Die Anwesenheit von Europäern war immer ein Hemmnis, hinderte die Tahitianer daran, ihren Trieben

freien Lauf zu lassen und sich wirklich zu vergnügen. Das hatte er schon in seinen ersten Tagen hier bei den Freitagsbällen auf dem Marktplatz feststellen können. Der Spaß begann erst richtig, wenn die Seeleute auf ihre Schiffe und die Soldaten in ihre Kaserne zurückkehren mußten und eine Menschenmenge fast ohne *papa'a* zurückblieb. Seine Freunde aus Mataiea waren ziemlich betrunken, Männer wie Frauen. Sie tranken Rum mit Bier oder mit Fruchtsäften. Einige tanzten, andere sangen gemeinsam einheimische Lieder, langsam und getragen. Koke half, das Feuer anzuzünden, nicht weit vom großen Mangobaum entfernt, durch dessen polypenartige, dicht bewachsene Zweige hindurch die Sterne an einem indigoblauen Himmel flimmerten. Er verstand das tahitianische Maori schon ziemlich gut, aber nicht, wenn sie sangen. Ganz nah am Feuer, mit den Füßen auf der Stelle tretend und sich in den Hüften wiegend, die Haut wie glühend durch die Reflexe der Flammen, tanzte Tutsitil, der Besitzer des Stück Landes, auf dem seine Hütte stand, mit seiner noch jungen, leicht rundlichen Frau Maoriana, deren geschmeidige Schenkel sich unter dem geblühten Pareo abzeichneten. Sie hatte die für Tahitianer typischen zylindrischen Beine mit großen Plattfüßen, die eins zu sein schienen mit der Erde. Paul begehrte sie. Er holte mit Rum vermisches Bier und bot ihnen zu trinken an und trank und brachte Trinksprüche aus, während er die Arme um sie legte und leise das Lied mitsummte, das sie angestimmt hatten. Die beiden Eingeborenen waren betrunken.

»Ziehen wir uns aus«, sagte Koke. »Gibt es etwa Müken?«

Er legte den Pareo ab, der den unteren Teil seines Körpers bedeckte, und stand nackt da, die Rute im schwachen Widerschein des Feuers sichtlich halb erigiert. Niemand tat es ihm nach. Sie betrachteten ihn gleichmütig oder neugierig, aber sie fühlten sich nicht angesprochen. Wovor habt ihr Angst, ihr Zombies? Niemand antwortete ihm. Sie tanzten, sangen oder tranken weiter, als wäre er gar nicht da. Er tanzte mit seinen Nachbarn und versuchte erfolglos, wenn auch frohgemut, ihre Bewegungen nachzuahmen: das unmögliche Rotieren der Hüften, den im Takt ausgeführten Hüpfen mit beiden Füßen, bei dem die Knie gegeneinander schlugen. Er hatte sich wie ein Keil zwischen Tutsitil und Maoriana geschoben und schmiegte sich jetzt an die Frau, berührte sie. Er faßte sie um die Taille und drängte sie mit seinem Körper langsam aus dem Lichtkreis des Feuers hinaus. Sie leistete keinen Widerstand und änderte auch nicht ihren Gesichtsausdruck. Es war, als bemerkte sie Kokes Anwesenheit nicht, als tanzte sie mit der Luft oder mit einem Schatten. Mit ein wenig Gewalt brachte er sie dazu, auf den Boden zu gleiten, ohne daß einer von ihnen beiden ein Wort gesagt hätte. Maoriana ließ zu, daß er sie küßte, aber sie küßte ihn nicht; sie summte leise vor sich hin, während er ihr mit seinem Mund den Mund öffnete. Er liebte sie, enerviert durch die Litanei, die jetzt von den noch immer im Kreis um das Feuer stehenden Gästen angestimmt wurde.

Als er erwachte, einen oder zwei Tage später – er konnte sich schlicht nicht erinnern –, die Pfeile der Sonne in den Augen, hatte er Stiche am Körper und

fragte sich, ob er es allein bis in sein Bett geschafft hatte. Teha'amana schnarchte, den Körper nur halb vom Laken bedeckt. Er roch den schweren, von der Alkoholmischung sauren Atem und fühlte ein allgemeines Unbehagen. ›Soll ich bleiben oder nach Frankreich zurückkehren ?‹ dachte er. Er war seit einem Jahr auf Tahiti und hatte fast sechzig Bilder gemalt; hinzu kamen zahllose Skizzen und Zeichnungen und ein Dutzend Holzfiguren. Und das Wichtigste: ein Meisterwerk, Koke. Nach Paris zurückkehren und mit ausgewählten Werken dieses Arbeitsjahrs in Polynesien eine Ausstellung machen – war das nicht verlockend? Die Pariser wären sprachlos angesichts dieser Explosion von Licht, von exotischen Landschaften, angesichts dieser Welt von Männern und Frauen im Naturzustand, die stolz waren auf ihren Körper und ihre Sinne, sie wären überwältigt von den kühnen Formen und verwegenen Farbkombinationen, die aus den Spielereien der Impressionisten Kinderstreiche machten. Wagst du es, Koke?

Als Teha'amana aufwachte und ging, um Tee zu bereiten, war er mit weit offenen Augen in einem hellstichigen Traum versunken: die Jubelberichte in den Zeitungen und Zeitschriften, die Galeristen, außer sich vor Freude darüber, wie die Kenner sich um seine Bilder rissen und Wahnsinnspreise boten, die nicht einmal Monet, Degas, Cézanne, der verrückte Holländer oder Puvis de Chavannes jemals erzielt hatten. Paul genoß den Ruhm und das Geld, mit denen Frankreich seine Berühmtheiten beschenkt, mit Stil, ohne Dünkel. Den Kollegen, die an ihm gezweifelt hatten, frischte er die Erinnerung auf: ›Ich habe euch doch die Methode

erklärt, erinnert ihr euch nicht, meine Freunde?« Den jungen Leuten half er mit Empfehlungen und Ratschlägen.

»Ich bin schwanger«, sagte Teha'amana, als sie mit den dampfenden Teetassen zurückkehrte. »Tutsitil und Maoriana waren da und haben gefragt, ob du ihnen zurückgibst, was sie dir geliehen haben, jetzt, wo du Geld bekommen hast.«

Er zahlte ihnen und anderen Nachbarn, was er ihnen schuldete, und mußte dann entdecken, daß ihm von Daniel de Monfreids Überweisung nur noch hundert Francs blieben. Wie lange würden sie davon leben können? Er hatte fast keine Leinwand und keine Rahmen mehr, der Zeichenkarton war ihm ausgegangen, und sogar Farbtuben blieben ihm nur noch wenige. Nach Frankreich zurückgehen, Paul? Konntest du in deinem Zustand und angesichts dieser düsteren Zukunft noch von Tahiti profitieren? Wenn du nach Europa zurückkehren wolltest, müßtest du außerdem sofort handeln. Die Reise zu bezahlen war dir schlicht unmöglich. Du konntest dich nur repatriieren lassen. Nach dem französischen Recht hattest du Anspruch darauf. Da jedoch die Mühlen des Gesetzes langsam mahlten, mußten Monfreid und Schuffenecker in Paris unbedingt entsprechende Schritte im Ministerium unternehmen. Bis sie tätig wurden und du die offizielle Antwort erhieltest, sechs oder acht Monate, mindestens. Also Hand ans Werk, ohne Zeit zu verlieren.

Am selben Tag, noch immer mitgenommen von den Folgen seines Alkoholkonsums bei der *tamara'a*, schrieb er seinen Freunden mit der dringenden Bitte, im

Ministerium vorzusprechen, damit der Direktor der Kunstakademie (war es noch immer Monsieur Henri Roujon, der ihm für seine Reise nach Tahiti einige Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte?) seiner Repatriierung zustimmte. Er schrieb auch diesem einen langen Brief, in dem er sein Ansinnen mit seiner gesundheitlichen Verfassung und seiner totalen Mittellosigkeit begründete, und schließlich einen Brief an seine in Kopenhagen lebende rechtmäßige Ehefrau Mette, in dem er ihr ankündigte, daß sie sich in einigen Monaten sehen würden, da er beschlossen habe, nach Frankreich zurückzukehren, um das Ergebnis seiner Arbeit in der Südsee zu präsentieren. Ohne Teha'amana etwas von seinen Plänen zu erzählen, kleidete er sich an und begab sich nach Papeete, um die Briefe aufzugeben. Die Post, in der Hauptstraße der Stadt, der Rue de Rivoli, gelegen und von hohen Obstbäumen und großen vornehmen Häusern umgeben, war kurz davor, zu schließen. Der Älteste der Angestellten (Foncheval oder Fonteval?) sagte ihm, die Post gehe innerhalb kurzer Zeit über die australische Route hinaus, die *Kerrigan* sei zum Auslaufen bereit. Zwar sei die Strecke länger, dafür aber sicherer als die über San Francisco, denn es gebe weniger Umladungen, bei denen oft Sendungen verlorengingen.

Er trat in eines der Hafenlokale, um etwas zu trinken. Er hatte die Entscheidung, nach Paris zurückzukehren, nur ein Jahr nach seiner Ankunft getroffen und würde sie nicht rückgängig machen, aber er fühlte sich nicht im Einklang mit sich selbst. Wenn er ehrlich war, dann handelte es sich um eine Flucht infolge einer Niederlage. Bei allen Gesprächen mit dem verrückten Holländer in

Arles, in der Bretagne oder mit Bernard, Morice und dem guten Schuff in Paris, bei allen Träumen, die um das Bedürfnis kreisten, sich auf die Suche nach einer unberührten, von der europäischen Kunst nicht vereinnahmten Welt zu machen, war es im Kern auch darum gegangen, vor der verfluchten täglichen Plackerei der Geldbeschaffung, vor der täglichen Existenzangst zu fliehen. Der Wunsch, auf natürliche Weise zu leben, von der Erde, wie die Primitiven – die gesunden Völker –, hatte ihn nach Panama und Martinique geführt und ihn danach veranlaßt, Erkundigungen über Madagaskar und Tonkin einzuholen, bevor er sich dann für Tahiti entschied. Doch entgegen deinen Träumen konnte man auch hier nicht »auf natürliche Weise« leben, Koke. Man konnte nicht nur von Kokosnüssen, Mangos und Bananen leben, das einzige, was die Zweige der Bäume kostenlos boten. Noch dazu wuchsen die roten Bananen nur in den Bergen, und man mußte steile Anhöhen erklimmen, um sie pflücken zu können. Du würdest nie lernen, das Land zu bebauen, denn diese Tätigkeit erforderte so viel Zeit, daß dir das Malen unmöglich gewesen wäre. Auch hier, der Landschaft und den Eingeborenen zum Trotz, die nur mehr ein blasser Abglanz der einst fruchtbaren Zivilisation der Maori waren, bestimmte also das Geld über Leben und Tod der Menschen und verurteilte die Künstler dazu, sich dem Gott Mammon zu unterwerfen. Wenn du nicht Hungers sterben wolltest, mußtest du bei den chinesischen Händlern Konserven kaufen, Geld ausgeben, ein Geld, das du, der Unverständene, der von den verachtenswerten, den Kunstmarkt beherrschenden Snobs Abge-

lehnte, nicht besaßest und nie besitzen würdest. Aber du hattest überlebt, Koke, hattest gemalt und deine Palette um diese Farben bereichert und warst getreu deinem Wahlspruch – »das Recht, alles zu wagen« – alle Risiken eingegangen, wie die großen Schöpfer.

Du würdest Teha'amana deine Rückreisepläne erst im letzten Augenblick mitteilen. Auch das ging zu Ende. Du solltest diesem Mädchen dankbar sein. Ihr kleiner junger Körper, ihre Hingabefähigkeit, ihr wacher Geist hatten dir Genuß verschafft, dich verjüngt und dir zuweilen das Gefühl gegeben, ein Wilder zu sein. Ihre natürliche Lebendigkeit, ihre Fürsorge, ihre Gelehrigkeit, ihre Gesellschaft hatten dir das Leben erträglich gemacht. Doch die Liebe hatte keinen Platz in deinem Dasein, war ein Hindernis für deine Aufgabe als Künstler, denn sie verbürgerlichte die Männer. Jetzt, mit deinem Samen in ihrem Leib, würde das Mädchen allmählich anschwellen und eine dieser fetten, monströsen Eingeborenen werden, und du würdest für sie anstelle von Zärtlichkeit und Begehren nur noch Abscheu empfinden können. Es war besser, diese Beziehung abubrechen, bevor sie ein böses Ende fände. Und der Sohn oder die Tochter, die du haben würdest? Nun ja, ein Bastard mehr in dieser Welt von Bastarden. Von der Vernunft her warst du überzeugt, recht zu handeln, wenn du nach Frankreich zurückkehrtest. Doch etwas in dir glaubte es nicht, denn in den acht folgenden Monaten, bis du dich schließlich im Juni 1893 auf der *Duchaffault* nach Nouméa einschifftest, der ersten Etappe deiner Rückkehr nach Europa, warst du unruhig, mißmutig und voll Furcht, einen schweren Irrtum zu begehen.

Er tat vieles in diesen acht Monaten, doch als er glaubte, er könne ein zweites tahitianisches Meisterwerk malen, täuschte er sich. Er hatte sich von Mataiea nach Papeete begeben, um nachzusehen, ob Briefe oder irgendeine Überweisung für ihn eingetroffen waren, und erfuhr in der Stadt, daß im Haus seines Freundes Aristide Suhas große Erschütterung herrschte, da dessen kleiner, zwanzig Monate alter Sohn im Sterben lag. Er traf ein, als das Kind gerade an einer Darminfektion gestorben war. Als er das tote Kind, das spitze Gesicht, die wächserne Haut sah, verspürte er einen erregenden Kitzel. Er zögerte nicht; mit einem Ausdruck gespielter Schmerzes umarmte er Aristide und Madame Suhas und schlug ihnen vor, ein Porträt des verstorbenen Kindes zu malen und es ihnen zu schenken. Ehemann und Ehefrau schauten sich mit verweinten Augen an und willigten ein: Es würde ihnen helfen, ihn weiterhin bei sich zu behalten.

Er fertigte einige Skizzen an, arbeitete weiter während der Totenwache und malte das Bild dann auf einer seiner letzten Leinwände, behutsam und detailgetreu. Er verwandte besondere Sorgfalt auf das Gesicht des Kindes, das mit geschlossenen Augen und einem Rosenkranz in den kleinen gefalteten Händen dalag, ein Gesicht, das den Augenblick des Hinscheidens ausdrückte. Doch als er Madame Suhas das Bild brachte, dankte sie ihm nicht für das Geschenk, sondern reagierte empört. Niemals würde sie dieses Porträt in ihrem Haus dulden.

»Aber was ist denn Beleidigendes daran?« fragte Koke, der über die Reaktion der Frau des Siedlers nicht

wirklich unerfreut war.

»Das ist nicht mein Kind. Das ist ein Chinesenkind, einer dieser Gelben, die uns hier allmählich überschwemmen. Was haben wir Ihnen getan, daß Sie unseren Schmerz verhöhnen und unserem Engel ein Chinesengesicht geben?«

Er konnte sich das Lachen nicht verkneifen, und die Suhas warfen ihn aus dem Haus. Zurück in Mataiea, betrachtete er das Porträt mit neuen Augen. Ja, es war dir unter der Hand orientalisch geraten. Und so taufte er sein neues Werk um, auf einen mythischen Namen der Maori: *Porträt des Prinzen Atiti*.

Einige Zeit später, als er merkte, daß Teha'amanas Bauch nicht wuchs, obwohl schon vier Monate seit dem Tag vergangen waren, als sie ihm ihre Schwangerschaft verkündet hatte, fragte er sie danach.

»Ich hatte eine Blutung und habe es verloren«, sagte sie, ohne ihre Stopfarbeit zu unterbrechen. »Ich habe vergessen, es dir zu erzählen.«

III

Bastardin und gesetzesflüchtig

Dijon, April 1844

Statt sich von Auxerre direkt nach Dijon zu begeben, machte Flora jeweils einen Tag lang Station in Avalion und Semur, obwohl beide Orte nicht in ihrem Reiseplan enthalten waren. In Buchhandlungen beider Ortschaften hinterließ sie Exemplare von *L'Union Ouvrière* und Plakate. Und da sie keine Empfehlungs- oder Einführungsschreiben besaß, suchte sie die Arbeiter in den von ihnen besuchten Wirtschaften auf.

An dem kleinen Platz vor der Kirche von Avalion, deren Heiligen- und Jungfrauenbildnisse so bunt waren, daß sie an die indianischen Kapellen in Peru denken mußte, befanden sich zwei Schankstuben. Sie betrat *L'Etoile du Jour* in der Abenddämmerung. Das Herdfeuer rötete die Gesichter der Gäste und füllte den dichtbesetzten Raum mit Rauch. Sie war die einzige Frau. Auf laute Ausrufe folgten Getuschel und verhaltenes Gelächter. Zwischen den weißen Wölkchen der Tabakspfeifen sah sie kleine blinzelnde Augen, lüsterne Gesichter. Mäanderndes Gemurmel geleitete sie, während sie sich ihren Weg durch die schwitzende Menge bahnte, die ihr Platz machte und sich hinter ihr wieder schloß.

Sie fühlte kein Unbehagen. Als der Wirt des Lokals, ein gedrungener Mann mit salbungsvollen Manieren, ihr entgegentrat und sie fragte, wen sie suche, antwortete

sie schneidend: niemanden.

»Warum fragen Sie mich das?« fragte sie so laut zurück, daß alle sie hörten. »Ist Frauen der Zutritt hier nicht erlaubt?«

»Anständigen Frauen wohl«, rief eine schnapsselige Stimme von der Theke her. »Hetären nicht.«

»Der örtliche Dichter«, dachte Flora.

»Ich bin keine Hure, meine Herren«, erklärte sie ohne Zorn, und sogleich breitete sich Stille aus. »Ich bin eine Freundin der Arbeiter. Ich möchte euch helfen, die Ketten der Ausbeutung zu sprengen.«

An ihren Gesichtern konnte sie ablesen, daß sie in ihr jetzt keine Dirne mehr, sondern eine Spinnerin sahen. Sie gab sich nicht geschlagen und redete zu ihnen. Die Arbeiter hörten ihr aus Neugier zu, so wie man dem Gesang eines unbekannten Vogels lauscht, ohne daß sie ihren Worten große Aufmerksamkeit schenkten, die sie lieber auf ihre Kleidung, ihre Hände, ihren Mund, ihre Taille und ihre Brust richteten. Es waren müde Männer mit erschöpften Gesichtern, die nichts anderes wollten, als ihr Leben vergessen. Nach kurzer Zeit, als die Neugier gestillt war, nahmen einige wieder ihre Gespräche auf und vergaßen sie. Im zweiten Lokal von Avallon, *La Joie*, einer kleinen Höhle mit verrußten Wänden und einem Kamin, in dem die letzte Glut vor sich hin glomm, waren die sechs oder sieben Gäste zu betrunken, als daß es gelohnt hätte, durch Reden Zeit mit ihnen zu verlieren.

Sie kehrte mit dem bitteren Geschmack im Mund in die Herberge zurück, der sie ab und zu heimsuchte. Warum, Florita? Wegen der Zeit, die du in Avallon,

diesem Dorf mit unwissenden Bauern, verloren hattest? Nein. Weil der Besuch in diesen Wirtshäusern deine Erinnerung aufgerührt hatte und dir jetzt die Alkoholdünste der mit Trinkern, Spielern und üblem Gesindel gefüllten Lasterhöhlen um die Place Maubert in die Nase stiegen, zwischen denen sich deine Kindheit und Jugend abgespielt hatten. Und die vier Jahre deiner Ehe, Florita. Was für eine Angst vor den Trinkern! Sie trieben sich in der Nachbarschaft der Rue du Fouarre herum, vor den Türen der Wirtschaften und an den Straßenecken; sie schlieften ihren Rausch in Hauseingängen und auf den Bürgersteigen aus, rülpsend, von Erbrochenem besudelt, fluchend noch im Schlaf. Sie bekam Gänsehaut, wenn sie daran dachte, wie sie im Dunkeln aus der Lithographiewerkstatt des Meisters André Chazal heimkehrte, wo man sie auf Bitten ihrer Mutter kurz nach ihrem sechzehnten Geburtstag als Lehrling aufgenommen hatte, um das Handwerk des Kolorierens zu lernen. Deine gute Anlage zum Zeichnen war dir dabei von Nutzen. Unter anderen Umständen wärest du vielleicht Malerin geworden, Andalusierin. Aber sie bereute es nicht, in ihrer Jugend Arbeiterin gewesen zu sein. Am Anfang fand sie es wunderbar und befreiend, die Tage nicht eingesperrt in der schäbigen Höhle der Rue du Fouarre verbringen zu müssen, früh aus dem Haus zu gehen und zusammen mit den etwa zwanzig Arbeiterinnen von Meister Chazal zwölf Stunden in der Werkstatt zu arbeiten, eine wahre Universität, an der gelehrt wurde, was es hieß, in Frankreich Arbeiterin zu sein. Vom Meister erzählten die Mädchen der Werkstatt ihr, er habe einen berühmten Bruder, Antoine, ein Blumen-

und Tiermaler im Jardin des Plantes. André Chazal trank und spielte gern und verlor viel Zeit in den Wirtshäusern. Er hatte die Gewohnheit, wenn er betrunken war und manchmal auch wenn er es nicht war, sich an den Arbeiterinnen zu vergreifen. Und tatsächlich, am gleichen Tag, an dem er dich befragte, um zu sehen, ob er dich als Lehrling nehmen würde, musterte er dich von oben bis unten und ließ seinen vulgären Blick in aller Dreistigkeit auf deiner Brust und deinen Hüften ruhen.

André Chazal! Was für einen armen Teufel hatte dir der Zufall oder womöglich der liebe Gott da zugeführt, damit du ihm deine Jungfräulichkeit schenkest, Florita. Ein hochgewachsener, leicht gebeugter Mann mit strohfarbenem Haar, breiter Stirn, kühnen, lauernden Augen und einer vorspringenden Nase, die ständig den Gerüchen der Umgebung auf der Spur war. Du hattest ihn auf den ersten Blick verführt mit deinen großen tiefen Augen und deiner schwarzen, gelockten Haarmähne, Andalusierin. (War André Chazal der erste, der dir diesen Beinamen gab?) Er war zwölf Jahre älter als du, und im Gedanken an die verbotene Frucht dieser kleinen Jungfrau mußte ihm das Wasser im

Mund zusammenlaufen. Unter dem Vorwand, dir das Handwerk beizubringen, rückte er dir auf den Leib, nahm deine Hand, faßte dich um die Taille. So werden die Säuren gemischt, die Farben ausgewechselt, Vorsicht mit dem Finger, hier verbrennst du dich, und schon klebte er an dir, rieb dir das Bein, den Arm, die Schultern, den Rücken. Deine Kolleginnen scherzten mit dir: »Du hast den Patron erobert, Florita.« Amandine, deine beste Freundin, prophezeite dir: »Wenn du nicht

nachgibst, wenn du ihm widerstehst, wird er dich heiraten. Denn du machst ihn verrückt, das schwör ich dir.«

Ja, du machtest ihn verrückt: André Chazal, Graveur und Lithograph, Nachtschwärmer, Spieler und Trinker. So verrückt, daß er sich eines Tages, nach billigem Wein riechend und mit hervortretenden Augen, erlaubte, dir mit seinen großen Pranken an die Brust zu greifen. Deine Ohrfeige ließ ihn taumeln. Er wurde blaß und schaute dich verdutzt an. Statt sie zu entlassen, wie Flora fürchtete, erschien er zerknirscht und mit einem Strauß Lilien in der Hand in der Höhle der Rue du Fouarre, um Madame Tristan um Entschuldigung zu bitten: »Madame, ich habe ernste Absichten, was Ihre Tochter betrifft.« Madame Aline war darüber so erfreut, daß sie zu lachen begann und Flora umarmte. Es war das einzige Mal, daß du deine Mutter so herzlich und froh erlebtest. »Was hast du doch für ein Glück«, sagte sie immer wieder, während sie dich voll Zärtlichkeit betrachtete. »Danke Gott dafür, meine Tochter.«

»Glück, weil Monsieur Chazal mich heiraten will?«

»Glück, weil er bereit ist, dich zu heiraten, obwohl du eine Bastardin bist. Glaubst du, es gibt viele, die das tun würden? Danke ihm auf Knien dafür, Florita.«

Diese Ehe war der Anfang vom Ende ihrer Beziehung zu ihrer Mutter; in dieser Zeit hörte Flora allmählich auf, sie zu lieben. Sie wußte, daß sie ein uneheliches Kind war, weil die Ehe ihrer Eltern, die ein französischer Geistlicher einst in Bilbao abgesegnet hatte, zivilrechtlich keine Gültigkeit besaß, aber erst jetzt wurde ihr bewußt, daß die Tatsache, eine *Bastardin* zu sein, ihr von Geburt

an eine Schuld auflud, die ebenso schrecklich war wie die Erbsünde. Daß André Chazal, ein fast bürgerlich zu nennender Unternehmer, bereit war, ihr seinen Namen zu geben, war ein Segen, ein Glück, für das du von ganzem Herzen dankbar sein mußtest. Doch das Ganze hinterließ den gleichen Nachgeschmack, den du jetzt zu vertreiben versuchtest, indem du dir den Mund mit Minzwasser ausspültest, bevor du in der Herberge in Avallon zu Bett gingst.

Wenn das, was du für Monsieur Chazal empfandest, Liebe war, dann war die Liebe eine Lüge. Sie hatte nichts zu tun mit der Liebe in den Romanen, diesem zarten Gefühl, dieser poetischen Schwärmerei, diesem brennenden Begehren. Daß André Chazal, dein Patron und noch nicht dein Ehemann, dich in seinem Büro in der Werkstatt in Besitz nahm, auf dieser Chaiselongue mit den knarrenden Federn, als deine Kolleginnen gegangen waren, erschien dir nicht romantisch, schön oder gefühlvoll. Eher widerwärtig und schmerzhaft. Der nach Schweiß riechende Körper, der sie erdrückte, die klebrige Zunge mit dem Geruch nach Tabak und Alkohol, das Gefühl, zwischen Schenkeln und Unterleib zerrissen zu werden, bereiteten ihr Übelkeit. Trotzdem, dämliche Florita, unvorsichtige Andalusierin, schriebst du André Chazal nach dieser widerlichen Vergewaltigung – denn das war es, nicht wahr? – jenen Brief, den der elende Kerl siebzehn Jahre später vor einem Pariser Gericht öffentlich machen sollte. Ein verlogenes, dummes Schreiben mit sämtlichen Klischees, die ein verliebtes junges Mädchen ihrem Liebhaber sagen mußte, nachdem sie ihm ihre Jungfräulichkeit geschenkt

hatte. Und mit zahllosen Rechtschreib- und Satzbau-
fehlern! Wie du dich schämen solltest, als es unter dem
Gekicher von Richtern, Anwälten und Publikum
verlesen wurde. Warum hattest du ihm diesen Brief ge-
schrieben, wo du doch halbtot vor Ekel von dieser
Chaiselongue aufgestanden warst? Weil das die deflo-
rierten Romanheldinnen taten.

Sie heirateten einen Monat später, am 3. Februar 1821,
im Rathaus des 11. Arrondissements, und wohnten seit
diesem Tag in einer kleinen Wohnung in der Rue des
Fos-sés-Saint-Germain-des-Prés. Als Flora, zusammen-
gerollt im Bett der Herberge in Avalion, spürte, daß sie
feuchte Augen hatte, bemühte sie sich, diese verstö-
renden Erinnerungen aus ihrem Kopf zu vertreiben.
Worauf es ankam, war, daß Rückschläge und Enttäü-
schungen dich nicht zerstörten, sondern stärker machten,
Andalusierin.

In Semur erging es ihr besser als in Avalion. Wenige
Schritte von den berühmten Türmen des Herzogs von
Burgund entfernt, die in ihr nicht die geringste
Bewunderung weckten, gab es eine Wirtschaft, die tags-
über Ausflugslokal war. Ein Dutzend Bauern feierte
einen Geburtstag, auch einige Böttcher waren da. Es fiel
ihr nicht schwer, mit beiden Gruppen ins Gespräch zu
kommen. Sie setzten sich an einen Tisch, und sie erklärte
ihnen den Grund ihrer Rundreise durch Frankreichs
Provinzen. Sie betrachteten sie respektvoll und verlegen,
wenn auch, dachte Flora, ohne viel zu verstehen von
dem, was sie sagte.

»Aber wir sind doch Bauern, keine Arbeiter«, meinte
einer von ihnen wie zur Entschuldigung.

»Auch die Bauern sind Arbeiter«, erklärte sie ihnen. »Und die Handwerker und die Dienstboten. Wer nicht Eigentümer ist, ist Arbeiter. Alle von den Bürgern Ausgebeuteten sind es. Und weil ihr am zahlreichsten seid und am meisten leidet, werdet ihr die Menschheit retten.«

Sie schauten sich an, verwundert über das, was ihnen da prophezeit wurde. Schließlich faßten sie sich ein Herz und stellten ihr Fragen. Zwei von ihnen versprachen ihr, *L'Union Ouvrière* zu kaufen und der Organisation beizutreten, sobald sie gegründet wäre. Um sie nicht vor den Kopf zu stoßen, mußte Flora, bevor sie ging, an einem Glas Wein nippen.

Sie traf im Morgengrauen des 18. April 1844 in Dijon ein, mit heftigen Schmerzen in der Gebärmutter und der Blase, die in der Kutsche aufgetreten waren, wahrscheinlich infolge der Erschütterungen und der Reizung der inneren Organe durch den Staub, den sie geschluckt hatte. Die ganze Woche in Dijon wurde sie von diesen Beschwerden im Unterleib geplagt, die sengenden Durst erzeugten, den sie mit kleinen Schlucken Zuckerwasser bekämpfte, und war dennoch guter Dinge, denn sie ruhte keinen Augenblick in dieser sauberen, hübschen und einladenden Stadt mit ihren dreißigtausend Seelen. Die drei Tageszeitungen in Dijon hatten ihren Besuch angekündigt, und dank ihrer Freunde bei den Pariser Samtsimonisten und Fourieristen erwarteten sie etliche, bereits vorbereitete Treffen.

Sie freute sich darauf, Mile Antoinette Quarre kennenzulernen, eine Näherin und Dichterin aus Dijon, die Lamartine ihres künstlerischen Talents, ihres Lebensmuts

und ihres Gerechtigkeitssinnes wegen in einem Gedicht »Vorbild der Frauen« genannt hatte. Doch schon bald nachdem sie in der Redaktion des *Journal de la Côte d'Or* ein Gespräch mit ihr angeknüpft hatte, wurde ihr klar, daß sie eitel und dumm war. Sie hatte einen Buckel auf Rücken und Brust und war obendrein ungeheuer dick und fast eine Zwergin. Sie entstammte einer sehr armen Familie, und ihre literarischen Triumphe gaben ihr jetzt das Gefühl, zum Bürgertum zu gehören.

»Ich glaube nicht, daß ich Ihnen helfen kann, Madame«, sagte sie, unfreundlich und mit einem Kinderhändchen fuchtelnd, nachdem sie ihr ungeduldig zugehört hatte. »Nach dem, was Sie gesagt haben, richtet sich Ihre Propaganda an die Arbeiter. Ich habe keinen Umgang mit Leuten aus dem Volk.«

›Natürlich nicht, du würdest sie in die Flucht schlagen‹, dachte Madame-la-Colère. Sie verabschiedete sich kühl von ihr, ohne ihr das Exemplar von *L'Union Ouvrière* zu überreichen, das sie ihr als Geschenk mitgebracht hatte.

Die Samtsimonisten waren gut eingeführt in Dijon. Sie besaßen ihr eigenes Quartier. Prosper Enfantin hatte sie vorab in Kenntnis gesetzt, und am Abend nach ihrer Ankunft hieß man sie in einer feierlichen Sitzung willkommen. Vom Eingang des Lokals her, das neben dem Museum lag, sah, roch und katalogisierte Flora sie in wenigen Sekunden. Da waren sie, diese freundlichen, förmlichen Saintsimonisten: typische sozialistische Bürger, unpraktische Träumer, die die Elite anbeteten und überzeugt waren, daß sie durch die Kontrolle des Staatshaushalts die Gesellschaft revolutionieren würden. Es

waren die gleichen wie in Paris, Bordeaux und überall. Angehörige gehobener Berufe oder Beamte, Eigentümer oder Rentiers, wohlgezogen und gut gekleidet, die an die Wissenschaft und an den Fortschritt glaubten, das Bürgertum kritisierten und ihm doch selbst angehörten und den Arbeitern mit Mißtrauen begegneten.

Auch hier, wie bei den Sitzungen in Paris, hatte man einen leeren Stuhl auf die Bühne gestellt, Symbol des Wartens auf die Ankunft der Mutter, der Messias-Frau, des höchsten weiblichen Wesens, das sich in heiliger Vereinigung mit dem Vater (Vater Prosper Enfantin, da der Gründer, Vater Claude Henri de Rouvroy, Graf von Saint-Simon, seit 1825 tot war) verbinden und mit ihm das Hohe Paar bilden würde, das bestimmt war, der Menschheit den Weg des Wandels zu weisen, der die Frauen und Arbeiter aus ihrer gegenwärtigen Knechtschaft befreien und das Zeitalter der Gerechtigkeit einleiten würde. Worauf wartetest du, Flora? Warum bereitetest du ihnen nicht die Überraschung und setztest dich auf diesen leeren Stuhl und verkündetest ihnen – mit der Emphase der Schauspielerin Rachel –, daß das Warten ein Ende gefunden hatte, daß sie die Messias-Frau vor sich sahen? In Paris war sie versucht gewesen, es zu tun. Doch die wachsenden Meinungsverschiedenheiten infolge der saintsimonistischen Vergötterung der auserwählten Minderheit, der sie die Macht übergeben wollten, hatten sie davon abgehalten. Hinzu kam, daß sie sich mit dem Vater Enfantin paaren mußte, wenn man sie als Mutter akzeptierte. Dazu warst du nicht bereit, selbst wenn das der Preis wäre, um die Ketten der Menschheit zu sprengen, obwohl Prosper Enfantin als

schöner Mann galt und viele Frauen sich nach ihm verzehrten.

Kopulieren, nicht lieben, sondern kopulieren, wie die Schweine oder die Pferde, das war es, was die Männer mit den Frauen taten. Sich auf sie werfen, sich zwischen ihre Beine drängen, ihre tiefenden Ruten in sie hineintreiben, sie schwängern und ihnen für immer die Gebärmutter schädigen, wie André Chazal es mit dir getan hatte. Denn diese Schmerzen dort unten hattest du seit deiner unglückseligen Ehe. »Die körperliche Liebe«, diese zärtliche, sanfte Zeremonie, an der das Herz und die Gefühle, die Sensibilität und die Triebe teilhatten und bei der beide Liebenden gleichermaßen Genuß empfanden, war eine Erfindung der Dichter und Romanciers, ein Phantasiesiegespinst, das die platte Wirklichkeit Lügen strafte. Jedenfalls zwischen Männern und Frauen. Du zumindest hattest in diesen grauvollen vier Jahren in der Wohnung in der Rue des Fossés-Saint-Germain-des-Prés deinen Ehemann nicht ein einziges Mal geliebt. Du hattest kopuliert, oder, besser gesagt, du wurdest jede Nacht von dieser wollüstigen Bestie kopuliert, die nach Alkohol stank und dich mit ihrem Gewicht erdrückte und dich betatschte und besabberte, bis sie wie ein sattes Tier an deiner Seite zusammensackte. Wie oft hattest du vor Ekel und Scham geweint, Florita, nach den nächtlichen Vergewaltigungen, denen dieser Tyrann deiner Freiheit dich unterwarf. Ohne sich jemals darum zu scheren, ob du ihn lieben wolltest, ohne im geringsten wissen zu wollen, ob seine Liebkosungen – konnte man dieses widerliche Gekeuche, die schlabbernde Zunge und die Bisse so bezeichnen? – dir

Genuß bereiteten oder Schmerz, Traurigkeit, Verzweiflung, Ekel bei dir auslösten. Wenn die zärtliche Olympe nicht gewesen wäre, was für eine armselige Vorstellung hättest du dann von der körperlichen Liebe, Andalusierin.

Doch schlimmer noch, als kopuliert zu werden, war es, infolge dieser nächtlichen Überfälle schwanger zu werden. Schlimmer. Das Gefühl, anzuschwellen, aus der Form zu geraten, das Gefühl, daß dein Körper und dein Geist ihren Halt verloren, Durst, Übelkeit, Schwerfälligkeit, die geringste Bewegung kostete dich zweifache oder dreifache Anstrengung. Das waren die Segnungen der Mutterschaft? Das war es, was die Frauen ersehnten, womit sie ihre innere Bestimmung erfüllten? Anschwellen, gebären, sich von den Kindern versklaven lassen, als genügte es nicht, Sklavin des Mannes zu sein?

Die Wohnung in der Rue des Fossés-Saint-Germain-des-Prés war klein, wenn auch sauberer und weniger stickig als die in der Rue du Fouarre. Doch sie haßte sie noch mehr als die andere, weil sie sich als Gefangene fühlte, als ein Wesen, dem man das geraubt hatte, was Flora fortan mehr als alles andere in der Welt schätzen lernen sollte: die Freiheit. Die vier Jahre ehelicher Sklaverei öffneten dir die Augen für das, was richtig und falsch war in der Beziehung zwischen Männern und Frauen, für das, was du im Leben wolltest und was du nicht wolltest. Das, was du warst, ein Leib, um Monsieur André Chazal Lust und Kinder zu schenken, wolltest du natürlich nicht sein.

Nach der Geburt ihres ersten Kindes – Alexandre, im Jahr 1822 – begann sie, Vorwände zu ersinnen, um sich

den Armen ihres Mannes zu entziehen: Halsentzündungen, Fieber, Kopfschmerzen, Erbrechen, Unwohlsein, narkoseähnlicher Schlaf. Und wenn das nicht genügte, dann weigerte sie sich, ihren ehelichen Pflichten nachzukommen, auch wenn ihr Herr und Gebieter Wutanfälle bekam und sie beschimpfte. Als er zum ersten Mal versuchte, die Hand gegen dich zu erheben, sprangst du aus dem Bett und packtest die auf der Kommode liegende Schere:

»Wenn du mich schlägst, bringe ich dich um. Jetzt, morgen, übermorgen. Ich werde warten, bist du einschläfst, bis du abgelenkt bist. Und dich umbringen. Weder du noch sonst jemand wird sich an mir vergreifen. Niemals!«

André Chazal sah sie so wild entschlossen, so außer sich, daß er erschrak. Nun ja, Flora, am Ende hast du ihn nicht umgebracht. Eher hätte der arme Tropf beinahe dich umgebracht. Und nachdem er weiter mit dir kopuliert und dich geschwängert hatte und du einen zweiten Sohn geboren hattest (Ernest-Camille, im Juni 1824), schwängerte er dich noch ein drittes Mal. Doch als Ahne zur Welt kam, hattest du deine Ketten schon gesprengt.

Die Saintsimonisten in Dijon hörten ihr aufmerksam zu. Danach stellten sie ihr Fragen, und einer von ihnen wies darauf hin, daß ihre Idee der Arbeiterpaläste viel dem von den Schülern Saint-Simons erdachten Gesellschaftsmodell verdanke. Er hatte nicht unrecht, Florita. Du warst eine fleißige Schülerin seiner Lehren gewesen, und eine Zeitlang hatte Saint-Simons fixe Idee mit dem Wasser – derzufolge die menschlichen Ströme, Wissen,

Geld, Ansehen und Macht, im Hinblick auf den Fortschritt wie Flüsse und Wasserfälle frei zirkulieren mußten – dich ebenso fasziniert wie seine Persönlichkeit. Und die großen Gesten seiner Lebensgeschichte. Zum Beispiel, daß er auf seinen Grafentitel verzichtet hatte, von dem er sagte: »Ich betrachte ihn als einen Titel, der dem des Staatsbürgers weit unterlegen ist.« Doch die Saintsimonisten waren auf halbem Wege stehengeblieben, denn sie verteidigten zwar die Frau, ließen jedoch dem Arbeiter keine Gerechtigkeit widerfahren. Aber sie waren wohlerzogene, sympathische Menschen. Alle Anwesenden versprachen ihr, der Arbeiterunion beizutreten und ihr Buch zu lesen, obwohl offensichtlich war, daß du sie nicht überzeugt hattest. Die Idee, daß die Emanzipation der Frau und die Gerechtigkeit nur durch den Zusammenschluß aller Arbeiter möglich sein würden, machte sie skeptisch. Sie glaubten nicht an eine Reform von unten, im Verein mit dem Pöbel. Sie betrachteten die Arbeiter von weit oben herab, mit dem instinktiven Mißtrauen der Besitzenden, Beamten und Rentiers. Sie waren so naiv zu glauben, daß eine Handvoll Bankiers und Industrielle und ein von ihnen mit wissenschaftlichen Kriterien ausgearbeiteter Staatshaushalt sämtliche Übel der Gesellschaft beheben würden. Aber zumindest nahm die Befreiung der Frau von sämtlichen Zwängen und damit die Wiedereinführung der Scheidung einen wichtigen Platz in ihrer Lehre ein. Allein schon deshalb war sie ihnen dankbar.

Interessanter als das Treffen mit den Saintsimonisten waren die Begegnungen mit den Tischlern, Schuhmachern und Webern in Dijon. Sie traf sich gesondert

mit ihnen, denn die mutualistischen Vereine der *Compagnonnage* waren sehr auf ihre Selbständigkeit bedacht und mischten sich nicht gern mit Arbeitern anderer Branchen, ein Vorurteil, das Florita ihnen ohne viel Erfolg auszureden suchte. Die beste Versammlung war die mit den Webern, einem Dutzend Männer, die sich in einer Werkstatt außerhalb der Stadt zusammen-drängten und mit denen sie mehrere Stunden ver-brachte, von Einbruch der Dämmerung bis weit in den Abend hinein. Abgearbeitet, mit einfachen Arbeitsblusen aus grober Leinwand, geflickten Schuhen oder auch barfuß, hörten sie ihr interessiert zu und nickten oft still vor sich hin. Flora sah, wie diese müden Gesichter sich aufhellten, als sie sagte, daß die Arbeiterunion, wenn es sie erst einmal in ganz Frankreich und später in ganz Europa gäbe, so stark sein würde, daß Regierungen und Parlamente das Recht auf Arbeit zum Gesetz erheben müßten. Ein Gesetz, das sie für immer vor Arbeitslosigkeit schützen würde.

»Aber dieses Recht wollen Sie auch den Frauen geben«, warf ihr einer vor, als sie die Runde der Fragen eröffnete.

»Essen Frauen denn nicht? Kleiden sie sich denn nicht? Müssen sie nicht auch arbeiten, um zu leben?« antwor-tete Flora, jede Silbe betonend, als sagte sie ein Gedicht auf.

Es war nicht leicht, sie zu überzeugen. Sie fürchteten die Ausbreitung der Arbeitslosigkeit, wenn das Recht auf Arbeit auch die Frauen einschließen sollte, denn es würde niemals Arbeit für so viele Menschen geben. Sie konnte ihnen auch nicht plausibel machen, daß man in

Fabriken und Werkstätten die Arbeit von Kindern unter zehn Jahren verbieten mußte, damit diese in die Schule gehen und lesen und schreiben lernen konnten. Sie erschranken, wurden wütend, meinten, daß unter dem Vorwand, den Kindern eine Schulbildung zu geben, das knappe Familieneinkommen geschmälert würde. Flora verstand die Ängste der Männer und zügelte ihre Ungeduld. Sie arbeiteten fünfzehn Stunden oder mehr von vierundzwanzig, sieben Tage die Woche, und sie wirkten unterernährt, übernächtigt, kränklich und früh gealtert durch dieses dumpfe Leben. Was konntest du mehr von ihnen verlangen, Florita? Sie verließ die Werkstatt mit der Gewißheit, daß dieses Gespräch seine Früchte tragen würde. Und sie erfüllte am nächsten Morgen trotz ihrer Erschöpfung ihre Pflichten als Touristin.

Die berühmte Schwarze Jungfrau von Dijon, Unsere Liebe Frau von der Guten Hoffnung, erschien ihr wie eine häßliche Kröte, ein Bildwerk, das nicht würdig war, diesen Ehrenplatz auf dem Hochaltar der Kathedrale einzunehmen. Das sagte sie zwei jungen Frauen der Bruderschaft der Jungfrau, die dabei waren, den Fetisch mit einer Tunika und Schleiern aus Seide, Gaze und Organdy und Armbändern und Diademen zu schmücken.

»Es ist Aberglaube, die Jungfrau in diesem Bildwerk anzubeten. Ihr erinnert mich an die Götzendiener, die ich in den Kirchen Perus gesehen habe. Erlauben das denn die Geistlichen? Wenn ich in Dijon leben würde, dann wäre in drei Monaten Schluß mit diesem heidnischen Obskurantismus.«

Die jungen Frauen bekreuzigten sich. Eine von ihnen stotterte, der Herzog von Burgund habe dieses Bildnis von seiner Pilgerreise durch den Orient mitgebracht. Seit Hunderten von Jahren erfreue sich die Schwarze Jungfrau größter Beliebtheit bei den Gläubigen der Region. Und wundertätig sei sie wie keine andere.

Flora mußte den Ort eilig verlassen – betrübt, gern hätte sie weiter mit den beiden kleinen Betschwestern debattiert –, um nicht zu spät zu ihrer Verabredung mit vier wichtigen Damen zu kommen, die Wohltätigkeitskollekten veranstalteten und sich als Schirmherrinnen von Asylen für Alte betätigten. Die Damen empfingen sie mißtrauisch. Sie musterten sie von Kopf bis Fuß, voll Neugier auf diese sonderbare Pariserin, die Bücher schrieb, diese weltliche Heilige, die ungeniert ihr Vorhaben verkündete, die Menschheit zu erlösen. Sie hatten für sie einen kleinen Tisch mit Tee, Erfrischungsgetränken und Backwerk gedeckt, von dem Flora nicht probierte.

»Ich bin gekommen, um Sie um Ihre Unterstützung für ein zutiefst christliches Unterfangen zu bitten, Mesdames.«

»Und was glauben Sie, was wir tun, Madame?« sagte die Älteste, eine energisch gestikulierende Greisin mit blauen Augen. »Wir widmen unser ganzes Leben der christlichen Nächstenliebe.«

»Nein, Sie praktizieren keine christliche Nächstenliebe«, widersprach ihr Flora. »Sie verteilen Almosen, was etwas ganz anderes ist.«

Sie nutzte ihre Verblüffung und versuchte, es ihnen begreiflich zu machen. Almosen waren nur gut für den,

der sie verteilte, um sich ein gutes Gewissen zu verschaffen und sich gerecht zu fühlen. Aber die Gaben halfen den Armen nicht, die Armut zu überwinden. Statt für Almosen sollten sie ihr Geld und ihren Einfluß für die Arbeiterunion einsetzen, ihre Zeitung finanzieren, ihre Lokale eröffnen. Die Arbeiterunion würde der leidenden Menschheit Gerechtigkeit bringen. Eine der Damen, die sich zornig mit einem Fächer Luft zufächelte, murrte, niemand habe sie über christliche Nächstenliebe zu belehren, sie, die ihre Familie vernachlässige, um sich vier Nachmittage in der Woche frommen Werken zu widmen, schon gar nicht eine dahergelaufene, arrogante Frau mit schmutzigen, löchrigen Schuhen. Die sich erlaube, sie zu verachten! Aber da täuschen Sie sich, Madame: Sie glaube an ihre guten Absichten und wolle sie nur in wirksame Bahnen lenken. Die Spannung löste sich etwas, aber Flora wurde keinerlei Unterstützung zugesagt. Sie verabschiedete sich amüsiert von ihnen; diese vier blinden Damen würden dich nie vergessen. Du hattest ihnen ein wenig die Augen geöffnet, ihnen den Wurm des schlechten Gewissens in den Kopf gesetzt.

Jetzt fühltest du dich sicher, Andalusierin, imstande, mit deinen hervorragenden Ideen allen Bürgerinnen und Bürgern der Welt die Stirn zu bieten. Denn du hattest eine sehr klare Vorstellung von dem, was gut und was schlecht war, von Henkern und Opfern, und kanntest das Mittel, das sämtliche Übel der Gesellschaft heilte. Wie hattest du dich verändert seit jener schrecklichen Zeit, als du entdecken mußtest, daß André Chazal dich zum dritten Mal geschwängert hatte, und du heimlich,

ohne auch nur deine Mutter zu benachrichtigen, die Entscheidung trafst, deinen Ehemann zu verlassen. »Nie wieder.« Und du hattest dich daran gehalten.

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, hatte zwei kleine Söhne und eine Tochter, die in ihrem Bauch wuchs. Sie hatte kein Geld, weder Freunde noch Familie, die sie unterstützten. Dennoch entschloß sie sich zu diesem Schritt, der ein Selbstmord war für jede Frau, die Wert auf Sicherheit und einen guten Ruf legt. Doch es gab für sie nichts mehr, für das sie den Preis gezahlt hätte, weiter das Leben einer Sklavin zu führen. Es kam nur darauf an, aus diesem Gitterkäfig namens Ehe zu fliehen. Wußtest du, was dir bevorstand? Nein, natürlich nicht. Nie hätte sie gedacht, daß die dramatischste Folge dieser Flucht die Kugel sein würde, die in ihrer Brust steckte und deren kaltes Metall sie bei Hustenanfällen, Ärger und in mutlosen Momenten plötzlich spürte. Du fühltest keine Reue. Du würdest es wieder tun, denn noch immer, zwanzig Jahre danach, bekamst du Gänsehaut bei der Vorstellung, wie dein Leben aussähe, wenn du Madame André Chazal geblieben wärest.

Ein unglücklicher Umstand hatte deinen Fortgang erleichtert: der chronische Schwächezustand und die ständigen Krankheiten ihres ältesten Sohnes Alexandre, der 1830, im Alter von acht Jahren, sterben sollte. Der Arzt hatte darauf gedrungen, ihn aufs Land zu bringen, in die saubere Luft, weit entfernt von den schädlichen Ausdünstungen in Paris. André Chazal war einverstanden. Er mietete ein kleines Zimmer in der Nähe von Versailles, im Haus der Amme, die Ernest-Camille stillte, und erlaubte Flora, bis zur Geburt dort zu bleiben. Was für

ein Gefühl von Freiheit an dem Tag, als André Chazal sich an der Poststation von ihr verabschiedete. Aline kam zwei Monate später zur Welt, am 16. Oktober 1825, auf dem Land, von der Hand einer Hebamme, die Flora fast drei Stunden lang pressen und schreien ließ. So endete deine Ehe. Es sollten viele Jahre vergehen bis zu einem Wiedersehen mit deinem Ehemann.

Nachdem sie dreimal insistiert und ihm ein handgeschriebenes Exemplar von *L'Union Ouvrière* geschickt hatte, ließ sich der Bischof von Dijon herab, sie zu empfangen. Er war ein alter Mann von vornehmer Erscheinung, der sich gebildet ausdrückte und mit dem Flora ein sehr angenehmes Streitgespräch führte. Er empfing sie mit großer Freundlichkeit im Bischofspalast. Er hatte die Broschüre gelesen und überhäufte sie mit Lob, bevor Flora auch nur den Mund auftun konnte. Meine Tochter: ihre Absichten seien rein, edel. Sie besitze ein klares Verständnis für menschlichen Schmerz und den starken Willen, ihn zu lindern. Aber, aber, immer gebe es ein Aber bei allem in diesem unvollkommenen Leben. Im Falle Floras bestehe es dann, daß sie nicht katholisch sei. Lasse sich denn ein großes, sittliches, geistig nützliches Werk außerhalb des Katholizismus vollbringen? Ihre aufrichtigen Absichten würden in falsche Bahnen gelenkt werden, ihr Unterfangen hätte schädliche Folgen statt der von ihr erhofften Resultate. Deshalb – er sage ihr das mit schwerem Herzen –würde er ihr nicht helfen. Mehr noch. Es sei seine Pflicht, sie zu warnen. Sollte es zur Gründung der Arbeiterunion kommen, was bei Floras Tat- und Willenskraft durchaus im Bereich des Möglichen liege, würde er sie bekämpfen. Eine nichtkatholische

lische Organisation dieser Größenordnung könne eine Katastrophe für die Gesellschaft bedeuten. Sie debattierten lange. Flora gewann rasch die Überzeugung, daß ihre Argumente bei Monseigneur François-Victor Rivet niemals auf fruchtbaren Boden fallen würden. Aber sie war entzückt über den Feinsinn des Bischofs, der sich auch geschmackvoll und kenntnisreich über Kunst, Literatur, Musik und Geschichte zu äußern wußte. Wenn sie jemandem wie ihm zuhörte, konnte sie ein Gefühl von Wehmut nicht unterdrücken; es gab so viel, was sie nicht wußte, so viel, was sie nicht gelesen hatte und nicht mehr lesen würde, denn es war zu spät, die Lücken ihrer Bildung zu füllen. Deshalb verachtete George Sand dich, Florita, und deshalb fühltest du vor dieser großen Dame der französischen Literatur immer eine lähmende Unterlegenheit. »Du bist mehr wert als sie, dummes Ding«, munterte Olympe sie auf.

Nicht nur arm, sondern auch noch ungebildet sein hieß zweifach arm sein, Florita. Das sagte sie sich oft in jenem Jahr der Befreiung vom Joch André Chazals – 1825 –, als sie, während ihr ältester Sohn krank war, der jüngere bei der Amme auf dem Land und Aline gerade geboren, einer Situation gegenüberstand, die sie in ihrer Obsession, sich aus dem Gefängnis der Familie zu befreien, nicht vorausgesehen hatte. Diese Kinder mußten ernährt werden. Wie, wenn du nicht einen Centime besaßest? Sie ging zu ihrer Mutter, die zu jener Zeit in einer weniger schäbigen Gegend wohnte, in der Rue Neuve-de-Seine. Madame Tristan konnte nicht verstehen, daß du nicht nach Hause zurückkehren wolltest, zu deinem Ehemann, dem Vater deiner Kinder. Flora! Flora! Was war

das für eine Narrheit? André Chazal verlassen? Mit Recht beklage sich der arme Mann, daß er keine Nachricht von ihr habe. Er glaubte, seine Frau sei auf dem Land und kümmerge sich um ihre Kinder. In den letzten Wochen war André unversehens in finanzielle Schwierigkeiten geraten: die Gläubiger belagerten ihn, er hatte die Wohnung in der Rue des Fossés-Saint-Germain-des-Prés aufgeben müssen, und seine Werkstatt war vom Richter beschlagnahmt worden. Und gerade jetzt, wo dein Ehemann dich mehr denn je brauchte, wolltest du ihn verlassen? Ihre Mutter hatte die Augen voller Tränen, und ihr Mund zitterte.

»Ich habe es schon getan«, sagte Flora. »Ich werde nie zu ihm zurückkehren. Ich werde meine Freiheit nie wieder aufgeben.«

»Eine Frau, die Heim und Herd verläßt, fällt tiefer als eine Prostituierte«, tadelte ihre Mutter sie voll Entsetzen. »Das wird vom Gesetz bestraft, das ist ein Vergehen. Wenn André Chazal dich anzeigt, wird die Polizei dich suchen, du wirst ins Gefängnis kommen wie eine Verbrecherin. So etwas Wahnsinniges kannst du doch nicht tun!«

Du hattest es getan, Florita, ohne dich um die Risiken zu kümmern. Ja, die Welt war feindselig geworden, das Leben ungemein schwer. Zunächst einmal mußte die Amme in Arpajon dazu gebracht werden, alle drei Kinder bei sich zu behalten, während du eine Arbeit suchtest, um ihre Dienste und den Unterhalt deiner Kinder zu bezahlen. Und als was konntest du arbeiten mit deiner Unfähigkeit, auch nur einen Satz korrekt zu schreiben?

Um zu verhindern, daß André Chazal sie finden konnte, mied sie die Kupferstichwerkstätten, wo man sie womöglich angestellt hätte. Und sie verließ Paris und versteckte sich in der Provinz. Sie mußte ganz von unten anfangen. Als Verkäuferin von Nähnadeln, Garnrollen und Stickvorlagen in einem kleinen Geschäft in Rouen, das sie überdies außerhalb der Öffnungszeiten für einen unwürdigen Lohn, den sie in voller Höhe der Amme in Arpajon zukommen ließ, fegen, wischen und entstauben mußte. Dann als Kindermädchen der Zwillingssöhne der Frau eines Obersten, die auf dem Land lebte, in der Nähe von Versailles, während ihr Mann Krieg führte oder eine Kaserne kommandierte. Es war keine schlecht bezahlte Arbeit – sie gab nichts aus und hatte ein anständiges Zimmer –, und sie wäre länger dort geblieben, wenn ihr Charakter ihr erlaubt hätte, die Zwillinge zu ertragen, zwei dicke Schreihälse, die, wenn sie ihr nicht mit ihrem Gebrüll das Trommelfell zerissen, sich auf die Kleider erbrachen und in die Hosen machten, die sie ihnen gerade frisch angezogen hatte, weil sie auch die vorherigen vollgemacht und vollgespuckt hatten. Die Frau des Obersten warf sie an dem Tag hinaus, als sie entdeckte, wie Madame-la-Colère, vom Geschrei der Zwillinge entnervt, sie kniff und zwickte, damit sie endlich Ruhe gaben.

Obwohl Flora von jungen Jahren an mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln versucht hatte, die Mängel ihrer Bildung zu beheben, bedrückte sie doch immer die Vorstellung, ungebildet, unwissend zu sein, wenn ihr ein Mensch begegnete, der so klug war und ein so gutes Französisch sprach wie der Bischof von Dijon. Dennoch

verließ sie den Bischofspalast nicht niedergeschlagen. Eher angeregt. Nachdem sie ihm zugehört hatte, mußte sie daran denken, wie angenehm das Leben einmal sein würde, wenn dank der großen friedlichen Revolution, der sie den Weg bereitete, alle Kinder in den Arbeiterpalästen eine so sorgfältige Erziehung erhalten würden, wie Monseigneur François-Victor Rivet sie genossen haben mußte.

Nach einem Treffen mit einer Gruppe von Fourieristen begab Flora sich am Vorabend ihrer Abreise aus Dijon hinaus aufs Land, um Gabriel Gabety zu besuchen, einen alten Philanthropen. Er war aktiver Revolutionär – Jakobiner – während der großen Revolution gewesen und schrieb jetzt, reich und verwitwet, philosophische Bücher über Recht und Gerechtigkeit. Es hieß, er sympathisiere mit den Ideen von Charles Fourier. Doch Flora erlebte eine weitere große Enttäuschung. Monsieur Gabriel Gabety sagte ihr keinerlei Unterstützung für die Arbeiterunion zu, einen Plan, den der einstige Anhänger Robespierres als »Wahnidee« abtat. Und Flora mußte einen fast einstündigen Monolog des verfrorbenen Greises über sich ergehen lassen – außer einem wollenen Hausmantel und Schal trug er auch noch eine Schlafmütze –, in dem er sich über seine Forschungen nach römischen Überresten in der Region ausließ. Denn nicht zufrieden mit Recht, Ethik, Philosophie und Politik, betätigte er sich in seinen freien Augenblicken auch noch als Amateurarchäologe. Während der Alte schwadronierte, verfolgte Flora das Hin und Her des kleinen Dienstmädchens von Monsieur Gabety. Jung, rege, lächelnd, ruhte sie nicht einen Augenblick, fuhr mit

dem Schrubber über die rötlichen Fliesen des Korridors, entstaubte mit dem Federwisch das Geschirr im Eßzimmer oder brachte ihnen die Limonaden, die der Gelehrte in einer kurzen Unterbrechung seiner hochtrabenden Rede bei ihr orderte. Das warst auch du einst gewesen, Florita. Wie sie hattest du deine Tage und deine Nächte drei Jahre lang damit verbracht, zu schrubben, zu putzen, zu fegen, zu waschen, zu bügeln und zu bedienen. Bis du eine bessere Stelle bekamst. Kammermädchen, Hausmädchen, Dienstmädchen bei jener Familie, die schuld war an deinem unermesslichen Haß auf England, den du dir bei ihnen holtest, wie man sich Gelbfieber oder Cholera holt. Und doch hättest du ohne diese Jahre im Dienst der Familie Spence jetzt nicht diesen klaren Blick für das, was getan werden mußte, um diesem Tränental Würde und Menschlichkeit zu verleihen.

Als Flora nach diesem nutzlosen Besuch im Landhaus von Gabriel Gabety in ihre Herberge zurückkehrte, erwartete sie eine angenehme Überraschung. Eines der Zimmermädchen klopfte an ihre Tür, jung und schüchtern. Sie trug einen Franc in der Hand und stotterte:

»Reicht das, Madame, um Ihr Buch zu kaufen?«

Man habe ihr von *L'Union Ouvrière* erzählt, und sie habe Lust, es zu lesen. Denn sie könne lesen und tue dies gern in ihrer Freizeit.

Flora umarmte sie, widmete ihr ein Exemplar und nahm ihr Geld nicht an.

IV

Geheimnisvolle Wasser

Mataiea, Februar 1893

In den elf Monaten, die vergingen, bis er seine Entscheidung, nach Frankreich zurückzukehren, verwirklichen konnte – von jener *támara'a*, bei der er es mit Maoriana, der Frau von Tutsitil, getrieben hatte, bis zu dem Tag, da die französische Regierung sich dank der Bemühungen von Monfreid und Schuffenecker in Paris bereit fand, ihn zu repatriieren, und er sich am 4. Juni 1893 auf der *Duchaffault* einschiffen konnte –, malte Koke viele Bilder und machte zahllose Skizzen sowie Skulpturen, ohne jedoch jemals die Gewißheit des Meisterwerks zu haben, wie es ihm beim Malen von *Manao tupapau* widerfahren war. Sein Fiasko mit dem Porträt des toten Kindes des Ehepaars Suhas (mit dem Jénot ihn nach einer gewissen Zeit wieder versöhnen konnte) hatte ihn davon abgebracht, sich seinen Lebensunterhalt durch Porträts der französischen Siedler verdienen zu wollen, bei denen er seinen wenigen europäischen Freunden zufolge als extravagant und nicht gesellschaftsfähig galt.

Er hatte Teha'amana kein Wort von seinen Plänen gesagt, aus Furcht, seine *vahine* könnte ihm zuvorkommen, wenn sie erführe, daß er sie bald verlassen würde. Sie war ihm ans Herz gewachsen. Mit Teha'amana konnte er über alles reden, weil das Mädchen, auch wenn es von

vielen ihm wichtigen Themen wie Schönheit, Kunst und alte Kulturen nichts wußte, einen wachen Geist hatte und ihre Bildungslücken durch Intelligenz ausglich. Ständig überraschte sie ihn mit irgendeiner Initiative, einem Scherz, einem unerwarteten Einfall. Liebte sie dich, Koke? Du warst dir nicht sicher. Sie war immer willig, wenn du nach ihr verlangtest, war bei der Liebe zärtlich und geschickt wie die erfahrenste Kurtisane. Aber bisweilen verschwand sie zwei oder drei Tage aus Mataiea, und wenn sie zurückkam gab sie dir nicht die geringste Erklärung. Wenn du erfahren wolltest, wo sie gewesen war, wurde sie ungeduldig und rückte nicht damit heraus: »Ich war weg, ich war weg, ich hab's dir doch schon gesagt.« Nie hatte sie die geringste Eifersucht erkennen lassen. Koke erinnerte sich, daß er in der Nacht der *tamara'a*, während er auf dem Boden Maorianas umarmte, wie im Traum das vom Feuer erleuchtete Gesicht Teha'amanas gesehen hatte, die ihn mit ihren großen, pechschwarzen Augen spöttisch anschaute. Diese vollkommene Gleichgültigkeit angesichts dessen, was ihr Gefährte tat – war sie die natürliche Form der Liebe in der Tradition der Maori, ein Zeichen ihrer Freiheit? Zweifellos, obwohl seine Nachbarn in Mataiea, als er sie danach fragte, der Antwort kichernd auswichen. Teha'amana legte auch niemals die geringste Feindseligkeit gegenüber den Bewohnerinnen des Dorfes und der Umgebung an den Tag, die Koke einlud, für ihn Modell zu stehen, und zuweilen half sie ihm dabei, sie zu überreden, dies nackt zu tun, wogegen sie sich gewöhnlich sträubten.

Wie hätte deine *vahine* auf die Geschichte mit Jotefa

reagiert, Koke? Du würdest es nie erfahren, denn du hattest nie gewagt, sie ihr zu erzählen. Warum? Lebten in dir noch immer die Vorurteile der zivilisierten europäischen Moral? Oder lag es einfach daran, daß du verliebter in Teha'amana warst, als du hättest zugeben wollen, und fürchtestest, sie könnte böse werden und dich verlassen, wenn sie erführe, was bei jenem Ausflug geschehen war? Aber Koke! Würdest du sie denn nicht ohne den geringsten Skrupel verlassen, sobald du deine Repatriierung als mittelloser Künstler erreicht hättest? Ja, das stimmte. Doch bis dahin wolltest du – bis zum letzten Tag – weiter mit deiner schönen *vahine* leben.

Sein Leben in diesen Monaten sollte ihm später, als das Mißgeschick ihn in den Klauen hielt, angenehm und vor allem produktiv erscheinen. Ohne die ewigen Geldprobleme wäre es natürlich noch besser gewesen. Die seltenen Überweisungen Monfreids oder des guten Schuff reichten nie aus, um die Ausgaben zu bestreiten, und sie waren ständig bei Aoni, dem chinesischen Händler in Mataiea, verschuldet.

Er stand früh auf, beim ersten Licht des Tages, badete im nahen Fluß, nahm ein frugales Frühstück zu sich – die unvermeidliche Tasse Tee und ein Stück Mango oder Ananas – und machte sich mit nie nachlassender Begeisterung an die Arbeit. Er fühlte sich wohl in dieser Welt mit ihrem heftigen Licht, ihren klaren, kontrastreichen Farben, ihrer Hitze, mit den erwachenden Geräuschen der Natur und der Menschen und der ewigen Litanei des Meeres. An dem Tag, an dem er Jotefa kennenlernte, malte er nicht, sondern schnitzte. Kleine Figuren, ausgehend von Skizzen, die er rasch hinwarf

und bei denen er versuchte, die kompakten Gesichter mit ihren platten Nasen, breiten Mündern, dicken Lippen und die kräftigen Körper der Tahitianer seiner Nachbarschaft mit wenigen Strichen einzufangen. Und von ihm erfundene Götzen, denn zu seinem Bedauern gab es auf der Insel keine Spuren mehr von Statuen oder Totems der alten Götter der Maori.

Der junge Bursche, der in der Nähe seiner Hütte Bäume fällte, war neugieriger oder weniger schüchtern als die übrigen Nachbarn in Mataiea, die, wenn Koke nicht auf sie zugeht, selten die Initiative ergreifen, ihn zu besuchen. Er stammte nicht aus dem Ort, sondern aus einem kleinen Dorf im Innern der Insel. Die Axt geschultert, Gesicht und Körper schweißnaß von der Anstrengung, näherte er sich eines Morgens dem Rohrdach, unter dem Paul gerade den Torso eines Mädchens polierte, hockte sich hin und betrachtete ihn mit kindlicher Neugier im Blick. Seine Anwesenheit verwirrte dich, und du wolltest ihn schon vertreiben, aber etwas hielt dich zurück. Lag es vielleicht daran, daß der Junge so schön war, Paul? Ja, auch. Und da war noch etwas, eine vage Ahnung, während du ihm ab und zu einen verstohlenen Blick zuwarfst. Es war ein Junge, der sich dieser trüben Grenze näherte, an der Tahitianer sich in *taata vahine* verwandeln konnten, das heißt in Androgyne oder Hermaphroditen, in jenes dritte Geschlecht, das die Maori im Unterschied zu den voreingenommenen Europäern hinter dem Rücken von Missionaren und Seelsorgern noch immer mit der Natürlichkeit der großen heidnischen Zivilisationen in ihrem Schoß akzeptierten. Oft hatte er versucht, mit Teha'amana über sie zu

reden, doch die Tatsache, daß *mahus* existierten, erschien ihr so selbstverständlich, so natürlich, daß er ihr nicht mehr als ein paar banale Worte oder ein Schulterzucken zu entlocken vermochte. Ja, gewiß, es gab Frau-Männer, na und?

Unter der kupferfarbenen, ins Aschgraue spielenden Haut des Jungen zeichneten sich die gespannten Muskeln ab, wenn er einen Stamm fällte oder ihn auf die Schulter lud und mit ihm bis zu dem Pfad lief, wo der Wagen des Käufers ihn nach Papeete oder in irgendein Dorf bringen würde. Als er sich jedoch neben ihm niederkauerte, um ihm beim Schnitzen zuzusehen, das bartlose Gesicht reckte und seine dunklen, tiefen Augen mit den langen Wimpern weit öffnete, als suchte er hinter dem, was er sah, einen geheimen Grund für die Arbeit, mit der Paul sich abmühte, wurden seine Haltung, sein Gesichtsausdruck, die Bewegung seiner Lippen, die sich öffneten und seine weißen Zähne entblößten, sanft und weiblich. Er hieß Jotefa. Er sprach Französisch gut genug, um ein Gespräch führen zu können. Wenn Paul eine Pause machte, plauderten sie. Der Junge, mit einem kleinen, in der Taille gerafften Stück Stoff bekleidet, das gerade nur seine Hinterbacken und sein Geschlecht bedeckte, bestürmte ihn mit Fragen über diese hölzernen Statuetten, mit denen Paul Eingeborene darstellte und tahitianische Götter und Dämonen erfand. Was an Jotefa zog dich so an, Paul? Warum strahlte er diese Vertrautheit aus, wie jemand, der seit langer Zeit Teil deiner Erinnerung zu sein schien?

Bisweilen blieb der Holzfäller nach der Arbeit bei ihm,

um sich mit ihm zu unterhalten, und Teha'amana bereitete auch Jotefa eine Tasse Tee und etwas zu essen. Eines Abends, nachdem der Junge gegangen war, erinnerte sich Koke. Er lief in die Hütte, um die Reisetruhe zu öffnen, in der er seine Sammlung von Photos, Platten und Ausschnitten aus Zeitschriften mit Reproduktionen klassischer Tempel, Statuen, Bilder und Skulpturen aufbewahrte, die ihn bewegt hatten, eine Sammlung, zu der er immer wieder zurückkehrte, wie andere zu ihren Familienerinnerungen. Er sichtete, durchforstete dieses Sammelsurium liebevoll, als ihm ein Photo in die Hände fiel. Da war die Erklärung! Das war das Bild, das dein Bewußtsein, deine Intuition vage mit dem jungen Holzfäller, deinem neuen Freund in Mataiea, identifiziert hatte.

Die von dem Photographen der Zeitschrift *L'Illustration*, Charles Spitz, aufgenommene Photographie hatte Paul zum ersten Mal 1889 auf der Weltausstellung in Paris gesehen, in dem der Südsee gewidmeten Bereich, den Spitz mitorganisiert hatte. Das Bild hatte ihn so sehr verstört, daß er lange Zeit vor ihm stehengebehen war, um es zu betrachten. Am nächsten Tag kehrte er zurück, um es wieder anzuschauen, und bat schließlich den Photographen, den er seit Jahren kannte, ihm einen Abzug zu verkaufen. Charles schenkte ihm das Photo. Der Titel, *Vegetation in der Südsee*, war trügerisch. Wichtig an dem Bild waren nicht die Riesenfarne, auch nicht das Gewirr der verschlungenen Lianen und Blätter auf dem Berghang, von dem ein schmaler Wasserfall herabströmte, sondern die Person mit nacktem Oberkörper und entblößten Beinen, die sich im Profil, im Blätterwerk

Halt suchend, hinunterbeugte, um zu trinken oder vielleicht nur um diese Quelle näher zu betrachten. Ein junger Mann? Eine junge Frau? Das Photo ließ beide Möglichkeiten gleichermaßen zu, ohne eine dritte auszuschließen: daß die Gestalt beides war, abwechselnd oder gleichzeitig. An manchen Tagen hatte Paul die Gewißheit, daß es das Profil einer Frau war; an anderen, daß es sich um einen Mann handelte. Das Bild beschäftigte ihn, ließ ihn phantasieren, erregte ihn. Jetzt hatte er nicht den geringsten Zweifel: Zwischen diesem Bild und Jotefa, dem Holzfäller von Mataiea, bestand eine geheimnisvolle Verwandtschaft. Diese Entdeckung machte ihn schwindlig vor Freude. Die Götter Tahitis begannen, dich an ihren Geheimnissen teilhaben zu lassen, Paul. Noch am gleichen Tag zeigte er Teha'amana das Photo von Charles Spitz.

»Ist das ein Mann oder eine Frau?«

Das Mädchen betrachtete das Bild eine Weile prüfend, und schüttelte dann unentschlossen den Kopf. Auch sie konnte es nicht erraten.

Sie führten lange Gespräche, während Paul seine Götzenfiguren schnitzte und der Junge ihn beobachtete. Er war respektvoll; wenn Paul nicht das Wort an ihn richtete, verharrte er still und stumm, voll Furcht zu stören. Aber wenn Paul die Unterhaltung anknüpfte, war er nicht mehr zu halten. Seine Neugier war kindlich, grenzenlos. Er wollte mehr über die Bilder und Skulpturen wissen, als Paul ihm sagen konnte; auch vieles über die sexuellen Sitten der Europäer. Neugierige Fragen, die vulgär und dumm gewesen wären, hätte er sie nicht mit der ungetrübten Unschuld formuliert, mit der er es

tat. Hatten die Ruten der *popa'a* die gleiche Größe und die gleichen Formen wie die der Tahitianer? Glich das Geschlecht der Europäerinnen dem der hiesigen Frauen? Hatten sie mehr oder weniger Haar zwischen den Beinen? Wenn er diese Fragen in seinem mangelhaften, mit tahitianischen Worten und Ausrufen vermischten Französisch auf ihn abfeuerte, schien er nicht einer morbiden Neigung zu folgen, sondern begierig zu sein, seine Kenntnisse zu erweitern, herauszufinden, was Europäer und Tahitianer in diesem Bereich, der unter Franzosen im allgemeinen kein Gesprächsthema war, trennte oder verband. »Ein echter Primitiver, ein wirklicher Heide«, sagte Paul bei sich. »Man hat ihn auf einen Namen getauft, der weder tahitianisch ist noch christlich, und ihn damit entehrt, und doch ist er noch immer ungezähmt.« Bisweilen gesellte sich Teha'amana zu ihnen, um zuzuhören, aber vor ihr wurde Jotefa verlegen und schwieg.

Für die mittleren oder großen Figuren zog Koke den Brotbaum, die Panamapalme oder *pándanos*, die Palmbäume oder *boraus* und die Kokospalmen vor; für die kleinen immer das Holz des sogenannten Balsabaums, aus dem die Tahitianer ihre Kanus herstellten. Weich und nachgiebig, fast wie Ton, ohne Knoten und Adern, fühlte es sich bei der Berührung an wie Fleisch. Aber es war schwierig, Balsaholz in der Umgebung von Mataiea zu finden. Der Holzfäller sagte ihm, er solle sich keine Sorgen machen. Wollte er einen guten Vorrat von diesem Holz? Einen ganzen Stamm? Er kannte ein Gehölz mit Balsabäumen. Und er wies auf den Hang des nächstliegenden, steilen Berges. Er würde ihn führen.

Sie gingen im Morgengrauen los, ein Bündel Vorräte geschultert, nur mit Lendenschurzen bekleidet. Paul hatte sich daran gewöhnt, barfuß zu gehen wie die Eingeborenen, etwas, das er auch im Sommer in der Bretagne und vorher in Martinique getan hatte. Zwar hatte er sich in den Monaten, die er auf der Insel lebte, viel bewegt, aber immer nur auf den Küstenwegen. Dies war das erste Mal, daß er sich wie ein Tahitianer den Weg quer durch den Wald bahnte, in eine dichte Vegetation aus Bäumen, Sträuchern und Gestrüpp eindrang, die ein so kompaktes Gewirr über ihren Köpfen bildeten, daß sie die Sonne verbargen, auf Pfaden, die für seine Augen unsichtbar, für Jotefa jedoch klar erkennbar waren. In dem grünen, flirrenden Halbschatten, der belebt war vom Gesang ihm noch unbekannter Vögel, erfaßte Paul, während er das feuchte, ölige, pflanzliche Aroma einatmete, das ihm durch alle Poren seines Körpers drang, ein Gefühl der Trunkenheit, der Fülle, der Exaltation, als hätte er einen Zaubерtrank getrunken.

Einen oder zwei Meter vor ihm lief der Junge; er bewegte die Arme im Takt und hielt die Richtung, ohne zu zögern. Bei jedem Schritt zeichneten sich die Muskeln seiner Schultern, seines Rückens, seiner Beine ab, bewegten sich schweißglänzend, ließen ihn an einen Krieger, an einen Jäger vergangener Zeiten denken, der in den dichten Wald eindrang auf der Suche nach dem Feind, dessen Kopf er abschneiden, schultern und nach Hause tragen würde, um ihn seinem erbarmungslosen Gott zu opfern. Kokes Blut siedete; seine Hoden und sein Phallus befanden sich in Aufruhr, das Begehren schnürte

ihm die Luft ab. Doch – Paul, Paul! – es war nicht das gewohnte Begehren, über diesen kräftigen Körper herzufallen, um ihn zu besitzen, sondern vielmehr der Wunsch, sich ihm hinzugeben, von ihm besessen zu werden, wie die Frau vom Mann besessen wird. Als hätte er seine Gedanken erraten, wandte Jotefa den Kopf und lächelte ihn an. Paul errötete heftig: Hatte der Junge deine steife Rute zwischen den Falten des Lendenschurzes bemerkt? Er schien dem nicht die geringste Beachtung zu schenken.

»Hier ist der Weg zu Ende«, sagte er, mit dem Finger zeigend. »Er geht auf dem anderen Ufer weiter. Wir müssen uns naß machen, Koke.«

Er tauchte in den Fluß ein, und Paul folgte ihm. Das kalte Wasser wirkte sich wohltuend auf ihn aus, befreite ihn von der unerträglichen Spannung. Als der Holzfäller sah, daß Paul im Wasser blieb, durch einen großen Felsen vor der Strömung geschützt, ließ er den Beutel mit den Vorräten und seinen Lendenschurz am anderen Ufer und tauchte lachend wieder ein. Das Wasser rumorte und bildete Wellen und Schaum um seinen wohlgeformten Körper. »Es ist sehr kalt«, sagte er, während er sich Paul näherte, bis er ihn berührte. Alles um sie herum war blaugrün, kein einziger Vogel zwitscherte, und abgesehen vom Rauschen der Strömung an den Felsen herrschten eine Stille, eine Ruhe und eine Freiheit, die, dachte Paul, zum irdischen Paradies gehören mußten. Seine Rute war abermals steif, ihm war, als würde er vergehen vor diesem unbekannten Begehren, sich hinzugeben, sich auszuliefern, wie ein Weib von dem Holzfäller genommen und verge-

waltigt zu werden. Seine Scham überwindend, den Rücken Jotefa zugewandt, ließ er sich gegen ihn sinken und lehnte seinen Kopf an die Brust des Jungen. Mit einem frischen Lachen, in dem er nicht die geringste Spur von Spott erkennen konnte, legte ihm der Junge die Arme um die Schultern und zog ihn an sich, bis er ihn fest gegen seinen Körper gedrückt hielt. Paul fühlte, wie er sich zurechtrückte, sich anschmiegte. Er schloß die Augen, von Schwindel erfaßt. Von hinten spürte er die ebenfalls harte Rute des Jungen, der sich an ihm rieb, und statt ihn wegzustoßen und zu schlagen, wie er es so oft in seiner Zeit als Seemann getan hatte, wenn seine Gefährten versuchten, ihn wie eine Frau zu mißbrauchen, ließ er ihn gewähren, ohne Ekel, mit Dankbarkeit und – Paul, Paul! – mit höchstem Genuß. Er fühlte, wie eine Hand Jotefas unter dem Wasser tastete, bis sie sein Geschlecht zu fassen bekam. Kaum spürte er die Liebkosung, ejakulierte er mit einem lauten Seufzer. Jotefa tat es gleich darauf, zwischen seinen Beinen, noch immer lachend.

Sie stiegen aus dem Fluß; mit dem Stoff der Lendenschurze wischten sie das Wasser ab, das von ihren Körpern troff. Dann aßen sie die Früchte, die sie mitgebracht hatten. Jotefa machte nicht die geringste Anspielung auf das, was geschehen war, als hätte es keine Bedeutung oder als hätte er es schon vergessen. War das nicht wunderbar, Paul? Er hatte etwas mit dir getan, das im christlichen Europa Angst und Reue, ein Gefühl von Schuld und Scham auslösen würde. Doch für den Holzfäller, ein freies Wesen, war es bloße Zerstreuung, ein Zeitvertreib. Was für einen besseren Beweis konnte es

dafür geben, daß die fälschlich sogenannte europäische Zivilisation die Freiheit und das Glück zerstört und die Menschen der Freuden des Körpers beraubt hatte? Gleich morgen würdest du ein Bild über das dritte Geschlecht beginnen, das der Tahitianer und der Heiden, die von der Eunuchenmoral des Christentums nicht korumpiert waren, ein Bild über die Zweideutigkeit und das Geheimnis dieses Geschlechts, das dir mit deinen vierundvierzig Jahren, in einem Alter, in dem du glaubtest, dich zu kennen und alles über dich zu wissen, in diesem Paradies und durch Jotefa offenbart hatte, daß sich in der Tiefe deines Herzens, versteckt in dem männlichen Riesen, der du warst, eine Frau verbarg.

Sie erreichten das Gehölz mit den Balsabäumen, hackten einen langen, dicken Ast ab, aus dem Paul die tahitianische Eva schnitzen konnte, die er im Kopf hatte, und machten sich sofort auf den Rückweg nach Mataiea, das Holz auf ihren Schultern tragend. Sie kamen in der Abenddämmerung ins Dorf. Teha'amana schlief schon. Am nächsten Morgen schenkte Paul Jotefa eine seiner kleinen Götzenfiguren. Der Junge wollte sie nicht annehmen, als würde er seine großzügige Geste, seinen Freund bei der Suche nach dem benötigten Holz zu begleiten, dadurch entwerten. Schließlich nahm er sie auf Pauls Drängen hin an.

»Wie sagt man auf tahitianisch geheimnisvolle Wassers Jotefa?«

»*Pape moe.*«

So würde es heißen. Er begann es am nächsten Morgen zu malen, früh, nachdem er sich die übliche Tasse Tee zubereitet hatte. Die Photographie von Charles Spitz lag

in seiner Nähe, aber er schaute sie kaum an, weil er sie auswendig kannte und weil ein besseres Modell für sein neues Bild der nackte Rücken des Holzfällers war, der vor ihm in der dichten Vegetation lief, in einem magischen Raum, den seine Netzhaut unversehrt bewahrt hatte.

Er arbeitete eine Woche an *Pape moe*. Einen guten Teil der Zeit in diesem seltenen Zustand der Euphorie und Erregung, den er nicht wieder erlebt hatte, seit er *Der Geist der Toten wacht* gemalt hatte. Nur wenige Auserwählte würden das wahre Thema von *Pape moe* erkennen; er gedachte nicht, es jemals zu enthüllen, nicht einmal Teha'amana, mit der er nicht über seine eigenen Bilder zu sprechen pflegte, und schon gar nicht in seinen Briefen an Daniel, an Schuffenecker, an die Wikingerin oder an die Galeristen in Paris. Sie würden in einem Wald üppiger Blumen und Blätter, zwischen Wasser und Steinen, ein Wesen sehen, das, auf die Felsen gestützt, seinen schönen, schattengesprenkelten Körper zu einem schmalen Wasserfall hinunterneigte, um seinen Durst zu löschen oder dem unsichtbaren kleinen Gott des Ortes zu huldigen. Nur wenige würden das Rätsel erkennen, die sexuelle Unbestimmtheit dieser Gestalt, die ein anderes Geschlecht verkörperte, eine Möglichkeit, die Moral und Religion bekämpft, verfolgt, geleugnet und ausgelöscht hatten, bis sie glaubten, sie sei verschwunden. Sie täuschten sich! *Pape moe* war der Beweis. In diesen »geheimnisvollen Wassern«, über die sich die androgyne Gestalt des Bildes neigte, triebst auch du, Paul. Das war dir jetzt bewußt geworden, nach einem langen Prozeß, der mit dem Zauber begann, den die

Photographie von Charles Spitz bei der Weltausstellung 1889 auf dich ausgeübt hatte, und in jenem Fluß endete, als du Jotefas Rute an deinem Körper spürtest und bereit warst, in jener zeit- und geschichtslosen Einsamkeit seine *taata vahine* zu sein. Niemand würde je erfahren, daß *Pape moe* auch dein Selbstbildnis war, Koke.

Obwohl sein Erlebnis bewirkte, daß er sich dem Wilden näher fühlte, der er seit Jahren sein wollte, bereitete es ihm auch ein gewisses Unbehagen. Schwul, du, Paul? Hätte dir das jemand vor Jahren gesagt, du hättest ihm das Gesicht verbeult. Von Kindesbeinen an hatte er sich stets mit seiner Männlichkeit gebrüstet und sie mit Fäusten verteidigt. Auch in seiner fernen Jugend, auf hoher See, in seinen Jahren als Seemann, in den Ladeluken und Schlafkojen der *Luzitano* und der *Chili*, den Handelsschiffen, auf denen er drei Jahre verbrachte, und auf dem Kriegsschiff, der *Jerôme-Napoléon*, auf dem er zur Zeit des Krieges mit den Preußen weitere zwei Jahre diente. Wer hätte damals gedacht, daß du am Ende Bilder malen und Skulpturen schnitzen würdest, Paul? Nicht ein einziges Mal war dir der Gedanke durch den Kopf gegangen, Künstler zu sein. Damals träumtest du von einer großen Karriere als Seebär auf allen Meeren und in allen Häfen der Welt, in allen Ländern und Landschaften, unter allen Rassen, von deinem allmählichen Aufstieg zum Rang eines Kapitäns. Ein ganzes Schiff und seine große Besatzung unter deinem Befehl, Odysseus.

Auf der *Luzitano*, einem Dreimaster, auf dem man ihn im Dezember 1865 als Schiffsjunge angeheuert hatte, denn er hatte das Aufnahmealter für die Seefahrtsschule

überschritten, war er von Anfang an gezwungen gewesen, sich mit Händen und Füßen, mit Bissen und mit gezücktem Messer zu wehren, um seinen Hintern unversehrt zu erhalten. Manchen war es egal. Wenn sie zuviel getrunken hatten, prahlten sogar viele Gefährten damit, diesem seemännischen Ritual unterzogen worden zu sein. Aber dir war es nicht egal. Du würdest nie die Schwuchtel von jemandem sein; du warst ein Mann. Auf seiner ersten Reise als Schiffsjunge, von Frankreich nach Rio de Janeiro, drei Monate und einundzwanzig Tage auf hoher See, wurde der andere Schiffsjunge, Junot, ein sommersprossiger, rothaariger Bretoner, im Maschinenraum von drei Heizern vergewaltigt, die ihm danach halfen, die Tränen zu trocknen, und ihm versicherten, er brauche sich nicht zu schämen, das sei allgemein üblich in der Welt der Seefahrt, eine Taufe, der sich niemand entziehen könne und die deshalb nicht schimpflich sei, sondern vielmehr Brüderlichkeit unter der Besatzung schaffe. Paul dagegen konnte sich entziehen; dazu mußte er diesen durch den Frauenmangel gereizten Seebären beweisen, daß, wer Eugène-Henri Paul Gauguin flachlegen wollte, bereit sein mußte, zu töten oder zu sterben. Seine große Körperkraft und vor allem seine Entschlossenheit und Wildheit schützten ihn. Als er am 23. April 1871, nachdem er auf der *Jérôme-Napoléon* seinen Militärdienst geleistet hatte, entlassen wurde, war er so intakt wie sechs Jahre zuvor, zu Beginn seiner Laufbahn als Seemann, der er nun ein Ende setzte. Wie hätten deine Gefährten der *Luzitano*, der *Chili* und der *Jérôme-Napoléon* über dich gelacht, wenn sie dich im Fluß dieses Waldes, in vorgerücktem Alter, als *taata vahine*

eines Maori gesehen hätten!

Sexualität hatte in der Phase seines Lebens, in der sie für die meisten Sterblichen gewöhnlich wichtig ist, in der Jugend, der Zeit der Eifersucht und des Fiebers, keine wichtige Rolle gespielt. In den sechs Jahren als Seemann hatte er die Bordelle in jedem Hafen – in Rio de Janeiro, Valparaiso, Neapel, Triest, Venedig, Kopenhagen, Bergen und anderen, an die er sich kaum erinnern konnte – vor allem deshalb besucht, um nicht hinter seinen Gefährten zurückzustehen und als anormal zu gelten, weniger aus Lust an der Sache. Es fiel dir schwer, sie in diesen schäbigen, übelriechenden, mit Betrunkenen überfüllten Spelunken zu empfinden, wo du es mit abgewrackten Frauen triebst, von denen manche zahnlos waren und schlaffe Brüste hatten und gähnten oder einschliefen, während du sie bestiegst. Es waren mehrere Gläser Branntwein nötig, um diese tristen, raschen Akte zu vollziehen, die einen bitteren Geschmack in deinem Mund hinterließen, eine finstere Melancholie. Dann war es doch besser, nachts, von den Wellen gewiegt, auf der Matratze zu masturbieren.

Weder als Seemann noch später, als er auf Empfehlung seines Vormundes Gustave Arosa als Börsenmakler im Büro von Paul Bertin in der Rue Laffitte zu arbeiten begann, entschlossen, sich eine bürgerliche Zukunft an der Pariser Börse aufzubauen, hatte die Sexualität in Pauls Leben den obsessiven Stellenwert besessen, den sie gewinnen sollte, als er in einem Alter, in dem ein Mann sein Schicksal normalerweise besiegelt hat, sein Leben zu ändern begann und seine wohlhabende, disziplinierte, routinemäßige Existenz als guter Ehemann und

guter Vater für die andere, ungewisse, abenteuerliche voller Armut und Träume eintauschte, die ihn hierher geführt hatte.

Die Sexualität wurde in dem Maße für ihn wichtig, wie die Malerei es wurde, die zunächst ein Zeitvertreib zu sein schien, dem er sich auf Drängen seines Freundes und Kollegen in der Agentur von Paul Bertin, Emile Schuffenecker, hingab, der ihm eines Tages ein Heft mit seinen Kohlezeichnungen und Aquarellen zeigte und ihm gestand, sein heimlicher Traum sei, Künstler zu werden. Der gute Schuff, der in seiner Freizeit nichts anderes tat als malen, wenn er nicht, wie Paul, auf der Jagd nach vermögenden Familien war, um sie dazu zu bringen, ihre Investitionen an der Börse der Kompetenz Paul Benins anzuvertrauen, ermutigte ihn, abends einen Zeichenkurs an der Akademie Colarossi zu besuchen. Er selbst tue es, und es sei äußerst vergnüglich, mehr, als Karten zu spielen oder die Abende auf den Cafeterrassen der Place Clichy zu verbringen, endlos lange an einem Gläschen Anis zu nippen und mit Hypothesen über das Auf und Ab der Kurse zu jonglieren. So hatte das Abenteuer begonnen, das dich jetzt in Tahiti festhielt, Koke. Zum Guten? Zum Schlechten? Oft, in Zeiten des Hungers, der Verlassenheit, wie in jenen Tagen in Paris, in denen du dich um den kleinen Clovis kümmern mußt, wenn du dich fragtest, wie lange du noch ohne festes Obdach leben und in den Hospizen der Nonnen um einen Teller Suppe betteln müßt, hattest du den guten Schuff für diesen Rat verflucht und dir vorgestellt, wie gut es dir ginge, was für ein schönes Haus in Neuilly, in Saint-Germain, in Vincennes du hättest,

wenn du weiter als Finanzberater an der Pariser Börse gearbeitet hättest. Vielleicht wärst du schon so reich wie Gustave Arosa und wie dein Vormund imstande, eine prachtvolle Sammlung moderner Malerei zu erwerben.

Zu jener Zeit hatte er schon Mette Gad, die Wikingerin, kennengelernt, eine hochgewachsene Dänin mit leicht männlichen Gesichtszügen – Paul, Paul! –, und sie im November 1873 auf dem Standesamt des neunten Arrondissements und in der lutheranischen Erlöserkirche geheiratet. Und sie hatten ein sehr bürgerliches Leben in einer sehr bürgerlichen Wohnung begonnen, in einer Gegend, die der Gipfel der Bürgerlichkeit war: die Place de Saint-Georges. So wenig wichtig war damals noch für Paul das Sexuelle, daß er in diesen ersten Zeiten seiner Ehe nichts dagegen hatte, der Schamhaftigkeit seiner Frau Genüge zu tun und sie so zu lieben, wie die lutheranische Moral es gebot: Mette in ihren langen, zugeknöpften Nachthemden und im Zustand völliger Passivität, ohne sich eine Kühnheit, eine Koketterie, einen Spaß zu erlauben, als wäre der Umstand, von ihrem Mann geliebt zu werden, eine Pflicht, mit der sie sich ebenso abfinden mußte wie der an Verstopfung leidende Patient sich damit abfindet, Rizinusöl zu schlucken. Erst später, als Paul, noch ohne die Agentur von Paul Bertin zu vernachlässigen, seine Abende damit verbrachte, alles und mit allem zu malen – Bleistift, Kohle, Wasserfarben, Öl –, und seine Phantasie Bilder fand und erfand, die sich malerisch umsetzen ließen, wurden seine Nächte auf einmal unruhig vor Begehren. Fortan erbat oder forderte er von Mette Freiheiten im Bett, die sie empörten: sie solle sich ausziehen, für ihn

Modell stehen, ihr Intimstes preisgeben, es lieblosen und küssen lassen. Die Folge waren bittere eheliche Auseinandersetzungen gewesen, erste Schatten auf dieser harmonischen Familie, die sich jedes Jahr um ein Kind vermehrte. Doch trotz der Widerstände der Wikingerin und trotz des wachsenden sexuellen Verlangens, das ihn anfiel, betrog er seine Frau nicht. Er hatte keine Geliebten, besuchte keine Freudenhäuser, hielt keine kleinen Näherinnen aus wie seine Freunde und Kollegen. Er suchte die Lüste, die die Wikingerin ihm vorenthielt, nicht außerhalb des ehelichen Lagers. Noch Ende 1884, mit sechsunddreißig Jahren, als sein Leben bereits eine entscheidende Wende erfahren hatte und er entschlossen war, Maler und nichts als Maler zu sein und niemals wieder zu den Geschäften zurückzukehren, als der langsame Niedergang eingesetzt hatte, der ihn in die Misere führen sollte, war er Mette Gad noch immer treu. Zu jener Zeit war alles Sexuelle ihm zur fixen Idee, zur ständigen Sehnsucht, zur Quelle kühner, barock übersteigerter Phantasien geworden. In dem Maße, wie sein bürgerliches Leben sich in das eines Künstlers verwandelte – Geldmangel, Ungebundenheit, Risiko, schöpferische Arbeit und Unordnung –, gewann es Herrschaft über seine Existenz, als Quelle der Lust, aber auch als Befreiung von alten Fesseln, als Eroberung einer neuen Freiheit. Der Verzicht auf die bürgerliche Sicherheit hatte schwere Zeiten für dich zur Folge, Paul. Aber er eröffnete dir ein Leben, das für die Sinne und den Geist intensiver, reicher, ja geradezu ein Luxus war.

Und jetzt hattest du einen weiteren Schritt in Richtung Freiheit getan. Vom Leben des Bohémiens und Künstlers

zum Leben des Primitiven, des Heiden und Wilden. Ein großer Fortschritt, Paul. Jetzt war Sexualität für dich nicht eine raffinierte Form geistiger Dekadenz wie für so viele europäische Künstler, sondern eine Quelle der Energie und der Gesundheit, eine Form, dich zu erneuern, die Bereitschaft, den Elan und den Willen zu stärken, ein besserer Künstler zu sein, ein besseres Leben zu führen. Denn in der Welt, in die du nun endlich Eingang fandest, war das Leben eine fortlaufende Schöpfung.

Er hatte all das durchleben müssen, um ein Bild wie *Pape moe* schaffen zu können. Es waren keine Retuschen nötig. Auf dem Gemälde war die Photographie von Charles Spitz zu flimmerndem, vibrierendem Leben erwacht; der Androgyne und die Natur waren nicht unabhängig voneinander, sie verschmolzen zu einer neuen Form pantheistischen Lebens; Wasser, Blätter, Blüten, Zweige und Steine glühten wie von innen, und die menschliche Gestalt besaß etwas Hieratisches, Elementares. Die Haut, die Muskeln, das schwarze Haar, die kräftigen, sicher auf den moosbedeckten Felsen ruhenden Füße ließen Respekt, Ehrfurcht, Liebe für dieses Wesen einer anderen Zivilisation erkennen, die, obwohl von den Europäern kolonisiert, tief verborgen in den Wäldern die uralte Reinheit bewahrte. Es machte dich traurig, daß du *Pape moe* beendet hattest. Wie immer, wenn du einer guten Arbeit den letzten Pinselstrich gabst, ging dir die Frage im Kopf herum, ob es danach mit dir als Künstler nicht bergab gehen würde.

Zwei oder drei Nächte später war Vollmond. Verzau-

bert von der sanften Helligkeit, die vom Himmel herabströmte, richtete er sich über dem Körper von Teha'amana auf – sie atmete tief, mit einem rhythmischen, leisen Schnarchen – und ging auf den freien Platz hinunter, der das Haus umgab, *Pape moe* in den Armen. Er betrachtete es in der bläulichgelben Helligkeit, die dem See mit seinen Wasserpflanzen, die ebenso gut Lichter, Reflexe sein konnten, eine rätselhafte Patina verlieh. Auch die Natur war androgyn auf dem Bild. Du neigtest nicht zu Gefühlseligkeit, du mußtest immun gegen sie sein, um die Grenzen dieser verfallenen Zivilisation überschreiten und dich eins fühlen zu können mit den alten Traditionen, aber jetzt spürtest du, wie deine Augen feucht wurden. Es war eines der besten Bilder, die du gemalt hattest, Paul. Noch nicht ein Meisterwerk, wie *Manao tupapau*, wenn ihm auch nicht viel dazu fehlte. Was der verrückte Holländer damals in Arles, in jenen letzten Herbsttagen 1888, bevor die Mischung aus Liebe und Hysterie ihrer Beziehung den Garaus machte, so oft mit tiefer Überzeugung gesagt hatte, nämlich daß die wahre Revolution in der Malerei nicht in Europa stattfinden würde, sondern weit entfernt, in den Tropen, dem Schauplatz des Romans, der beide fasziniert hatte – *Rarahu, Le mariage de Loti* von Pierre Loti –, war das nicht in *Pape moe* überwältigende Wirklichkeit geworden? In diesem Bild lag Kraft, eine geistige Stärke, die der Unschuld und Freiheit entstammte, mit denen ein Primitiver die Welt sah, der nicht eingeengt war durch die Scheuklappen der westlichen Kultur.

An dem Abend im Winter 1887, an dem Paul den verrückten Holländer im *Grand Bouillon, Restaurant du*

Chalet, an der Avenue de Chchy kennengelernt hatte, erlaubte Vincent nicht einmal, daß Paul ihn zu den ausgestellten Bildern beglückwünschte. »Ich muß *Sie* beglückwünschen«, sagte er, während er ihm kraftvoll die Hand drückte. »Ich habe zu Hause bei Daniel de Monfreid Ihre Bilder aus Martinique gesehen. Großartig! Sie wurden nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Phallus gemalt. Bilder, die Kunst und Sünde zugleich sind.« Zwei Tage später erschienen Vincent und sein Bruder Theo bei Schuffenecker, wo Paul wohnte, seitdem er von seinem mit Freund Laval geteilten Abenteuer in Panama und Martinique zurückgekehrt war. Der verrückte Holländer betrachtete die Bilder aus allen Blickwinkeln und befand: »Das ist große Malerei, sie kommt aus dem Bauch, aus dem Blut, wie das Sperma aus dem Geschlecht.« Er umarmte Paul und sagte: »Auch ich möchte mit dem Phallus malen. Bringen Sie es mir bei, mein Bruder.« So begann ihre Freundschaft, die so übel enden sollte.

Der verrückte Holländer hatte mit einer seiner genialen Eingebungen den Nagel auf den Kopf getroffen, eher als du, Paul. Es stimmte. Bei diesem leidvollen Aufenthalt, zunächst in Panama, dann in der Umgebung von Saint-Pierre, auf Martinique, von Mai bis Oktober 1887, hattest du dich in einen Künstler verwandelt. Vincent war der erste, der es erkannte. Was machte es angesichts dessen schon, daß es ihm schlecht ergangen war, daß er sich als Tagelöhner bei den Bauarbeiten des Kanals von Monsieur de Lesseps von den Moskitos hatte zerstechen lassen und auf Martinique beinahe an Ruhr und Malaria gestorben wäre? Es

war die Wahrheit: Mit den Bildern von Saint-Pierre, die erleuchtet wurden von der prachtvollen Sonne der Karibik und auf denen die Farben wie reife Früchte explodierten, deren Rot-, Blau-, Gelb-, Grün- und Schwarztöne mit der Wildheit von Gladiatoren um die Vorherrschaft auf dem Bild kämpften, brach das Leben endlich wie eine Feuersbrunst in deine Malerei ein, läuterte sie, erlöste sie von dieser Verzagtheit, mit der du bislang an deine Bilder und Skulpturen herangegangen warst. Obwohl du beinahe vor Hunger und Krankheit gestorben wärest, während du dir in einer Hütte, durch deren Palmblätterdach der Regen tropfte, die Seele aus dem Leib arbeitetest, hattest du auf dieser Reise tatsächlich begonnen, dir die Schlieren aus den Augen zu reiben und klar zu sehen: Nur die Flucht aus Paris, auf der Suche nach einem neuen Leben unter anderen Himmeln, führte zur Gesundung der Malerei.

Wie das Licht in seine Bilder, brach auch die Sexualität mit unwiderstehlichem Impetus in sein Leben ein und fegte sämtliche Vorbehalte und Vorurteile hinweg, die sie bislang im Zaum gehalten hatten. Gleich den anderen, die mit ihm in den stinkenden Sümpfen, in denen die Dämme des künftigen Kanals errichtet wurden, die Erde aushoben, ging er zu den Mulatinnen und Negerinnen, die sich um die Lager in Panama herumtrieben. Sie ließen sich nicht nur für eine bescheidene Summe besteigen, sondern auch mißhandeln, während man es mit ihnen trieb. Und wenn sie weinten und verängstigt fliehen wollten, was für eine Wonne, was für ein unmäßiger Genuß, über sie herzufallen und sie zu unterwerfen, ihnen zu zeigen, wer der Mann war.

Nie hattest du die Wikingerin so geliebt, Paul, wie diese Negerinnen mit gewaltigen Brüsten, animalischem Schlund und unersättlichem Geschlecht, von dem eine sengende Glut ausging. Deshalb war deine Malerei so kraftlos und verknöchert, so konformistisch und zaghaft gewesen. Denn so war dein Geist, dein Empfindungsvermögen, deine Sexualität. Du hattest dir das Versprechen gegeben – du solltest es nicht einhalten, Paul –, während dir in den stickigheißen Nächten von Saint-Pierre eine dieser breithüftigen Negerinnen zu Willen war, die ein feuriges Kreolisch sprachen, daß du der Wikingerin bei eurem Wiedersehen eine rückwirkende Lektion erteilen würdest. Das sagtest du Charles Laval eines Abends, als ihr euch mit unverschnittenem Rum betrankt.

»Wenn wir zum ersten Mal zusammen sind, werde ich der Wikingerin diese ganze nordische Frigidität austreiben, die sie seit der Wiege mit sich herumträgt. Ich werde ihr mit den Fäusten die Kleider vom Leibe reißen, ich werde sie beißen und küssen, daß sie sich windet und schreit, sich wälzt und wehrt, um zu überleben. Wie eine Negerin. Sie nackt und ich nackt. Im Liebeskampf wird diese verklemmte Bürgersfrau lernen, zu sündigen, zu genießen, Genuß zu schenken, heiß zu sein, unterwürfig und saftig wie ein Weib in Saint-Pierre.«

Charles Laval schaute dich perplex an und wußte nicht, was er sagen sollte. Koke lachte laut, den Blick auf *Pape moe* geheftet, das erhellt wurde vom phosphoreszierenden Licht des Mondes. Nein, nein. Die Wikingerin würde niemals lieben wie eine Frau aus Martinique oder aus Tahiti, ihre Religion und ihre Kultur hinderten sie

darán. Sie würde immer ein halbes Wesen sein, eine Frau, die schon mit verwelktem Geschlecht auf die Welt gekommen war.

Der verrückte Holländer hatte das sofort verstanden. Die Bilder von Martinique verdankten sich nicht der maßlosen Farbigkeit der Tropen, sondern der Freiheit des Geistes und der Sitten, die sich ein Wilder auf Probe erobert hatte, ein Maler, der gleichzeitig lernte, zu malen und zu lieben, den Trieb zu achten, zu akzeptieren, was in ihm naturhaft und dämonisch war, und sein Verlangen zu stillen wie die Menschen im Naturzustand.

Warst du ein Wilder, als du von jener unglückseligen Reise nach Paris zurückkehrtest, noch immer nicht ganz geheilt von der Malaria, die dein Fleisch auffraß, dein Blut vergiftete und dich um zehn Kilo abmagern ließ? Du fingst an, es zu sein, Paul. Jedenfalls führtest du dich nicht mehr wie ein zivilisierter Bürger auf. Wie konntest du auch, nachdem du in den Urwäldern Panamas unter der erbarmungslosen Sonne schwitzend den Spaten geschwungen und Mulatinnen und Negerinnen im Schlamm, auf der roten Erde und im schmutzigen Sand der Karibik geliebt hattest? Noch dazu trugst du die unaussprechliche Krankheit in dir, Paul. Ein Schandmal, das dich aber auch als Mann auswies, der sich keine Zügel auferlegte. Du wußtest nicht und solltest lange Zeit nicht wissen, daß du verpestet warst. Doch du hattest dich längst befreit von Zimperlichkeiten, falschen Rücksichten, Tabus, Konventionen und warst stolz auf deine Triebe und Leidenschaften. Wie hättest du es sonst gewagt, dich an der Brust der zarten Ehefrau des guten Schuff, deines besten Freundes, zu vergreifen, der dich

bei sich wohnen ließ, dir zu essen gab und dir sogar ein paar Francs für einen Absinth in den Cafés zusteckte?

Madame Schuffenecker wurde blaß, rot, flüchtete mit einem gestammelten Protest. Doch ihre Scham und ihre Beschämung waren so groß, daß sie nie wagte, dem guten Schuff von den Dreistigkeiten des Freundes zu erzählen, den er so großzügig unterstützte. Oder tat sie es doch? Dich Madame Schuffenecker zärtlich zu nähern, wenn sie durch die Umstände alleine waren, wurde zu einem gefährlichen Spiel. Dir bereitete es lustvolle Augenblicke und trieb dich zur Staffelei, nicht wahr, Koke?

Eine kleine Wolke trübte das Licht des Mondes, und Paul trug *Pape moe* mit äußerster Vorsicht, als könne es zerbrechen, in die Hütte zurück. Schade, daß der verrückte Holländer dieses Bild nicht sehen konnte. Er hätte es mit dem irren Blick durchbohrt, den er bei großen Gelegenheiten aufsetzte, und dann hätte er dich umarmt und geküßt und mit seiner exaltierten Stimme ausgerufen: »Sie haben es mit dem Teufel getrieben, mein Bruder!«

Mitte Mai 1893 traf endlich die Order zur Repatriierung ein, die die französische Regierung an die Vertretung von Französisch-Polynesien gesandt hatte. Gouverneur Lacascade persönlich teilte ihm mit, daß man ihm aufgrund der erhaltenen Anweisungen – er las ihm den Ministerbeschluß vor – angesichts seiner Mittellosigkeit eine Schiffspassage zweiter Klasse von Papeete nach Marseille bezahlen werde. Am gleichen Tag, nach fünfeinhalb Stunden Gerüttel im öffentlichen Wagen, kehrte er nach Mataiea zurück und verkündete

Teha'amana, daß er abreisen werde. Er sprach lange mit ihr und erklärte ihr ausführlich die Gründe, die ihn veranlaßten, nach Frankreich zurückzukehren. Auf einer der Bänke unter dem Mangobaum sitzend, hörte das Mädchen ihm zu, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Träne zu vergießen, ohne eine Gebärde des Vorwurfs. Sie strich mit der rechten Hand mechanisch über den linken Fuß, den mit den sieben Zehen. Sie sagte auch nichts, als Paul verstummte. Nachdem er eine letzte Pfeife geraucht hatte, ging er nach oben, um sich hinzulegen, und land Teha'amana schon schlafend vor. Am nächsten Morgen, als Koke die Augen öffnete, hatte seine *vahine* ihre Sachen gebündelt und war gegangen.

Als Paul sich Anfang Juni 1893 auf der *Ducbaffault* nach Frankreich einschiffte, war der einzige, der ihn auf dem Kai von Papeete verabschiedete, sein Freund Jénot, der gerade zum Oberleutnant der Kriegsmarine befördert worden war.

V

Der Schatten von Charles Fourier

Lyon, Mai und Juni 1844

Sowohl in Chalon-sur-Saône als auch in Mâcon, wo sie sich in der letzten Aprilwoche und in den ersten Maitagen 1844 aufhielt, hing Floras Rundreise fast ausschließlich von der Unterstützung ihrer gegnerischen Freunde, den Phalanstère- oder Fourier-Anhängern, ab. Sie ließen sie ihr mit solcher Großzügigkeit zukommen, daß Flora in Gewissenskonflikte geriet. Wie konnte sie, ohne sie zu beleidigen, ihre Differenzen mit diesen Schülern des verstorbenen Charles Fourier offenlegen, die sie an den Poststationen oder in den Flußhäfen empfangen und verabschiedeten und alles taten, um ihr zu Versammlungen und Verabredungen zu verhelfen? Es tat ihr zwar leid, sie zu enttäuschen, aber sie sparte nicht mit Kritik an ihren Theorien und Praktiken, die ihr unvereinbar schienen mit der Aufgabe, die sie beschäftigte: die Erlösung der Menschheit.

In Chalon-sur-Saône organisierten die Phalanstère-Anhänger am Tag nach ihrer Ankunft eine Versammlung in den großen Räumlichkeiten der Freimaurerloge *Die vollkommene Gleichheit*. Ihr genügte ein Blick in das vollbesetzte Lokal, in dem sich zweihundert Personen drängten, um ihr das Herz in die Hose rutschen zu lassen. Hattest du ihnen nicht geschrieben, daß die Versammlungen immer in kleinem Rahmen stattfinden sollten,

mit dreißig oder höchstens vierzig Arbeitern? Ein zahlenmäßig geringes Publikum erlaubte den Dialog, die persönliche Beziehung. Ein Publikum wie dieses war distanziert, kühl, außerstande, teilzunehmen, nur zum Zuhören verurteilt.

»Aber Madame, die Neugier auf Sie war gewaltig. Ihnen eilt so großer Ruhm voraus!« entschuldigte sich Lagrange, ein führender Fourierist in Chalon-sur-Saône.

»Ich pfeife auf den Ruhm, Monsieur Lagrange. Mir geht es um Wirkung. Ich kann nicht einwirken, wenn ich eine anonyme, diffuse Masse vor mir habe. Ich spreche gern zu Menschen, aber dazu muß ich ihre Gesichter sehen, ihnen das Gefühl vermitteln, daß ich mit ihnen reden, ihnen aber nicht meine Ideen aufzwingen möchte wie der Papst der katholischen Herde.«

Schlimmer als die Menge der Zuhörer war ihre soziale Zusammensetzung. Von der mit einem Blumengebinde dekorierten Bühne aus, hinter sich eine Wand mit den Symbolen der Freimaurer, entdeckte Flora, während Monsieur Lagrange sie vorstellte, daß zwei Drittel der Anwesenden Unternehmer und nur ein Drittel Arbeiter waren. Nach Chalon-sur-Saône kommen, um den Ausbeutern die Arbeiterunion zu predigen! Diesen Fourieristen war nicht zu helfen, trotz der Intelligenz und Honorigkeit eines Victor Considérant, der seit dem Tod des Meisters im Jahre 1837 die Bewegung führte. Ihre Erbsünde, die zwischen dir und ihnen einen unüberbrückbaren Abgrund schuf, war die gleiche wie bei den Saintsimonisten: Sie glaubten nicht an eine von den Opfern des Systems gemachte Revolution. Beide mißtrauten sie diesen unwissenden, elenden Massen

und behaupteten mit engelhafter Unschuld, daß die Reform der Gesellschaft kraft des guten Willens und des Geldes der von ihren Theorien erleuchteten Bürger zustande käme.

Es hatte etwas Gespenstisches, daß Victor Considérant und die Seinen noch immer, im Jahre 1844, überzeugt davon waren, daß sie die Handvoll Reichen für ihre Sache gewinnen konnten, die, einmal zum Phalanstère-System bekehrt, »die sozietäre Revolution« finanzieren würden. Der Begründer Charles Fourier hatte 1826 mittels Presseanzeigen in Paris bekanntgegeben, er werde jeden Tag zwischen 12 und 14 Uhr in seiner Wohnung in der Rue de Saint-Pierre in Montmartre erreichbar sein, um seine sozialen Reformpläne jedem edelmütigen, gerechtigkeitsliebenden Industriellen oder Rentier zu erklären, der bereit wäre, sie zu finanzieren. Elf Jahre später, am Tag seines Todes 1837, erwartete der lebenswürdige kleine Alte mit seinem ewigen schwarzen Gehrock, seiner weißen Krawatte und seinen gütigen blauen Augen – es machte dich traurig, an ihn zu denken, Andalusierin – noch immer pünktlich von 12 bis 14 Uhr den Besuch, der niemals kam. Nie! Nicht ein einziger reicher Mann, nicht ein einziger Bürger machte sich die Mühe, ihn aufzusuchen und ihm Fragen zu stellen oder seinen Plänen zuzuhören, wie er dem menschlichen Unglück ein Ende machen wollte. Und keine der Persönlichkeiten, an die er Briefe schrieb, in denen er um Unterstützung für seine Pläne bat – Bolívar, Chateaubriand, Lady Byron, Doktor Francia in Paraguay, sämtliche Minister der Restauration und Louis-Philippes –, ließ sich zu einer Antwort herab. Und die

Phalanstere-Anhänger, blind und taub, vertrauten weiter auf die Bürger und mißtrauten den Arbeitern!

In einem plötzlichen Anfall von rückwirkender Empörung beim Gedanken an den armen Charles Fourier, der im Herbst seines Lebens jeden Mittag vergeblich in seiner bescheidenen Wohnung saß, änderte Flora das Thema ihres Vortrags. Sie unterbrach ihre Ausführungen über die Funktionsweise der künftigen Arbeiterpaläste, um ein psychologisches Porträt des zeitgenössischen Bürgers zu zeichnen. Sie bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Zuhörer, während sie erklärte, daß der Unternehmer im allgemeinen des Großmuts ermangele, einen engstirnigen, schäbigen, furchtsamen, gewöhnlichen und ruchlosen Geist habe, sich unruhig auf den Sitzen bewegten, als wäre eine Schwadron Läuse über sie hergefallen. Als die Reihe an die Fragen kam, herrschte eisiges Schweigen. Schließlich erhob sich der Besitzer einer Möbelfabrik, Monsieur Rougeon, jung noch, aber schon mit dem Bäuchlein des Siegers, und sagte, er könne sich angesichts der Meinung, die Madame Tristan von den Unternehmern habe, nicht erklären, warum sie darauf bestanden habe, sie zur Teilnahme an der Arbeiterunion aufzufordern.

»Aus einem sehr einfachen Grund, Monsieur. Die Bürger haben Geld und die Arbeiter nicht. Die Union braucht Mittel, um ihr Programm zu verwirklichen. Es ist Geld, was wir von den Bürgern wollen, nicht ihre Personen.«

Monsieur Rougeon lief rot an. Die Empörung ließ seine Stirnadern anschwellen.

»Soll das heißen, Madame, daß ich, wenn ich der

Union beitrete und meine Beiträge zahle, kein Recht haben werde, die Arbeiterpaläste zu betreten noch ihre Dienste in Anspruch zu nehmen?»

»Genau, Monsieur Rougeon. Sie brauchen diese Dienste nicht, denn Sie können die Erziehung Ihrer Kinder, die Ärzte und ein sorgenfreies Alter aus eigener Tasche bezahlen. Das gilt nicht für die Arbeiter, nicht wahr?«

»Aus welchem Grund sollte ich mein Geld hergeben, wenn ich nichts dafür bekomme? Aus Dummheit?«

»Aus Großmut, Altruismus, aus Solidarität mit den Hilfsbedürftigen. Gefühle, die Ihnen fremd sind, wie ich sehe.«

Monsieur Rougeon verließ ostentativ die Loge, wobei er vor sich hin murrte, daß eine derartige Organisation niemals mit seiner Unterstützung rechnen könne. Einige Zuhörer folgten ihm. Schon an der Tür, erklärte einer von ihnen: »Es stimmt: Madame Tristan ist eine Umstürzlerin.«

Später, bei einem von den Fourieristen ausgerichteten Abendessen, als Flora ihre enttäuschten und betrübten Gesichter sah, fand sie ein paar Worte, um sie zu besänftigen. Sie sagte, sie habe trotz ihrer Differenzen mit den Schülern von Charles Fourier einen so großen Respekt vor der Bildung, der Intelligenz und der Integrität Victor Considérants, daß sie nach der Gründung der Arbeiterunion nicht zögern werde, ihn als Anwalt des Volkes vorzuschlagen, als ersten besoldeten Vertreter der Arbeiterklasse in der Nationalversammlung. Victor wäre, davon sei sie überzeugt, ein ebenso guter Volkstribun, wie es im englischen Parlament der

Ire Daniel O'Connell war. Diese Ehrerbietung für ihren Anführer und Mentor besserte die Stimmung. Als sie Flora vor der Herberge verabschiedeten, hatten sie Frieden geschlossen, und einer von ihnen sagte vergnügt zu ihr, er habe bei ihren Worten heute abend endlich verstanden, was es mit ihrem Spitznamen Madame-la-Colère auf sich habe.

Sie konnte nicht gut schlafen. Sie war enttäuscht von dem, was in der Freimaurerloge geschehen war, und bedauerte, daß sie sich hatte dazu hinreißen lassen, die Bürger zu beleidigen, statt sich darauf zu konzentrieren, Anhänger unter den Arbeitern zu gewinnen. Dein verflixter Charakter, Florita; mit deinen einundvierzig Jahren warst du noch immer nicht imstande, deine Gefühlsaufwallungen zu beherrschen. Und doch hatte dieser rebellische Geist, hatten diese Anfälle von schlechter Laune dir geholfen, frei zu bleiben und die Freiheit jedesmal, wenn du sie verloren glaubtest, zurückzugewinnen. Wie in deiner Zeit als Sklavin von André Chazal. Oder bei der Familie Spence, als du dich fast in einen Automaten, in ein Lasttier verwandelt hattest. Diese Zeit, in der du noch nicht wußtest, was der Saintsimonismus, der Fourierismus, der ikarische Kommunismus waren, und das Werk Robert Owens, in New Lanark, Schottland, dir unbekannt war.

In den vier Tagen, die sie in Mâcon verbrachte, der Heimat des illustren Dichters und Abgeordneten Lamartine, holten die körperlichen Leiden sie wieder ein, als wollten sie ihre Kraft auf die Probe stellen. Zu den Schmerzen in der Gebärmutter und im Magen, die so stark waren, daß sie sich krümmen mußte, kam die

Müdigkeit, die Versuchung, auf die Verabredungen, die Besuche bei den Tageszeitungen und die Jagd nach Arbeitern zu verzichten, die sich hier rarer machten als anderswo, und sich auf das geblühte Bett ihres Zimmers im hübschen Hôtel du Sauvage zu legen. Sie widerstand dieser Versuchung um den Preis einer herkulischen Anstrengung. In den Nächten hielten Erschöpfung und Nervosität sie wach, und sie dachte – eine dieser Erinnerungen, die sie bisweilen als Buße dafür heimsuchten, daß ihr Kampf nicht erfolgreicher gewesen war – an die drei Leidensjahre im Dienst der Familie Spence. Diese englische Familie mußte sehr wohlhabend sein, aber außer auf Reisen genoß sie ihren Wohlstand kaum, sparsam, puritanisch und phantasielos wie sie war. Die Eheleute, Mr. Marc und Mrs. Catherine, waren um die fünfzig Jahre alt, und Miss Annie, seine jüngere Schwester, um die fünfundvierzig. Alle drei waren mager, unansehnlich, leicht trübsinnig, stets schwarz gekleidet und ohne jede Neugier. Sie stellten sie als Gesellschafterin an, zur Begleitung auf einer Reise in die Schweizer Berge, wo sie reine Luft atmen und ihre vom Ruß der Londoner Fabriken verunreinigten Lungen auslüften wollten. Das Salär war gut; es erlaubte ihr, der Amme den Unterhalt für die Kinder zu bezahlen, und ließ ihr einen Überschuß für ihre persönlichen Bedürfnisse. Das mit der Gesellschafterin erwies sich als Beschönigung; in Wirklichkeit war sie das Dienstmädchen des Trios. Sie servierte ihnen das Frühstück im Bett, mit dem ungenießbaren *porridge*, den Toastscheiben und der faden Tasse Tee, die sie drei- oder viermal am Tag zu sich nahmen, wusch und bügelte ihnen die Wäsche und

half den schrecklichen Frauen, sich nach ihren morgendlichen Waschungen anzukleiden. Sie machte Besorgungen für sie, brachte ihre Briefe zur Post und kaufte ihnen in den Lebensmittelläden die geschmacklosen Kekse, die sie zu ihrem Tee aßen. Aber sie fegte auch Zimmer, schüttelte Betten aus, leerte Nachttöpfe und mußte täglich bei den Mahlzeiten die Demütigung erleben, daß das Ehepaar Spence ihr die Portionen des Mittag- und des Abendessens auf die Hälfte ihrer eigenen kürzte. Einige Bestandteile der familiären Ernährung, wie Fleisch und Milch, waren ihr immer verboten.

Dennoch war diese stupide Arbeit, die abstumpfende Routine, die sie von morgens bis abends auf den Beinen hielt, nicht das Schlimmste dieser drei Jahre im Dienst der Familie Spence. Es war vielmehr das Gefühl, daß dieses Paar und die alte Jungfer sie schon bald nach Antritt ihrer Arbeit allmählich zum Verschwinden brachten, sie ihrer Eigenschaft als Frau, als menschliches Wesen beraubten und in ein seelenloses, unbelebtes Werkzeug ohne Gefühle noch Würde verwandelten, dem man nur in den kurzen Augenblicken, in denen man ihm Befehle erteilte, das Recht auf Existenz zugestand. Es wäre ihr lieber gewesen, sie hätten sie mißhandelt, ihr wären Teller um die Ohren geflogen. Dabei hätte sie sich zumindest lebendig gefühlt. Die Gleichgültigkeit, mit der man sie behandelte – sie konnte sich nicht erinnern, daß man sie jemals nach ihrem Befinden gefragt hätte oder ihr in irgendeiner Weise entgegengekommen oder auch nur freundlich begegnet wäre –, verletzte sie tief in der Seele. Im Verhältnis zu ihren Arbeitgebern kam ihr die Rolle zu, wie ein Tier zu

arbeiten und den ganzen Tag stupide Dinge zu verrichten. Und sich damit abzufinden, die Würde, den Stolz und die Gefühle bis hin zu dem Gefühl, lebendig zu sein, zu verlieren. Trotz allem, als die Zeit in der Schweiz vorbei war und das Ehepaar Spence ihr vorschlug, sie mit nach England zu nehmen, erklärte sie sich bereit. Warum, Florita? Natürlich, was konntest du schon anderes tun, um weiter deine Kinder zu ernähren, denn damals lebten noch alle drei. Zudem war es unwahrscheinlich, daß André Chazal dich in London finden und dort wegen deiner Flucht vom heimischen Herd bei der Polizei anzeigen konnte. Deine Angst, im Gefängnis zu landen, begleitete dich wie ein Schatten in all diesen Jahren.

Düstere Erinnerungen, Florita. Diese drei Jahre als Dienstmädchen erfüllten sie mit einer derartigen Scham, daß sie diese Zeit aus ihrem Leben löschte, bis der Anwalt André Chazais sie Jahre später, in dem verfluchten Gerichtsverfahren, ans Licht der Öffentlichkeit zerrte. Jetzt bestürmten sie diese Erinnerungen in Mâcon, weil sie sich so schlecht fühlte, weil sie so enttäuscht war von dieser todhäßlichen Stadt mit ihren zehntausend Seelen, die ihr im übrigen allesamt ebenso häßlich vorkamen wie die Häuser und Straßen, in denen sie wohnten. Obwohl sie bei den vier genossenschaftlichen Vereinigungen gewesen war und bei jeder ihre Adresse und ein Informationsblatt über die Arbeiterunion hinterlassen hatte, kamen nur zwei Personen sie besuchen: ein Faßbinder und ein Schmied. Keiner hatte Interesse. Beide erklärten ihr, daß die Genossenschaften in Mâcon im Verschwinden begriffen seien, da die Werk-

stätten jetzt Mittel und Wege gefunden hätten, niedrigere Löhne zu bezahlen, indem sie durchziehende Landarbeiter und wandernde Erntehelfer auf Zeit einstellten, statt ständige Belegschaften zu unterhalten. Die Arbeiter seien in Massen abgewandert, um Arbeit in den Fabriken in Lyon zu suchen. Und die landwirtschaftlichen Arbeiter wollten sich nicht mit genossenschaftlichen Problemen befassen, denn sie betrachteten sich nicht als Proletarier, sondern als Landarbeiter, die sich gelegentlich in den Werkstätten verdingten, um sich ein zusätzliches Einkommen zu sichern.

Das einzig Lustige in Mâcon war Monsieur Champvans, der Geschäftsführer der Zeitung *Le Bien Public*, die der illustre Lamartine per Korrespondenz von Paris aus leitete. Ein vornehmer, gebildeter Bürger, der sie mit einer Eleganz und Zuvorkommenheit behandelte, die sie trotz ihrer politischen und moralischen Vorbehalte gegenüber dem Bürgertum entzückten. Monsieur Champvans verbarg höflich sein Gähnen, als sie ihm die Arbeiterunion beschrieb und ihm erklärte, wie sie die menschliche Gesellschaft zu verändern gedachte. Aber er lud sie im besten Restaurant von Mâcon zu einem erlesenen Mittagessen ein und fuhr mit ihr aufs Land, um Le Monceau zu besichtigen, das herrschaftliche Anwesen von Lamartine. Das Schloß dieses großen Künstlers und Demokraten erschien ihr irritierend prunksüchtig und äußerst geschmacklos. Der Besuch begann sie schon zu langweilen, als zu ihrer Begleitung Madame de Pierreclos erschien, die Witwe des unehelichen Sohnes des Dichters, der mit achtundzwanzig Jahren, kurz nach seiner Heirat, an

Tuberkulose gestorben war. Die junge, anmutige Frau, fast noch ein Kind, erzählte Flora von ihrer tragischen Liebe, von der Trostlosigkeit, in der sie seit dem Tod ihres Mannes lebte, von dem Entschluß, sich nie wieder irgendeine Art von Zerstreuung zu gönnen und ein Leben des Verzichts und der Weltabgeschiedenheit zu führen, bis der Tod sie von ihrer Qual befreien würde.

Die Worte dieses hübschen jungen Mädchens, dessen Augen voller Tränen standen, lösten bei Flora heftige Entrüstung aus. Und sie erteilte ihr sogleich eine Lehre, während sie zwischen den Blumenrabatten von Le Monceau spazierengingen.

»Es macht mich traurig, aber auch zornig, wenn ich Sie so reden höre, Madame. Sie sind kein Opfer des Schicksals sondern ein Monstrum an Egoismus. Entschuldigen Sie meine Offenheit, aber Sie werden sehen, daß ich recht habe. Sie sind jung, schön, reich, und statt dem Himmel für diese Gaben zu danken und sie zu nutzen, begraben Sie sich zu Lebzeiten, weil ein Ereignis Sie vor der Ehe bewahrt hat, der schlimmsten Sklaverei, die eine Frau erleiden kann. Tausende, Millionen von Menschen verwitwen, und Sie betrachten Ihre Witwenschaft als eine Katastrophe der Menschheit.«

Die junge Frau war stehengeblieben und leichenblaß geworden. Sie schaute Flora ungläubig an und fragte sich, ob die Besucherin verrückt war oder es in ebendiesem Augenblick geworden war.

»Eine Egoistin, weil ich der großen Liebe meines Lebens treu bin?« murmelte sie.

»Niemand hat das Recht, eine derartige Gelegenheit ungenutzt zu lassen«, nickte Flora. »Vergessen Sie Ihre

Trauer, verlassen Sie dieses Grab. Fangen Sie an zu leben. Bilden Sie sich, tun Sie Gutes, helfen Sie den Millionen von Menschen, die wirklich reelle, konkrete Probleme haben, Hunger, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Unwissenheit, und nichts gegen sie ausrichten können. Sie haben kein Problem, sondern eine Lösung. Die Witwenschaft hat Sie davor bewahrt, entdecken zu müssen, was für eine Sklaverei die Ehe für die Frau bedeutet. Spielen Sie sich nicht als Heldin eines romantischen Romans auf. Folgen Sie meinem Rat. Kehren Sie ins Leben zurück und beschäftigen Sie sich mit großmütigeren Dingen als damit, Ihren Schmerz zu pflegen. Und wenn Sie Ihre Zeit nicht damit verbringen wollen, Gutes zu tun, dann genießen Sie sie, amüsieren Sie sich, reisen Sie, nehmen Sie sich einen Liebhaber. Genau das hätte Ihr Mann getan, wenn Sie an Tuberkulose gestorben wären.«

Madame de Pierreclos' Gesicht wechselte von leichenblaß zu erdbeerrot. Und dann brach sie plötzlich in ein hysterisches Kichern aus, das sie erst nach einer ganzen Weile unterdrücken konnte. Flora betrachtete sie amüsiert. Beim Abschied stammelte die junge Witwe verwirrt, sie wisse zwar nicht, ob Flora im Ernst oder im Scherz gesprochen habe, aber sie werde über ihre Worte nachdenken.

Als Flora das Schiff nach Lyon bestieg, fühlte sie sich wie befreit von einer Last. Sie war der Kleinstädte und Dörfer überdrüssig und konnte es kaum abwarten, wieder in eine Großstadt zu kommen.

Der erste Eindruck von Lyon mit seinen düsteren, kasernenähnlichen, sich alptraumhaft aneinanderreihen-

den Häusern und mit Schottersteinen bedeckten Straßen, die den Fußsohlen schmerzhaft zusetzten, war denkbar schlecht. Es erinnerte sie an das London der Familie Spence mit seinem Grau in Grau und seinen Gegensätzen zwischen sehr reichen Reichen und sehr armen Armen, und weil die Stadt wie ein Denkmal wirkte, das man der Ausbeutung der Arbeiter gesetzt hatte. Das deprimierende Gefühl des ersten Tages sollte jedoch im Zuge ihrer zahlreichen Treffen, Verabredungen und Versammlungen verschwinden, in deren Verlauf sie sich auch zum ersten Mal in ihrem Leben von der Polizei bedrängt sah. Hier hatte sie nun endlich zahlreiche Treffen mit Arbeitern aller Berufszweige, mit Webern, Schuhmachern, Steinmetzen, Schmieden, Tischlern, Samtwirkern und anderen. Ihr Ruf war ihr vorausgeeilt; viele Leute kannten sie und schauten sie auf der Straße bewundernd oder tadelnd an, manche auch wie ein Wesen von einem anderen Stern. Doch der Grund, weshalb sie in den noch verbleibenden Monaten ihrer Rundreise – als sie in Lyon eintraf, waren zwei Monate seit ihrer Abreise aus Paris vergangen – immer wieder an die anderthalb Monate in Lyon zurückdenken sollte, war, daß sie sich während des gewaltigen Pensums dieser Wochen ein bedrückendes Bild von den Exzessen der Ausbeutung machen konnte, deren Opfer die Armen waren, aber auch von den gewaltigen Reserven an Redlichkeit, Sittlichkeit und Heroismus, über die die Arbeiterklasse verfügte, obwohl sie in einem Zustand vollkommener Erniedrigung lebte. »In den sechs Wochen in Lyon habe ich mehr über die Gesellschaft gelernt als in meinem ganzen Leben zuvor«,

notierte sie in ihrem Tagebuch.

In der ersten Woche hielt sie etwa zwanzig Vorträge in den Werkstätten der Seidenspinner im Viertel Croix-Rousse, vor den berühmten *canuts*, die vor noch nicht langer Zeit – 1831 und 1834 – zwei Arbeiteraufstände angeführt hatten, die von der Bourgeoisie unter schrecklichem Blutvergießen erstickt worden waren. In den engen, schmutzigen, dunklen Werkräumen, die sich bis hoch auf den Berg Croix-Rousse zogen, dessen endlose Treppen ihr die Luft ausgehen ließen, hatte Flora Mühe, die vom Halbdunkel fast ausgelöschten, nur vom Schein einer Kerze erleuchteten Männer – die Versammlungen fanden am Abend, nach der Arbeit, statt –, die nach ihrem fünfzehnstündigen, nur von einer kurzen Pause zur Mittagszeit unterbrochenen Arbeitstag verzagt, schlecht gekleidet, barfuß, zerlumpt, mit von der Erschöpfung abgestumpften Gesichtern vor ihr saßen, mit den Kämpfern zu verbinden, die sich mit Steinen und Schaufeln den Bajonetten, Kugeln und Kanonen der Soldaten entgegengestellt hatten. Viele bezweifelten, daß sie *L'Union Ouvrière* geschrieben hatte. Die Vorurteile gegenüber Frauen waren in allen sozialen Klassen tief verwurzelt. Weil sie Röcke trug, hielt man sie für unfähig, Gedanken zur Erlösung des Arbeiters zu entwickeln. Doch nach einer gewissen anfänglichen Befangenheit stellten sie ihr gewöhnlich viele Fragen, und wenn sie sich nach ihren Problemen erkundigte, ließen sie sich im allgemeinen bereitwillig darüber aus. Es gab viele beschränkte Geister unter ihnen, aber auch kluge Köpfe im Rohzustand, die ungeschliffen blieben, weil die Gesellschaft dies verhinderte. Sie verließ diese

Versammlungen zum Umfallen müde, aber in einem Zustand geistiger Erregung. Deine Ideen zünden, Florita, die Arbeiter übernehmen sie, die Arbeiterunion wird allmählich Wirklichkeit.

Am neunten Tag ihres Aufenthalts erschienen vier Polizeibeamte und der Kommissar von Lyon, Monsieur Bardo, mit einem Durchsuchungsbefehl im Hôtel de Milan. Nachdem sie zwei Stunden lang alles durchstöbert hatten, nahmen sie ihre Papiere, Notizbücher und persönlichen Briefe – darunter ein leidenschaftlicher von Olympe – und die Exemplare von *L'Union Ouvrière* mit, die sie noch nicht in den Buchhandlungen hatte verteilen können. Bevor sie gingen, überreichten sie ihr eine Vorladung vor den Prokurator des Königs, Monsieur A. Gilardin. Dieser war ein messerdünner Mann in einem Anzug, der sich wie ein religiöses Gewand ausnahm. Er erhob sich nicht zu ihrer Begrüßung, als sie seinen Amtsraum betrat.

»Die Tätigkeit, der Sie in Lyon nachgehen, ist umstürzlerisch«, sagte er in eisigem Ton zu ihr. »Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, und es kann sein, daß man Ihnen wegen Agitation den Prozeß macht. Bis die Ergebnisse der Untersuchung vorliegen, untersage ich Ihnen daher, Ihre Versammlungen mit den *canuts* von Croix-Rousse fortzusetzen.«

Flora musterte ihn langsam und verächtlich von Kopf bis Fuß. Sie bemühte sich mit all ihren Kräften, nicht zu explodieren.

»Sie betrachten es als umstürzlerisch, Gedanken mit den Personen auszutauschen, die den Stoff der eleganten Anzüge weben, mit denen Sie sich bekleiden? Ich würde

gerne wissen, warum.«

»Diese Höhlen sind keine schicklichen Orte für Damen. Außerdem ist es gefährlich, mit den Arbeitern zu reden, wenn man Ideen hat, die die Gesellschaftsordnung ins Wanken bringen«, antwortete ihr der lippenlose Mund des Prokurators, fast ohne sich zu bewegen. »Ich muß Sie warnen: Solange die Untersuchung dauert, werden Sie überwacht. Aber wenn Sie es wünschen, können Sie Lyon sofort verlassen.«

»Ich werde nur der Gewalt weichen. Diese Stadt gefällt mir sehr. Auch ich muß Ihnen etwas erklären: Ich werde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, damit die Presse hier und in Paris die Öffentlichkeit über das Unrecht informiert, das mir geschieht.«

Sie verließ den Amtsraum des Prokurators, ohne sich zu verabschieden. Die drei Tageszeitungen der Opposition – *Le Censeur*, *La Démocratie* und *Le Bien Public* – berichteten über die Durchsuchung und die Beschlagnahme ihrer Papiere, aber keine von ihnen wagte, die Maßnahme zu kritisieren. Und von diesem Tag an hatte Flora zwei Polizisten vor dem Eingang des Hôtel de Milan stehen, die ihre Besucher notierten und ihr durch die Straßen folgten. Sie waren jedoch so faul und nachlässig, daß es leicht war, sie abzuschütteln, wobei ihr die Zimmermädchen des Hotels zur Hilfe kamen, die sie durch ein Küchenfenster steigen ließen, das auf eine Sackgasse an der Rückseite des Gebäudes ging. So daß sie also trotz des Verbots weiterhin täglich Versammlungen mit den Arbeitern abhielt, unter größten Vorichtsmaßnahmen und in der Furcht, bei einem dieser Treffen könnte, von irgendeinem Verräter gerufen, die

Polizei auftauchen. Doch dazu kam es nicht.

Zur gleichen Zeit führte sie intensive Untersuchungen zur sozialen Lage durch, besuchte Werkstätten, Krankenhäuser, Armenhäuser, Irrenhäuser, Waisenhäuser, Kirchen, Schulen und schließlich das Viertel der Prostituierten La Guillotiere. Dorthin begleiteten sie zwei Fourieristen – sie hatten sich ihr gegenüber sehr anständig verhalten und ihr einen Anwalt besorgt, der sie vor dem Prokurator des Königs vertrat –, und dieses Mal ging sie nicht als Mann verkleidet, wie damals in London, sondern trug einen Umhang und einen leicht lächerlichen Hut, der ihr das Gesicht zur Hälfte bedeckte. Obwohl das Schauspiel nicht so ungeheuerlich und dantesk war wie in Londons Viertel Stepney Green, verlor sie die Fassung angesichts der Prostituierten, die sich an den Straßenecken und vor den Eingängen der Wirtshäuser und Bordelle mit heiteren Namen – Das Haus der Braut, Die warmen Arme – drängten. Sie fragte mehrere der jüngsten nach ihrem Alter: zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre. Kleine unentwickelte Mädchen, die sich wie Frauen gebärdeten. Wie war es möglich, daß Männer erregt wurden von diesen Kindern, die nichts als Haut und Knochen waren, der Kindheit noch nicht entwachsen und ständig von Tuberkulose und Syphilis bedroht, wenn sie sich nicht schon längst damit angesteckt hatten? Es zerriß ihr das Herz; Wut und Traurigkeit machten sie stumm. Wie in London mischte sich auch hier das Monströse mit dem Komischen: Inmitten der allgemeinen Sittenlosigkeit spielten und krochen in den Freudenhäusern, auf dem Boden aus gestampfter Erde, zwischen den Prostituierten und den Freiern –

darunter viele Arbeiter – Kinder von zwei, drei, vier Jahren herum, sich selbst überlassen, während die Mütter ihrer Arbeit nachgingen.

Sie machte diese Besuche aus einer moralischen Verpflichtung heraus – was man nicht kannte, konnte man nicht reformieren –, aber mit großem Widerwillen. Seit der ersten Zeit ihrer Ehe mit André Chazal stieß alles Sexuelle sie ab. Schon bevor sie politische Bildung und soziale Sensibilität erworben hatte, war es ihr als eines der wirksamsten Instrumente für die Ausbeutung und Beherrschung der Frau erschienen. Deshalb hatte sie zwar keine Keuschheit oder mönchische Entsagung gepredigt, aber stets den Theorien mißtraut, die das sexuelle Leben, die Freuden des Körpers, als eines der Ziele der künftigen Gesellschaft glorifizierten. Dieses Thema hatte sie auch veranlaßt, sich von Charles Fourier zu distanzieren, dem sie gleichwohl Bewunderung und Zuneigung entgegenbrachte. Der Meister war ein seltsamer Fall; er hatte immer, zumindest nach außen hin, ein absolut bedürfnisloses Leben geführt. Er galt als Frauenfeind. Doch in seinem Entwurf der künftigen Gesellschaft, dem kommenden Eden, der Epoche der Harmonie, die auf die Zivilisation folgen würde, spielte das Sexuelle eine Hauptrolle. Es fiel ihr schwer, das zu akzeptieren. Das Ganze konnte in einem wahren Hexensabbat enden, trotz der guten Absichten des Meisters. Es war unnötig, absurd, unmöglich, den Geschlechtstrieb zum Angelpunkt der Gesellschaft zu machen, wie manche Fourieristen es beabsichtigten. In den Phalantères sollte es nach dem Plan Fouriers junge Jungfrauen geben, die völlig auf sexuelle Betätigung verzichten

würden, Vestalinnen, die in Maßen mit den *Vestalen* oder Troubadouren verkehren würden, und noch freiere Frauen, die *Damoiselles*, die sich den *Damoiseaux Minstrels* hingeben würden, und so weiter in einer Reihenfolge wachsender Freiheit und Exzesse – die *Odalischen*, die *Fakiressen*, die *Bacchantinnen* – bis hin zu den *Bajadere*n, die karitative Liebe praktizieren und sich der Alten, Invaliden, Reisenden und ganz allgemein der Personen annehmen würden, die ihres Alters, ihrer schlechten Gesundheit oder ihrer Häßlichkeit wegen von der gegenwärtigen Gesellschaft zur Masturbation oder zur Abstinenz verurteilt wurden. Obwohl alles in dieser Organisation frei und freiwillig wäre – jeder entschied, welchem sexuellen Korps des Phalanstère er angehören wollte, und konnte es nach seinem Gutdünken verlassen –, erschien Flora dieses System ungebührlich und ließ sie fürchten, daß in seinem Schutz neue Ungerechtigkeiten gedeihen könnten. In ihrem Entwurf einer Arbeiterunion gab es keine sexuellen Rezepte; abgesehen von der absoluten Gleichheit von Mann und Frau und dem Recht auf Scheidung wurde das Thema der Sexualität ausgespart.

Was sie an Fouriers Lehre am meisten erschreckte, war seine Behauptung: »In Sachen Liebe ist jede Phantasie gut.« Und: »Alle haben recht in ihrem Liebeswahn, denn die Liebe ist im wesentlichen die Leidenschaft der Unvernunft.« Ihr wurde schwindlig bei seiner Verteidigung der »edlen Orgie«, der kollektiven Paarungen und bei der Aussicht, daß in der künftigen Gesellschaft minoritäre Vorlieben – er nannte sie unisexuell –, wie sadistische und fetischistische Neigungen, nicht

unterdrückt, sondern gefördert würden, damit jeder den für ihn geeigneten Partner finden und mit seiner Schwäche oder seiner Laune glücklich werden könnte. Allerdings ohne dem Mitmenschen Schaden zuzufügen, denn alles wäre frei gewählt und frei gewährt. Diese Ideen Fouriers empörten sie so sehr, daß sie heimlich dem Reformator Proudhon recht gab, einem Puritaner, der unlängst, 1842, in seiner *Warnung an die Besitzenden* die Phalanstere-Anhänger der »Sittenlosigkeit und Päderastie« beschuldigt hatte. Der Skandal hatte Victor Considérant veranlaßt, die Theorien des Gründers zur Sexualität in der letzten Zeit etwas abzuschwächen.

Obwohl Flora Charles Fouriers revolutionäre Kühnheit anerkannte und bewunderte, schüchterte seine grenzenlose Toleranz in sexuellen Dingen sie ein. Mitunter amüsierten seine Ideen sie auch. Sie und Olympe hatten eines Nachmittags, bei einem Liebesrendezvous, Tränen geweint vor Lachen, als sie sich an das Geständnis des Meisters erinnerten, der erklärt hatte, er habe einen »unwiderstehlichen Hang zu Lesbierinnen« und könne aufgrund von Berechnungen und Nachforschungen behaupten, daß es in der Welt sechsundzwanzigtausend Gleichgesinnte gebe, mit denen sich eine Gruppierung oder ein »Korps« in der künftigen Gesellschaft der Harmonie bilden lasse, worin er mit seinen Bundesgenossen ungehemmt und ohne Scham das Schauspiel sapphischer Liebe genießen könne. Die Lesbierinnen, die sich vor den glücklichen Voyeuren zur Schau stellen würden, täten dies aus freier Entscheidung und weil sie damit ihrer exhibitionistischen Neigung frönen könnten. »Sollen wir ihn einladen, meine Königin?« sagte Olympe

lachend.

Charles Fouriers Klassifizierungswahn verdiente jetzt deinen Spott, Florita, aber vor zehn Jahren, bei deiner Rückkehr aus Peru, war deine Freude groß gewesen, als du diese Lehre entdecktest, die sich der rechtlosen Lage der Frau und des Arbeiters annahm und sie durch die neue Gesellschaftsordnung der Phalanstères abschaffen wollte. Die Menschheit hatte die ersten Etappen, Wildheit, Barbarei, Zivilisation, hinter sich gelassen und würde jetzt dank der neuen Ideen bald in die letzte eintreten: die Harmonie. Das Phalanstère mit seinen jeweils vierköpfigen vierhundert Familien würde eine vollkommene Gesellschaft bilden, ein kleines Paradies, in dem sämtliche Quellen des Unglücks beseitigt wären. Die Justiz war nutzlos, es sei denn, sie bewirkte das Glück der Menschen. Der Meister Fourier hatte alles vorausgesehen und vorgeschrieben. In jedem Phalanstère würden die langweiligen, stupiden und aufwendigen Arbeiten am besten bezahlt, um so schlechter die amüsantesten und kreativsten, denn letztere stellten ein Vergnügen an sich dar. Daher würden ein Kohlenbrenner oder ein Klempner besser bezahlt werden als ein Arzt oder ein Ingenieur. Jeder Mangel, jedes Laster würden im Sinne der Gesellschaft genutzt. Da Kinder sich gern schmutzig machten, würden sie in den Phalanstères die Müllabfuhr übernehmen. Das erschien Flora am Anfang als Gipfel der Weisheit. Wie auch Fouriers Formel, um zu verhindern, daß Männer und Frauen durch die stets gleiche Tätigkeit abstumpften: sie sollten rotieren, bisweilen an ein- und demselben Tag, damit sie nicht von der Routine zermürbt wurden. Vom

Gärtner zum Lehrer, vom Maurer zum Anwalt, von der Wäscherin zur Schauspielerin: nie würde sich jemand langweilen.

Dennoch gab es viele kategorische Behauptungen des freundlichen, mitfühlenden Fourier, die sie am Ende beunruhigten. Zu erklären: »Ich habe weiter nichts getan, als zwanzig Jahrhunderte politischer Dummheit zu entlarven«, war vermessen. Der Meister gab unüberprüfbare Behauptungen als wissenschaftliche Wahrheiten aus: Die Welt werde genau achtzigtausend Jahre dauern; in dieser Zeit werde jede menschliche Seele achthundert-zehnmal zwischen der Erde und anderen Planeten hin und her wandern und tausendsechshundertsechszwanzig unterschiedliche Existenzen leben. War das Wissenschaft oder Hexenglaube? War das nicht abwegig? Deshalb sagte sie sich, obwohl sie wußte, daß ihre Kenntnisse bei weitem nicht an die des Begründers der Lehre heranreichten, daß ihr Vorschlag einer Arbeiterunion gerade in seiner Bescheidenheit realistischer war als der Plan der Phalanstères.

Nach dem Besuch im Viertel der Dirnen erwartete sie noch Schlimmeres: L'Antiquaille, das Hospital der Irren und der Prostituierten mit schändlichen Krankheiten. Beide Gruppen bewegten sich vermischt unter den Augen von abgestumpften, perversen Wärtern, die den Irren, die halbnackt und mit Ketten gefesselt zwischen Schwärmen von Fliegen in einem verdreckten Innenhof herumirrten, Prügel versetzten, wenn sie zu laut schrien. In den Ecken hockten verwahrloste, Blut spuckende oder mit den Pusteln der Syphilis bedeckte Frauen und versuchten, religiöse Gesänge anzustimmen, dirigiert

von den Barmherzigen Schwestern, denen die Krankenpflege oblag. Der Direktor des Hospitals, ein freundlicher Mann mit modernen Ansichten, gab Flora gegenüber zu, daß in den meisten Fällen die soziale Misere schuld war an der Geisteskrankheit dieser Unglückseligen.

»Natürlich, Doktor. Wissen Sie, wieviel eine Arbeiterin in Lyon für vierzehn oder fünfzehn Stunden in der Werkstatt verdient? Fünfzig Centimes. Den dritten oder vierten Teil des Arbeiters, für die gleiche Arbeit. Wer kommt damit über den Tag, wenn er Kinder ernähren muß? Deshalb prostituieren sich viele und werden schließlich verrückt.«

»Daß nur die Schwestern Sie nicht hören«, sagte der Arzt, wobei er die Stimme senkte. »Für sie ist der Irrsinn die Strafe für das Laster. Ihre Theorie würde ihnen wenig christlich erscheinen.«

Nicht nur in L'Antiquaille traf Flora Priester und Nonnen. Sie waren überall. Lyon, die Stadt revolutionärer Arbeiter, war auch eine klerikale Stadt, die nach Weihrauch und Sakristei stank. Sie besuchte viele Kirchen voller armer, fanatisierter Leute, die auf den Knien lagen, beteten oder demütig den obskurantistischen Dummheiten der Geistlichen lauschten, die ihnen Resignation und Unterwerfung unter die Obrigkeit predigten. Am traurigsten war, feststellen zu müssen, daß die Armen die gewaltige Mehrheit der Gläubigen stellten. Um den Fetischismus aus der Nähe zu betrachten, bestieg sie, halb erstickt von der Anstrengung, die höchste Erhebung Lyons, wo in einer kleinen Kapelle dem Bildnis von Notre-Dame de Fourvière

gehuldt wurde. Die Häßlichkeit der Figur beeindruckte sie weniger als das Schauspiel abstoßender Götzenverehrung, das die Gläubigen ihr boten, die wie sie heraufgestiegen waren und sich drängelten und gegenseitig stießen, um in die Nähe der Vitrine der Jungfrau zu gelangen und sie, auf den Knien liegend, mit den Fingerspitzen zu berühren. Das Mittelalter im Herzen einer der industrialisiertesten und modernsten Städte der Welt!

Auf dem Rückweg ins Zentrum von Lyon, auf halber Höhe des Berges, versuchte sie, ein Asyl für Bettler zu besichtigen, wo alte obdach- und arbeitslose Menschen Zuflucht finden, ein Dach über dem Kopf, einen Teller Suppe und ein christliches Begräbnis erhalten konnten. Aber man ließ sie nicht ein. Das Gebäude wurde von Gendarmen mit Musketen bewacht. Sie erblickte, durch die Gitter hindurch, die Barmherzigen Schwestern, die in der Stadt auch Armenschulen unterhielten. Wie auch nicht! Ordenskleid und Uniform, Hand in Hand, um die Armen fest im Griff zu haben, von der Wiege bis zur Bahre, und ihnen mit Gebeten und Predigten Unterwerfung beizubringen oder mit Gewalt aufzuzwingen.

Wie anders waren im Vergleich zu diesen Erkundungen die Treffen mit den *canuts* der Seidenspinnereien und anderen Arbeitern in Lyon. Manchmal kam es zu heftigen Debatten. Flora ging mit gestärkten Überzeugungen und mit dem Gefühl, für ihre Anstrengungen belohnt zu werden, aus ihnen hervor. Eines Abends, bei einem Treffen mit ikarischen Arbeitern, Schülern Etienne Cabets, dessen Roman *Die Reise nach Ikarien* in der

Gegend viele Anhänger für seine sogenannten kommunistischen Lehren gewonnen hatte, wurde Flora mitten in einer hitzigen Auseinandersetzung ohnmächtig. Als sie die Augen aufschlug, war es früher Morgen. Sie hatte die Nacht in einer Weberwerkstatt verbracht, auf dem Boden liegend. Die Arbeiter, die dort schliefen, hatten sich die ganze Nacht abwechselnd um sie gekümmert, ihr die Hände gerieben, ihr die Stirn befeuchtet. Eine der Arbeiterinnen, Eleonore Blanc, war ihr schon von anderen Treffen bekannt. Flora war die Hingabe aufgefallen, mit der sie ihr zuhörte, und ihr wacher Geist. Etwas sagte ihr, daß diese noch junge Frau eine der Anführerinnen der Arbeiterunion in Lyon sein konnte. Sie lud sie zum Tee ins Hôtel de Milan ein. Sie unterhielten sich mehrere Stunden unter den gelassenen Blicken der mit ihrer Bewachung beauftragten Polizisten. Ja, Eleonore Blanc war eine außergewöhnliche Frau und würde dem Organisationskomitee der Arbeiterunion in Lyon angehören.

Als der Untersuchungsrichter sie schließlich vorlud, war ihre Popularität in Lyon noch größer geworden. Die Leute umringten sie auf der Straße, und obwohl manche Bürger die Gesichter vor ihr verzogen und einige Bürgerfrauen sich nicht scheuten, ihr zuzurufen: »Machen Sie, daß Sie fortkommen, und lassen Sie uns in Frieden!«, grüßten die meisten sie wohlwollend. Vielleicht lag es an dieser Popularität, daß der Untersuchungsrichter, Monsieur François Demi, nach einer zwei Stunden dauernden Befragung – einer freundlichen Unterhaltung – beschloß, es bestehe kein Anlaß für einen Prozeß und die Polizei müsse ihr die beschlagnahmten Papiere zurück-

geben.

›In diesen letzten Wochen war ich schlicht großartig‹, sagte sich Flora, als sie ihre Hefte, Briefe und Notizbücher entgegnahm, die Kommissar Bardoze persönlich ihr widerwillig aushändigte. Ja, Florita. In fünf Wochen in Lyon hattest du vor Hunderten von Arbeitern deine Ideen verfochten, deine sozialen Untersuchungen zur Ungerechtigkeit erweitert, ein Komitee mit fünfzehn Personen begründet, und auf Initiative der Arbeiter selbst war eine dritte Auflage von *L'Union Ouvrière* in Vorbereitung, die preiswert verkauft werden sollte, so daß sie auch den schmälgsten Geldbeuteln zugänglich wäre.

Ihr Wort erreichte sogar das Herz des Feindes: die Kirche. Ihr letztes Treffen in der Region war eine Überraschung für sie. Einige Geistliche, die unter dem Abt Guillemain de Bordeaux in einer Gemeinschaft in Oullins lebten, luden sie heimlich zu einem Besuch ein, weil sie mit ihr »viele Ideen teilten«. Sie folgte der Einladung aus Neugier, ohne von der Begegnung viel zu erwarten. Doch zu ihrem Erstaunen empfing sie im Schloß von Perron, in Oullins, eine Gruppe revolutionärer Mönche. Sie nannten sich selbst »die rebellischen Geistlichen«. Sie hatten Proudhon, Saint-Simon, Cabet und Fourier gelesen und diskutiert. Ihr geistiger Führer und Mentor war jedoch Pater Lamennais in seiner letzten Epoche, der vom Vatikan zensurierte Priester, Anhänger der Republik, Gegner und unerbittlicher Kritiker der Monarchie und der Bourgeoisie, Verfechter der Glaubensfreiheit und der sozialen Reformen. Wie Saint-Simon und wie Flora glaubten diese »rebellischen Geist-

lichen«, daß die Revolution Christus und mit ihm ein Christentum bewahren mußte, das nicht vom autoritären Denken der Kirche und von den Pfründen der Macht verdorben wäre. Der Abend verlief angenehm, und Flora sagte den rebellischen Geistlichen zum Abschied, auch für sie sei Platz in der Arbeiterunion, und riet ihnen halb im Scherz, halb im Ernst, sie sollten, da sie schon so viele richtige Schritte getan hatten, noch einen tun und sich gegen das kirchliche Zölibat zur Wehr setzen.

Die Trennung von Eleonore Blanc, am Tag ihrer Abreise, war schmerzlich. Das Mädchen brach in Tränen aus. Flora umarmte sie und sagte ihr etwas ins Ohr, das sie selbst erschreckte, während sie es sagte: »Eleonore, ich hab dich mehr lieb als meine eigene Tochter.«

VI

Annah, die Javanerin

Paris, Oktober 1893

Als Paul an jenem Morgen im Herbst 1893 auf ein Klopfen hin die Tür seines Ateliers in der Rue Vercingétorix Nummer 6 öffnete, verschlug es ihm die Sprache: Die Kind-Frau, die er vor sich sah, klein und zierlich, von dunkler Hautfarbe, eingehüllt in eine Tunika, die der Tracht der Barmherzigen Schwestern glich, trug ein Äffchen auf dem Arm, eine Blume im Haar und um den Hals ein Schild, auf dem stand: »Ich bin Annah, die Javanerin. Ein Geschenk für Paul von seinem Freund Ambroise Vollard.«

Paul hatte sie kaum erblickt und sich noch immer nicht ganz von der Verwirrung erholt, in die ihn der junge Galerist mit diesem Geschenk stürzte, als er auch schon Lust verspürte zu malen. Es war das erste Mal, daß ihm das passierte, seitdem er am 30. August, nach der unglückseligen dreimonatigen Rückreise von Tahiti, in Frankreich eingetroffen war. Seit diesem Tag war sein Leben ein einziges Desaster gewesen. Er war mit nur vier Francs in der Tasche in Marseille von Bord gegangen und halbtot vor Hunger und Verzweiflung in einem glühendheißen und von seinen Freunden verlassenen Paris gelandet. In den zwei Jahren, die er in Polynesien verbracht hatte, war die Stadt ihm fremd und feindselig geworden. Die Ausstellung seiner zweiund-

vierzig »tahitianischen Bilder« in der Galerie von Paul Durand-Ruel bald nach seiner Ankunft war zum Fiasko geraten. Er hatte nur elf davon verkauft, was nicht einmal seine Ausgaben für Rahmen, Plakate und Werbung deckte, so daß er sich wieder einmal verschulden mußte. Trotz einiger positiver Kritiken fühlte er seit jenen Tagen, daß das künstlerische Milieu in Paris ihn ignorierte oder mit herablassender Geringschätzung behandelte.

Nichts hatte dich bei der Ausstellung so sehr deprimiert wie die schonungslose Art, mit der dein alter Meister und Freund Camille Pissarro deine Theorien und die Bilder aus Tahiti in Bausch und Bogen abgeurteilt hatte: »Das ist nicht Ihre Kunst, Paul. Werden Sie wieder, der Sie waren. Sie sind ein zivilisierter Mensch, und Ihre Pflicht ist es, harmonische Dinge zu malen, nicht, die barbarische Kunst der Kannibalen zu imitieren. Hören Sie auf mich. Kehren Sie um, plündern Sie nicht länger die Wilden in Ozeanien aus, seien Sie wieder Sie selbst.« Du hattest ihm nicht widersprochen und dich darauf beschränkt, dich mit einer Verbeugung von ihm zu verabschieden. Nicht einmal die freundschaftliche Geste von Degas, der dir zwei Bilder abkaufte, konnte deine Stimmung heben. Pissarros strenge Ansichten wurden von vielen Künstlern, Kritikern und Sammlern geteilt: Was du in der Südsee gemalt hattest, war eine Imitation des Aberglaubens und der Götzenverehrung primitiver Wesen, Lichtjahre entfernt von der Zivilisation. Das sollte Kunst sein? Eine Rückkehr zu den Kritzeleien, ungestalten Figuren und magischen Beschwörungen der Höhlen? Doch die Ablehnung rich-

tete sich nicht nur gegen die neuen Themen und Techniken deiner Malerei, die du dir in den zwei letzten Jahren in Tahiti unter so vielen Opfern angeeignet hattest. Sie richtete sich auch, dumpf, trübe, unausgesprochen, gegen deine Person. Was war der Grund? Kein Geringerer als der verrückte Holländer. Seit der Tragödie in Arles, seit seinem Aufenthalt im Irrenhaus in Saint-Rémy und seinem Selbstmord und vor allem seit dem Tod seines Bruders Theo van Gogh, der ebenfalls durch eigene Hand gestorben war, hatten Vincents Bilder (die zu seinen Lebzeiten niemanden interessierten) allmählich von sich reden gemacht, sich verkauft, waren im Preis gestiegen. Eine morbide van-Gogh-Mode war im Entstehen, und mit ihr begann die gesamte Kunstwelt dir rückwirkend vorzuwerfen, du seist unfähig gewesen, den Holländer zu verstehen und ihm zu helfen. Dummes Pack! Manche behaupteten gar, du seist mit deiner sprichwörtlichen Taktlosigkeit womöglich schuld an der Verstümmelung in Arles. Du brauchtest ihre Worte nicht zu verstehen, um zu wissen, daß man in den Galerien, in den Cafés, in den Salons, bei Festen, bei gesellschaftlichen Anlässen, in den Ateliers der Künstler hinter vorgehaltener Hand solche und schlimmere Dinge von dir behauptete und mit dem Finger auf dich zeigte. Die Niederträchtigkeiten fanden ihren Weg in die Zeitschriften und Zeitungen, verzerrt, wie die Pariser Presse das aktuelle Geschehen gewöhnlich widerspiegelte. Nicht einmal der rettende Tod deines Onkels Zizi, der als achtzigjähriger Junggeselle in Orléans gestorben war und dir ein paar Tausend Francs hinterlassen hatte, die dir eine Zeitlang aus der Misere

und den Schulden halfen, brachte dir den Lebensmut zurück. Wie lange würde dieser Zustand noch dauern, Paul?

Bis zu jenem Morgen, an dem Annah die Javanerin mit dem pittoresken Schild um den Hals und Taao, ihrem quirligen Äffchen mit den sarkastischen Augen, das sie an einem Lederband führte, sich wiegend wie eine Palme bei ihm Einzug hielt, um diese lichte, exotische Enklave mit ihm zu teilen, in die Paul das Atelier verwandelt hatte, das er in diesem Winkel von Montparnasse im zweiten Stock eines alten Wohnhauses gemietet hatte. Ambroise Vollard schickte sie ihm als Dienstmädchen. Das war Annah bislang im Haus einer Opernsängerin gewesen. Doch Paul machte sie noch in dieser Nacht zu seiner Geliebten. Und dann zur Gefährtin seiner Spiele, Phantasien und Provokationen. Und schließlich zu seinem Modell. Woher kam sie? Unmöglich, das herauszufinden. Als Paul sie danach fragte, erzählte Annah ihm eine Geschichte, die mit so vielen geographischen Ungereimtheiten gespickt war, daß es sich zweifellos um eine Erfindung handelte. Vielleicht wußte die Arme es gar nicht und erfand sich eine Vergangenheit, wobei sie durch ihr Plappern verriet, wie wenig sie von den Ländern und Grenzen des Planeten wußte. Wie alt mochte sie sein? Sie sagte, siebzehn, aber er schätzte sie jünger, vielleicht nur dreizehn oder vierzehn, wie Teha'amana, dieses für dich so erregende Alter, in dem die frühreifen Mädchen der primitiven Völker in das Erwachsenenleben eintraten. Sie hatte entwickelte Brüste und feste Schenkel und war keine Jungfrau mehr. Es war jedoch nicht ihr kleiner, wohl-

geformter Körper – eine Zwergin, ein kleines Schmuckstück an der Seite Pauls, des siebenundvierzigjährigen Kraftmenschen –, der ihm an dieser Gefährtin, die das undankbare Paris ihm beschert hatte, sogleich verführerisch erschien. Es war ihr Mestizengesicht von der Farbe dunkler Asche, es waren ihre feinen, markanten Gesichtszüge – die kleine Stupsnase, die dicken, von ihren schwarzen Vorfahren ererbten Lippen – und die Lebhaftigkeit und Schamlosigkeit ihrer Augen, die alles, was sie sahen, mit Unruhe, Neugier, Spott betrachteten. Sie sprach das Französisch einer Ausländerin, mit exquisiten Fehlern, mit Vokabeln und Bildern von einer Vulgarität, die Paul an die Hafenbordelle seiner Jugendjahre als Seemann erinnerte. Obwohl sie kein Dach über dem Kopf hatte, weder lesen noch schreiben konnte und weiter nichts besaß als ihr Äffchen Taoa und die Kleidung, die sie auf dem Leibe trug, war sie arrogant wie eine Königin in ihrer Ungeniertheit, in ihren Posen und sarkastischen Äußerungen, die sie sich allem und jedem gegenüber erlaubte, als verdiente nichts ihren Respekt und als besäßen die konventionellen Umgangsformen keine Gültigkeit für sie. Wenn etwas oder jemand ihr Mißfallen erregte, streckte sie die Zunge heraus und schnitt eine Grimasse, die Taoa kreischend nachahmte.

Es war schwer erkennbar, ob die Javanerin im Bett Lust empfand oder vorspielte. Jedenfalls verschaffte sie dir Lust und amüsierte dich zugleich. Annah gab dir zurück, was du seit der Rückkehr nach Frankreich verloren glaubtest: den Wunsch zu malen, Humor und Lebenslust.

Am Tag nach Annahs Erscheinen in seinem Atelier führte Paul sie in ein Geschäft am Boulevard de l'Opéra und kaufte ihr Kleidung, bei deren Auswahl er ihr half. Und außer Stiefeletten ein halbes Dutzend Hüte, für die Annah eine Leidenschaft besaß. Sie trug sie sogar im Haus, der Hut war das erste, zu dem sie beim Aufwachen griff. Paul wurde von Lachen geschüttelt, wenn er das nackte Mädchen mit einem steifen *canotier* auf dem Kopf in Richtung Küche oder Badezimmer tänzeln sah.

Dank der Heiterkeit und Erfindungsgabe der Javanerin verwandelte sich das Atelier in der Rue Vercingétorix an den Donnerstagabenden in einen Ort geselligen Beisammenseins. Paul spielte Akkordeon, kleidete sich bisweilen in einen tahitianischen Pareo und bedeckte seinen Körper mit nachgeahmten Tätowierungen. Zu den *soirées* kamen die treuen Freunde von früher mit ihren Ehefrauen oder Geliebten: Daniel de Monfreid und Annette, Charles Morice mit einer risikofreudigen Gräfin, die seine Misere teilte, das Ehepaar Schuffenecker, der spanische Bildhauer Paco Durrio, der sang und Gitarre spielte, und das Ehepaar Molard aus der Nachbarschaft, zwei ausgewanderte Schweden – Ida, Bildhauerin, und William, Komponist –, die manchmal einen Landsmann, einen Dramatiker und halb verrückten Erfinder namens August Strindberg, mitbrachten. Die Molards hatten eine heranwachsende Tochterjudith, ein neugieriges, romantisches Mädchen, das fasziniert war vom Atelier des Malers. Paul hatte es mit gelber Tapete tapeziert, die Fenster in amberfarbenen Tönen, und es mit seinen tahitianischen Skulp-

turen und Bildern vollgestellt. Aus den Wänden schienen flammende Pflanzen, tiefblaue Himmel, smaragdgrüne Meere und Seen und sinnliche nackte Körper zu kommen. Vor dem Erscheinen Annahs hatte Paul die Tochter seiner schwedischen Nachbarn eher auf Distanz gehalten, amüsiert angesichts der Begeisterung, die das Mädchen ihm entgegenbrachte, und war ihr nicht nahe gekommen. Doch seit der Ankunft der Javanerin, dieser exotischen Spezies, die seine Sinne und seine Phantasie erregte, hatte er auch mit Judith zu kokettieren begonnen, wenn ihre Eltern nicht in der Nähe waren. Er faßte sie um die Taille, streifte ihre Lippen und drückte ihre kleinen, sich gerade erst abzeichnenden Brüste, während er ihr zuflüsterte: »Das alles wird mir gehören, nicht wahr, Mademoiselle?« Erschrocken und glücklich stimmte das Mädchen zu: »Ja, ja, Ihnen.«

Und so setzte er sich in den Kopf, die Tochter der Molards nackt zu malen. Er schlug es ihr vor; Judith, weiß wie Wachs, wußte nicht, was sie sagen sollte. Nackt, völlig nackt? Aber natürlich. Geschah es denn nicht häufig, daß die Maler oder Bildhauer ihre Modelle nackt darstellten? Niemand würde es erfahren; nachdem er sie gemalt hätte, würde Paul das Bild verstecken, bis Judith ein gewisses Alter erreicht hätte, und es erst zeigen, wenn sie eine richtige Frau wäre. Willigte sie ein? Schließlich erklärte das Mädchen sich bereit. Es kam nur zu drei Sitzungen, und das Abenteuer hätte fast ein dramatisches Ende gefunden. Judith kam ins Atelier hinauf, während Ida, ihre von tätiger Tierliebe erfüllte Mutter, in Begleitung von Annah durch die Straßen von Montparnasse zog, auf der Suche nach herrenlosen, kranken

oder verletzten Hunden, die sie mit nach Hause nahm, pflegte und heilte und dann bei Adoptiveltern unterbrachte. Das Mädchen, nackt auf einigen bunten polynesischen Tüchern, hob die Augen nicht vom Boden; sie versank vor Schüchternheit in sich selbst und versuchte, für die Augen, die ihre Geheimnisse erkundeten, so wenig sichtbar zu sein wie möglich.

Bei der dritten Sitzung, als Paul ihre schmale Silhouette und ihr ovales Gesicht mit den großen, erschrockenen Augen skizziert hatte, stürzte Ida Molard mit dem Gehabe einer griechischen Tragödin ins Atelier. Es kostete dich Mühe, sie zu beruhigen, sie zu überzeugen, daß dein Interesse an dem Mädchen ästhetischer Natur war (war es das, Paul?), daß du sie respektiert hattest, daß dein Ansinnen, sie zu malen, jeder maliziösen Absicht entbehrte. Ida beruhigte sich erst, als du ihr schworst, das Vorhaben aufzugeben. Vor ihren Augen beschmiertest du die unvollendete Leinwand mit Terpentin und bearbeitetest sie mit dem Spatel, so daß Judiths Bild begraben wurde. Daraufhin schloß Ida Frieden mit ihm, und sie tranken Tee. Das Mädchen, verärgert und verstört, hörte ihrem Geplauder zu, stumm, ohne sich in das Gespräch einzumischen.

Als Paul einige Zeit später beschloß, ein Aktbild von Annah zu malen, hatte er eine Erleuchtung: Er würde die Judith des unfertigen Gemäldes mit der Gestalt seiner Geliebten übermalen. Und so machte er es. Es war ein Bild, das ihn wegen der unverbesserlichen Javanerin große Mühe kostete. Das ruheloseste und unkontrollierbarste Modell, das du jemals haben solltest, Paul. Sie bewegte sich, veränderte die Pose oder bekämpfte die

Langeweile, indem sie Grimassen schnitt, um dich zum Lachen zu bringen – ihr bevorzugtes Spiel, neben dem Spiritismus an den Donnerstagabenden –, oder sie stand unvermittelt auf, wenn sie genug vom Posieren hatte, warf sich irgendein Kleidungsstück über und ging auf die Straße hinaus, wie es Teha'amana getan hätte. Ihm blieb nichts anderes übrig, als die Pinsel zu verwahren und die Arbeit auf den nächsten Tag zu verschieben.

Dieses Bild war deine Antwort auf die beleidigenden Kritiken und Kommentare, die du seit der Ausstellung bei Durand-Ruel allenthalben über deine tahitianischen Gemälde lesen konntest. Es war nicht das Werk eines Zivilisierten, sondern das eines Wilden. Eines zweibeinigen Wolfs ohne Halsband, der nur flüchtig in Paris verweilte, diesem Gefängnis aus Zement, Asphalt und Vorurteilen, bevor er in sein wahres Vaterland in der Südsee zurückkehren würde. Die feinsinnigen Pariser Künstler, ihre affektierten Kritiker, ihre wohlherzogenen Sammler würden sich beleidigt fühlen in ihrer Empfindsamkeit, ihrer Moral, ihrem Geschmack durch diesen frontalen Akt eines Mädchens, das weder Französin noch Europäerin, noch Weiße war und obendrein die Schamlosigkeit besaß, ihre Brüste, ihren Bauchnabel, ihren Venushügel und das Büschel ihres Schamhaars zur Schau zu stellen, als wollte sie die Menschen herausfordern, sich mit ihr zu messen, und auf diese Weise feststellen, ob jemand ihr eine ähnliche überschäumende Lebenskraft und Sinnlichkeit entgegensetzen konnte. Nichts an Annah war absichtsvoll, sie war sich nicht einmal der flammenden Macht

bewußt, die ihr aus ihrer Herkunft, aus ihrem Blut, aus den ungezähmten Wäldern ihrer Geburt erwuchs. Wie ein Panther und ein Kannibale. Was für eine Überlegenheit über die verknöcherten Pariserinnen, Mädchen!

Nicht nur der allmählich auf der Leinwand hervortretende Körper – der Kopf dunkler als der glühende, mit goldenen Reflexen gesprenkelte Ocker ihres Oberkörpers und ihrer Schenkel und die großen Füße mit Zehen wie Raubtierklauen – war eine Provokation; auch seine denkbar unharmonische Umgebung, dieser chinesische, mit blauem Samt bezogene Sessel, in den du Annah in einer frevelhaften, obszönen Pose gesetzt hattest. Auf den hölzernen Armlehnen des Sessels erhoben sich zu beiden Seiten der Javanerin zwei von dir erfundene tahitianische Götzen, wie eine Absage an den Okzident und seine kraftlose christliche Religion im Namen des machtvollen Heidentums. Und ungewöhnlich waren auch auf dem grünen Kissen, auf dem Annahs Füße ruhten, die kleinen leuchtenden Blumen, die sich auf deinen Bildern herumtrieben, seitdem du in deinen Anfangszeiten als Maler die japanischen Holzschnitte entdeckt hattest. Beim Studium dieser Bilder mit ihrem subtilen Symbolismus hatte dich zum ersten Mal die Ahnung von etwas erfaßt, das du jetzt endlich deutlich erkennen konntest: Die europäische Kunst war krank, sie litt ebenfalls unter der Lungentuberkulose, die so viele Künstler ins Grab brachte, und nur ein belebendes Bad in den primitiven, noch nicht von Europa zerstörten Kulturen, in denen das Paradies noch irdisch war, konnte sie aus ihrer Dekadenz befreien. Die Anwesenheit des roten Äffchens

Taoa zu Füßen Annahs, in einer halb nachdenklichen, halb lässigen Haltung, verstärkte noch den Nonkonformismus und die unterschwellige Sexualität, in die das ganze Bild getaucht war. Selbst die luftigen Äpfel, die auf der rosafarbenen Wand des Hintergrunds über den Kf der Javanerin hinwegschwebten, verletzten die Symmetrie, die Konventionen und die Logik, denen die Pariser Künstler so andächtig huldigten. Bravo, Paul!

Die Arbeit, die durch Annahs peripatetische Gelüste äußerst langsam vorankam, belebte ihn. Es tat gut, wieder mit Überzeugung zu malen, zu wissen, daß du nicht nur mit deinen Händen maltest, sondern auch mit den Erinnerungen an die Landschaften und Menschen Tahitis – du spürtest eine unüberwindliche Sehnsucht nach ihnen, Paul –, mit ihren Gespenstern und, wie der verrückte Holländer gern sagte, mit deinem Phallus, der sich bisweilen mitten in der Arbeit beim Anblick des nackten Mädchens erhitzte, so daß du nicht anders konntest, als sie hochzuheben und zum Bett zu tragen. Nach der Liebe zu malen, mit diesem Geruch nach Samen in der Luft, machte dich wieder jung.

Nach seiner Rückkehr aus Tahiti hatte er der Wikingerin geschrieben, daß er sie und die Kinder in Kopenhagen besuchen würde, sobald er einige Bilder verkauft und Geld für die Reise hätte. Mette antwortete ihm mit einem Brief, in dem sie ihre Überraschung und ihren Schmerz darüber ausdrückte, daß er nach seiner Ankunft auf europäischem Boden nicht sofort zu seiner Familie geeilt war. Trägheit erfaßte ihn jedesmal, wenn ihm das Bild seiner Frau und seiner Kinder in den Sinn kam. Wieder die alte Geschichte, Paul? Wieder

Familienvater sein, du? Die gerichtlichen Formalitäten, um Onkel Zizis kleine Erbschaft ausgezahlt zu bekommen, das Erscheinen Annahs in seinem Leben und der Wunsch, wieder zu malen, den sie in ihm geweckt hatte, zögerten das Familientreffen hinaus. Als das Frühjahr kam, beschloß er aus heiterem Himmel, mit Annah in die Bretagne zu reisen, in das alte Refugium in Pont-Aven, in dem er lange Zeiten verbracht und seine ersten Schritte als Künstler getan hatte. Es war nicht nur eine Rückkehr zu den Quellen. Er wollte auch die Bilder zurückholen, die er 1888 und 1889 dort gemalt und Marie-Henry, in Le Pouldu, als Pfand für die Pension hinterlassen hatte, die er aufgrund seiner chronischen Mittellosigkeit spät, unvollständig oder nie bezahlt hatte. Jetzt würde er diese Schulden dank der von Onkel Zizi ererbten Francs bezahlen können. Du erinnerst dich mit leiser Furcht an diese Bilder, denn jetzt warst du ein erfahrener Maler im Vergleich zu dem naiven Anfänger, der nach Pont-Aven gegangen war, weil er glaubte, er könne in der unverfälschten, mysteriösen, gläubigen und traditionellen Bretagne die Wurzeln der primitiven Welt finden, die die Pariser Zivilisation hatte verdorren lassen.

Ihre Ankunft in Pont-Aven bewirkte einen wahren Aufruhr. Nicht so sehr seinetwegen als wegen Annah und der Luftsprünge und Kreischlaute Taoas, der gelernt hatte, vom Kopf seiner Herrin auf die Schulter Pauls zu hüpfen und umgekehrt, wobei er mit den Händen fuchtelte. Gleich nach seiner Ankunft erfuhr er, daß Charles Laval, der Freund, mit dem er das Abenteuer in Panama und Martinique geteilt hatte, in Ägyp-

ten gestorben war und daß seine Frau, die schöne Madeleine Bernard, schwer krank war. Diese Nachricht deprimierte ihn ebenso wie die Erinnerung an seine alten Künstlerfreunde, mit denen er vor Jahren die bretonischen Illusionen geteilt hatte: Meyer de Haan lebte zurückgezogen in Holland und war dem Mystizismus anheimgefallen; Emile Bernard, ebenfalls weitabgewandt und religiös geworden, redete und schrieb jetzt gegen dich, und der gute Schuff in Paris verbrachte seine Tage statt mit Malen im häuslichen Zwist mit seiner Frau.

Aber er traf auch andere Freunde in Pont-Aven, junge Maler, die ihn nicht nur aufgrund seiner Bilder kannten und bewunderten, sondern auch aufgrund seiner Legende als Erforscher der Exotik, der Paris verlassen hatte, um Inspiration in den fernen Meeren Polynesiens zu suchen: den Iren Roderic O'Connor, Armand Seguin und Emile Jourdan, die ihn, ebenso wie ihre Geliebten oder Frauen, mit offenen Armen aufnahmen. Sie hofierten ihn um die Wette und zeigten sich Annah gegenüber genauso zuvorkommend wie ihm gegenüber. Dagegen war Marie-Henry, Püppchen Marie, von der Herberge in Le Pouldu, kategorisch, obwohl sie ihn herzlich begrüßt hatte: Die Bilder waren weder geliehen noch verpfändet. Sie waren die Bezahlung für das Zimmer und die Pension. Sie würde sie ihm nicht zurückgeben. Sie seien zwar heute nicht viel wert, wie man sagte, aber sie könnten es doch vielleicht in Zukunft einmal sein. Es war nichts zu machen.

Die Herzlichkeit, mit der Paul und Annah von den Bewohnern Pont-Avens aufgenommen worden waren, ver-

wandelte sich jedoch im Lauf der Tage zuerst in Distanziertheit und dann in dumpfe Feindseligkeit. Der Grund dafür waren die Kindereien, Skandale und manchmal ziemlich geschmacklosen Scherze, mit denen sich O'Connor, Seguin, Jourdan und andere in Pont-Aven niedergelassene junge Künstler vergnügten, angestachelt von Annah, die glücklich war über die Exzesse dieser Bohémiens. Sie betranken sich und gingen auf die Straße hinaus, wo sie die Bewohnerinnen der Nachbarschaft erschreckten; sie improvisierten Maskenaufzüge, bei denen die Javanerin die Heldin war. Annahs schamlose Ausdrücke, ihr dreistes Gebaren und ihr dröhnendes Lachen riefen die Nachbarn auf den Plan, die sich abends von den Fenstern ihrer Häuser aus beschwerten und Ruhe geboten. Paul nahm aus der Ferne, als passiver Zuschauer, an diesen Possen teil. Doch seine Anwesenheit war eine stillschweigende Billigung der Narrheiten seiner Schüler, und die Leute in Pont-Aven machten ihn seines Alters und seiner Autorität wegen für sie verantwortlich.

Am meisten von sich reden machte der Skandal mit den Hühnern, den die unverbesserliche Javanerin ausgeheckt hatte. Sie überredete Pauls Jünger – wie sie selbst sich nannten –, sich heimlich in den Hühnerstall von Onkel Gannaec zu schleichen, den am reichsten bestückten des Ortes, und die Hühner betrunken zu machen, indem sie ihr Wasser mit Cidre vertauschten. Danach übergossen sie die Tiere mit Farben, öffneten den Hühnerstall und scheuchten sie zum Dorfplatz, wo diese irrwitzige Prozession hin und her torkelnder, lärmender, bunter Vögel, die sich laut gackernd um sich

selbst drehten oder orientierungslos umherirrten, mitten in das Sonntagskonzert platzte. Die Empörung des Dorfes machte sich in einem Aufschrei Luft. Der Bürgermeister und der Pfarrer trugen Gauguin ihre Klagen vor und forderten ihn auf, diesen Verrückten Einhalt zu gebieten. »Irgendwann wird das ein böses Ende finden«, verkündete der Pfarrer.

In der Tat fand es ein ziemlich böses Ende. Wochen nach dem Vorfall mit den betrunkenen, buntbeklecksten Hühnern, am 25. Mai 1894, einem sonnigen Tag, beschloß die ganze Gruppe – O'Conor, Seguin, Jourdan und Paul sowie ihre jeweiligen Geliebten und Ehefrauen und Taoa –, das herrliche Wetter auszunutzen und einen Ausflug nach Concarneau zu machen, einem alten Fischerhafen zwölf Kilometer von Pont-Aven entfernt, in dem noch die alten Mauern und Steinhäuser des mittelalterlichen Stadtkerns erhalten waren. Seit sie die Seepromenade betreten hatten, die ihren Ausgang im Hafen nahm, hatte Paul die Vorahnung, daß etwas Unangenehmes geschehen würde. Die Wirtshäuser waren voller Fischer und Seeleute, die in der prächtigen Sonne auf den Terrassen saßen und ihre mit Cidre und Bier gefüllten Krüge sinken ließen, um mit ungläubigen Augen diese wunderliche Truppe vorbeiziehen zu sehen, die aus langhaarigen, grellbunt gekleideten Männern und auffälligen Frauen bestand, darunter eine Negerin, die sich wie eine Zirkusartistin in den Hüften wiegte, einen kreischenden Affen an einem Seil führte und ihnen die Zähne zeigte. Es kam zu verblüfften und feindseligen Ausrufen und drohenden Gebärden. »Haut ab, ihr Possenreißer!« Im Unterschied zu den Bewohnern

von Pont-Aven waren die Leute in Concarneau nicht an Künstler gewöhnt. Und schon gar nicht daran, daß eine kleine Negerin ihnen Grimassen schnitt.

Als sie die Hälfte der Seepromenade hinter sich hatten, wurden sie von einer Schar Kinder umringt. Die betrachteten sie neugierig, einige lächelten, andere sagten etwas in ihrem knorzigen Bretonisch zu ihnen, das nicht sehr freundlich klang. Plötzlich fingen sie an, sie mit kleinen Steinen und Kieseln zu bewerfen, die sie in den Taschen trugen. Sie zielten vor allem auf Annah und ihr Äffchen, das sich erschrocken an die Röcke seiner Herrin drängte. Paul sah, daß Armand Seguin sich von der Gruppe löste, loslief, einen der steinewerfenden Jungen zu fassen bekam und ihn am Ohr zog.

Daraufhin überstürzte sich alles in schwindelerregender Weise, wie Paul sich später erinnern sollte. Mehrere Fischer des nächstgelegenen Wirtshauses standen auf und rannten auf sie zu. In wenigen Sekunden flog Armand Seguin durch die Luft, gezerrt und gestoßen von einem Riesen mit Holzschuhen und Matrosenmütze, der brüllte: »Meinen Sohn schlag nur ich.« Wieder auf den Füßen, wich Armand stolpernd zurück, noch ein Stück und noch ein Stück und fiel ins schäumende Meer, das gegen die Kaimauer brandete. Paul reagierte mit jugendlichem Elan und versetzte dem Angreifer einen Fausthieb, woraufhin dieser brüllend, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, zusammensackte. Das war das letzte, was Paul sah, denn Sekunden später fiel ein wilder Haufe von Männern in Holzschuhen über ihn her, die ihn aus allen Richtungen am ganzen Körper mit Schlägen und Fußtritten

traktierten. Er wehrte sich, so gut er konnte, aber er stolperte und hatte das sichere Gefühl, daß sein rechter Knöchel, zerquetscht und zerschunden, auseinanderbrach. Der Schmerz ließ ihn ohnmächtig werden. Als er die Augen öffnete, klangen Frauenschreie in seinen Ohren. Zu seinen Füßen kniete ein Krankenwärter und zeigte ihm an seinem nackten Bein –man hatte ihm die Hose aufgeschnitten, um es zu untersuchen – einen zwischen blutigem Fleisch herausstehenden, zersplitterten Knochen. »Man hat Ihnen das Schienbein gebrochen, Monsieur. Sie werden lange Ruhe halten müssen.«

Schwindel, Schmerzen, Erbrechen – er erinnerte sich wie an einen Alptraum an die Rückfahrt nach Pont-Aven in einer Pferdekutsche, die ihn bei jedem Schlagloch oder Schlingern aufschreien ließ. Um ihn einzuschläfern, reichten sie ihm schlückchenweise einen bitteren Brantwein, der ihn im Hals kratzte.

Er hielt zwei Monate Bettruhe in einem kleinen, niedrigen Zimmer mit winzigen Fenstern in der zur Krankenstation umfunktionierten Pension Gloanec. Der Arzt entmutigte ihn: Es sei undenkbar, daß er mit dem gebrochenen Schienbein nach Paris zurückkehren oder auch nur aufstehen könne. Nur durch absolute Ruhe könne der Knochen wieder seinen Platz finden und zusammenwachsen; in jedem Fall werde er hinken und müsse fortan einen Stock benutzen. Diese acht Wochen reglos in einem Bett würden dir für den Rest deines Lebens durch die Schmerzen im Gedächtnis bleiben, Paul. Besser gesagt, durch einen einzigen, blinden, heftigen, animalischen Schmerz, der dich in Schweiß

badete oder frösteln, schluchzen und wie ein Rasender fluchen ließ, mit dem Gefühl, den Verstand zu verlieren. Beruhigungs- und Schmerzmittel nützten nichts. Nur der Alkohol, den du in diesen Monaten fast pausenlos trankst, betäubte dich und schenkte dir für kurze Augenblicke Ruhe. Aber bald konnte nicht einmal mehr der Alkohol die Folter besänftigen, die dich den Arzt anflehen ließ – er kam einmal pro Woche –: »Nehmen Sie mir das Bein ab, Doktor!« Ihm war alles recht, wenn es nur dieser Höllenqual ein Ende machte. Der Arzt beschloß, dir Laudanum zu verschreiben. Das Opium machte dich schläfrig; in diesem Zustand vager Betäubung, in diesen Momenten des Friedens, wenn du in einem trägen Strudel versankst, konntest du deinen Knöchel und Pont-Aven, den Vorfall in Concarneau und alles andere vergessen. Nur ein obsessiver Gedanke blieb im Kopf: »Das ist eine Warnung. Geh sobald wie möglich fort. Kehre nach Polynesien zurück und komm nie wieder nach Europa, Koke.«

Nach einer unermeßlichen Zeit, nach einer Nacht, in der er endlich ohne Alpträume geschlafen hatte, wachte er eines Morgens mit klarem Kopf auf. Der Ire O'Connor hielt wache an seinem Bett. Was war mit Annah? Er hatte das Gefühl, sie seit vielen Tagen nicht gesehen zu haben.

»Sie ist nach Paris gereist«, sagte der Ire. »Sie war sehr traurig. Sie konnte nicht hierbleiben, nachdem die Nachbarn Taao vergiftet hatten.«

Zumindest vermutete das die Javanerin. Daß die Bewohner von Pont-Aven, die Taao ebenso haßten wie ihre Herrin, dem Äffchen die mit Bananen vermengte Mixtur

zubereitet hatten, die ihm auf den Magen schlug und es tötete. Statt das Tier zu begraben, entnahm Annah ihm eigenhändig und unter Schluchzern die Eingeweide und nahm die Überreste mit nach Paris. Paul mußte an Titi denken, als sie, der Langeweile in Mataiea überdrüssig, ihn verließ, um zu den bewegten Nächten in Papeete zurückzukehren. Würdest du die freche Javanerin wiedersehen? Sicher nicht.

Als er aufstehen konnte – er hinkte tatsächlich, und der Stock war ihm unentbehrlich –, mußte er vor seiner Rückkehr nach Paris noch einige polizeiliche Formalitäten wegen der Prügelei in Concarneau über sich ergehen lassen. Er machte sich keine Illusionen über die Richter, die Landsleute der Angreifer waren und wahrscheinlich ebenso feindselig wie sie gegenüber den Bohémiens, die ihre Ruhe gestört hatten. Die Richter sprachen natürlich sämtliche Fischer frei, mit einem Urteil, das ein Hohn für den gesunden Menschenverstand war, und billigten ihm als Entschädigung eine symbolische Summe zu, die nicht einmal ein Zehntel seiner Ausgaben für die Behandlung deckte. Fortgehen, so bald wie möglich fortgehen. Aus der Bretagne, aus Frankreich, aus Europa. Diese Welt war dein Feind geworden. Wenn du dich nicht beeiltest, würde sie dir den Garaus machen, Koke.

In der letzten Woche in Pont-Aven, als er wieder das Gehen lernte – er hatte zwölf Kilo verloren –, besuchte ihn aus Paris ein junger Dichter und Schriftsteller, Alfred Jarry. Er nannte ihn »Maestro« und brachte ihn mit seinen intelligenten Absurditäten zum Lachen. Er hatte seine Bilder bei Durand-Ruel und bei Sammlern gesehen

und in seiner überschwenglichen Bewunderung mehrere Gedichte über sie geschrieben, die er ihm vorlas. Und er lauschte andächtig und hingebungsvoll Pauls Schimpftiraden gegen die französische und europäische Kunst. Ihn und die anderen Jünger in Pont-Aven, die ihn am Bahnhof verabschiedeten, lud er ein, ihm nach Ozeanien zu folgen. Sie würden gemeinsam dieses Atelier der Tropen begründen, von dem der verrückte Holländer in Arles geträumt hatte. Sie würden im Freien arbeiten, wie Heiden leben und die Kunst revolutionieren, indem sie ihr die Kraft und Kühnheit zurückgaben, die sie verloren hatte. Alle schworen, ihm zu folgen. Sie würden ihn begleiten, mit ihm nach Tahiti gehen. Doch im Zug nach Paris ahnte er, daß auch sie sich nicht an ihr Wort halten würden, wie zuvor schon seine alten Gefährten Charles Laval und Emile Bernard. Auch diese sympathische Gruppe von Pont-Aven würdest du nicht Wiedersehen, Paul.

In Paris kam er vom Regen in die Traufe. Unglaublich, daß die Dinge sich nach diesen Monaten der Bettlägerigkeit in der Bretagne noch verschlimmern konnten. Unter den Künstlern herrschten Mißtrauen und Ungewißheit infolge der abscheulichen politischen Situation. Seit der Ermordung des Präsidenten Sadi Carnot durch einen Anarchisten hatte das Klima der Unterdrückung, der Denunziationen und Verfolgungen viele seiner Bekannten und Freunde (oder ehemaligen Freunde), die mit den Anarchisten sympathisierten, wie Camille Pissarro, oder Regierungsgegner wie Octave Mirbeau ins Exil getrieben. Es herrschte Panik unter den Künstlern. Würde die Tatsache, daß du Enkel von Flora Tristan warst, einer

Revolutionärin und Anarchistin, dir Probleme bereiten? Die Polizei war so dumm, daß sie dich vielleicht als Umstürzler aus erblichen Gründen registriert hatte.

Als er sein Atelier in der Rue Vercingétorix Nummer 6 betrat, erwartete ihn eine gewaltige Überraschung. Nicht zufrieden damit, ihn halbtot in der Bretagne zurückgelassen zu haben, hatte Annah, dieser kleine Teufel im Weiberrock, das Atelier geplündert und Möbel, Teppiche, Vorhänge, Schmucksachen, Kleidungsstücke und alle möglichen Gegenstände mitgenommen, die sie sicher schon auf dem Flohmarkt und in den Höhlen der Hehler von Paris versetzt hatte. Aber – die größte Demütigung, Paul! – sie hatte nicht ein einziges Bild noch eine Zeichnung, noch ein Skizzenbuch mitgenommen. Sie hatte sie wie nutzlosen Plunder in diesem jetzt vollkommen leeren Raum zurückgelassen. Nachdem er seiner Wut in einem Schwall von Flüchen Luft gemacht hatte, brach Paul in Lachen aus. Du fühltest nicht den geringsten Groll gegen diese herrliche Wilde. Sie war es wirklich, Paul. Eine wahre Wilde, bis ins Mark, mit Leib und Seele. Du hattest noch einiges zu lernen, um ihr das Wasser reichen zu können.

In den letzten Monaten in Paris, als er seine endgültige Rückkehr nach Polynesien vorbereitete, vermißte er diesen Wirbelwind, der sich als Javanerin ausgab und vielleicht Malaysierin, Inderin oder wer weiß was war. Um sich über ihre Abwesenheit hinwegzuträsten, blieb ihm ihr Aktbild, das er nun, während Judith, die Tochter der Mo-lards, ihn wie in Trance beobachtete, nachbesserte, bis er das Gefühl hatte, daß es fertig war.

»Siehst du dich da, Judith, im Hintergrund, an dieser

rosafarbenen Wand, wie eine weiße, blonde Doppelgängerin von Annan?»

Sosehr Judith auch die Augen aufriß und die Leinwand ausforschte, sie vermochte diese Silhouette hinter der Gestalt Annahs, die Paul ihr zeigte, nicht zu erkennen. Aber du logst nicht. Die Umrisse des Mädchens, die du mit Terpentin verwischt und mit dem Spatel verrieben hattest, um ihre Mutter Ida zu beruhigen, waren nicht ganz verschwunden. Sie erschienen für winzige Augenblicke, wie eine flüchtige, magische Erscheinung, zu bestimmten Stunden des Tages mit trübem Licht und luden das Bild mit einer geheimnisvollen Zweideutigkeit, mit einer mysteriösen Tiefe auf. Er malte den Titel über dem Kopf Annahs, um einige schwerelose Früchte herum, in Tahitianisch: *Aita tamari vahine Judith teparari*.

»Was heißt das?« fragte das Mädchen.

»Die Kind-Frau Judith, die noch Jungfrau ist«, übersetzte Paul. »Da siehst du, obwohl es auf den ersten Blick ein Porträt Annahs ist, bist du die wahre Heldin des Bildes.«

Wenn er auf der alten Matratze lag, die die Molards ihm geliehen hatten, damit er nicht auf dem Boden schlafen mußte, sagte er sich oft, daß dieses Bild die einzige gute Erinnerung an seine so nutzlose, so schädliche Reise nach Paris sein würde. Er hatte die Vorbereitungen für die Rückkehr nach Tahiti beendet, aber er mußte die Reise verschieben, weil – »Ein Unglück kommt selten allein«, pflegte seine Mutter in Lima zu sagen, als sie von der Mildtätigkeit der Familie Tristan lebten – seine Beine sich mit Ekzemen bedeckt

hatten. Das Brennen quälte ihn, und die Flecken verwandelten sich in Placken eitriger Wunden. Er mußte sich für drei Wochen in die Station für ansteckende Krankheiten der Salpêtrière einliefern lassen. Zwei Ärzte bestätigten dir, was du schon wußtest, obwohl du diese Realität nie akzeptiert hattest. Die unaussprechliche Krankheit, wieder einmal. Sie zog sich zurück, schenkte dir sechs, acht Monate freie Zeit, setzte jedoch unerschwellig ihre tödliche Arbeit fort und vergiftete dein Blut. Jetzt trat sie an seinen Beinen in Erscheinung, zog ihnen die Haut ab, übersäte sie mit blutigen Kratern. Später würde sie zu deiner Brust hochsteigen, zu deinen Armen, würde deine Augen erreichen und dich in Finsternis versinken lassen. Dann wäre dein Leben zu Ende, auch wenn du weiterleben würdest, Paul. Doch die verfluchte Krankheit würde auch dort nicht halten. Sie würde weiterwandern und schließlich in dein Hirn eindringen, dir den klaren Verstand und die Erinnerung rauben, dich zerrütten und am Ende zu einem elenden Wrack machen, angespuckt von den Leuten und von allen gemieden. Du würdest ein räudiger Hund sein, Paul. Um die Depression zu bekämpfen, trank er heimlich den Alkohol, den Daniel, der Kavalier, und Schuff, der Großzügige, ihm in Thermoskannen oder Seltersflaschen brachten.

Er verließ La Salpêtrière mit trockenen, wenn auch von Narben zerfurchten Beinen. Die Kleidung umschlotterte seinen abgemagerten Körper. Mit seinem langen kastanienfarbenen, von grauen Strähnen durchzogenen Haar, das von seiner großen Astrachanmütze gebändigt wurde, mit der aggressiven, gebrochenen Nase, über der

in ständiger Erregung die blauen Augen funkelten, und dem kleinen Ziegenbart am Kinn war seine Erscheinung nach wie vor beeindruckend, ebenso wie seine Gesten und Gebärden und die Schimpfwörter, mit denen er seine Dispute würzte, wenn er sich mit seinen Freunden zu Hause oder auf der Terrasse irgendeines Cafés traf, denn in seinem leeren Atelier konnte er niemanden mehr empfangen. Sein Aussehen und seine exzentrische Aufmachung – der schwarzrote Umhang, der ihn umflatterte, seine Hemden in grellen tahitianischen Farben, seine bretonische Weste oder seine Hosen aus blauem Samt – bewirkten, daß die Leute sich nach ihm umdrehten und mit dem Finger auf ihn zeigten. Sie hielten ihn für einen Zauberer, den Botschafter eines exotischen Landes.

Die Erbschaft Onkel Zisis war durch die Krankenhaus- und Arztkosten erheblich zusammengeschrumpft, so daß er sich ein Dritte-Klasse-Billett für das Dampfschiff *The Australian* kaufte, das am 3. Juli 1895 aus Marseille auslief, durch den Suezkanal fahren und Anfang August in Sydney eintreffen sollte. Von dort würde er eine Verbindung nach Papeete, über Neuseeland, nehmen. Bevor er sich einschiffte, versuchte er, die ihm verbliebenen Bilder und Skulpturen zu verkaufen. Er machte eine Ausstellung in seinem eigenen Atelier, zu der mit Hilfe seiner Freunde und einer kryptisch formulierten Einladungskarte, ein Werk des Schweden August Strindberg, dessen Theaterstücke große Erfolge in Paris feierten, einige Sammler kamen. Der Verkauf war mager. Daraufhin versteigerte er sein gesamtes verbleibendes Werk im Hôtel Drouot, was etwas bessere Ergebnisse

erzielte, wenn sie auch hinter seinen Erwartungen zurückblieben. Sein Bedürfnis, nach Tahiti zu kommen, war so dringend, daß er es nicht verbergen konnte. Eines Abends, bei den Molards, fragte ihn der Spanier Paco Durrio nach dem Grund für diese Sehnsucht nach einem Ort, der so schrecklich weit entfernt war von Europa.

»Weil ich kein Franzose oder Europäer mehr bin, Paco. Mag meine Erscheinung auch etwas anderes sagen, so bin ich doch ein Tätowierter, ein Kannibale, einer dieser Neger von dort unten.«

Seine Freunde lachten, aber er hatte ihnen mit seinen üblichen Übertreibungen die Wahrheit gesagt.

Als er dabei war, sein Gepäck vorzubereiten – er hatte sich ein Akkordeon und eine Gitarre als Ersatz für die Instrumente gekauft, die Annah mitgenommen hatte, sowie zahlreiche Photographien und einen guten Vorrat an Leinwänden, Rahmen, dicken und dünnen Pinseln und Farbtuben –, erreichte ihn ein wütender Brief der Wikingerin aus Kopenhagen. Sie hatte vom öffentlichen Verkauf seiner Bilder und Skulpturen im Hôtel Drouot erfahren und forderte Geld von ihm. Wie konnte er sich nur so unmenschlich gegenüber seiner Frau und seinen fünf Kindern verhalten, die sie nun schon seit so vielen Jahren über Wasser hielt, indem sie mit Französisch-Unterricht, Übersetzungen und von Verwandten und Freunden erbettelter Hilfe wahre Kunststücke vollbrachte? Es war seine Pflicht als Vater und Ehemann, ihnen zu helfen und ab und zu eine Geldüberweisung zu schicken. Jetzt konnte er es tun, Egoist.

Mettes Brief ärgerte und betrübte ihn, aber er schickte ihr nicht einen Centime. Stärker als die Gewissensbisse,

die ihn bisweilen überfielen – besonders, wenn er an Aline dachte, das sanfte, zarte Mädchen –, war der gebieterische Wunsch fortzugehen, zurück nach Tahiti, das er nie hätte verlassen dürfen. Pech für dich, Wikingerin. Das wenige Geld des öffentlichen Verkaufs brauchte er dringend für seine Rückkehr nach Polynesien, wo er seine Knochen begraben wollte, und nicht auf diesem Kontinent kalter Winter und frigidierender Frauen. Sie sollte sich mit den Bildern behelfen, die sie noch von ihm besaß, und konnte sich ohnehin trösten, denn nach ihrer Überzeugung (die nicht Pauls war) würde ihr Mann für die Sünden, die er durch die Vernachlässigung seiner Familie beging, bezahlen und für alle Ewigkeit in der Hölle schmoren.

Am Vorabend der Reise gab es ein kleines Abschiedsfest bei den Molards. Sie aßen und tranken, und Paco Durrio tanzte und sang andalusische Lieder. Als er seinen Freunden untersagte, ihn am nächsten Morgen zum Bahnhof zu begleiten, wo er den Zug nach Marseille nehmen würde, brach die kleine Judith in Tränen aus.

VII

Nachrichten aus Peru

Roanne und Saint-Etienne, Juni 1844

Der Himmel war voller Sterne, und es wehte eine wohlriechende sommerliche Brise am Abend des 14. Juni 1844, als Flora, aus Lyon kommend, in Roanne eintraf. Sie fand keinen Schlaf in ihrer Pension, und während sie durch das Fenster das flimmernde Firmament betrachtete, waren ihre Gedanken bei Eleonore Blanc, der kleinen Arbeiterin in Lyon, die sie ins Herz geschlossen hatte. Wenn alle armen Frauen die Tatkraft, die Intelligenz und die Empfindsamkeit dieses Mädchens besäßen, wäre die Revolution eine Sache von wenigen Monaten. Mit Eleonore würde das Komitee der Arbeiterunion perfekt funktionieren und der Motor für das große Bündnis der Arbeiter im gesamten Südwesten Frankreichs sein.

Du vermißttest dieses junge Mädchen, Florita. Gern hättest du sie in dieser friedlichen, bestirnten Nacht in Roanne in den Armen gehalten und ihren schmalen Körper gefühlt, wie an dem Tag, als du sie in ihrer elenden Behausung in der Rue Luzerne besucht und in Tränen aufgelöst angetroffen hattest.

»Was ist denn mit dir? Warum weinst du?«

»Ich habe Angst, daß ich nicht stark und geschickt genug bin für all die Dinge, die Sie von mir erwarten, Ma-

dame.«

Als Flora sie so aufgewühlt sah und die zärtliche Ehrfurcht bemerkte, die in ihrem Blick lag, mußte sie sich stark zusammenreißen, um nicht ebenfalls in Tränen auszubrechen. Sie nahm sie in die Arme, küßte sie auf die Stirn und auf die Wangen. Eleonores Ehemann, ein Färber mit fleckigen Händen, verstand überhaupt nichts:

»Eleonore sagt, Sie hätten ihr in diesen Wochen mehr beigebracht als alles, was sie bisher erlebt hat. Und statt sich zu freuen, weint sie! Das soll einer verstehen!«

Armes Mädchen, verheiratet mit einem solchen Tropf. Würde auch sie durch die Ehe zerstört werden? Nein, du würdest versuchen, sie zu schützen und zu retten, Andalusierin. Sie stellte sich eine andere Form menschlicher Beziehungen in der durch die Arbeiterunion erneuerten Gesellschaft vor. An die Stelle der Eheschließung, dieses Frauenhandels, würde ein freier Bund treten. Die Paare würden sich verbinden, weil sie sich liebten und gemeinsame Ziele hatten, und sich beim geringsten Zwist auf freundschaftliche Art trennen. Die Sexualität wäre nicht so beherrschend, wie sie im Fourierschen Entwurf der Phalanstères erschien; sie wäre gedämpft, gezügelt durch die Liebe zur Menschheit. Das sexuelle Verlangen wäre weniger egoistisch, denn die Paare würden einen Großteil ihrer Liebesfähigkeit ihren Mitmenschen und der Verbesserung des Zusammenlebens widmen. In dieser Gesellschaft könntet ihr, du und Eleonore, zusammenleben und euch lieben, wie Mutter und Tochter, wie zwei Schwestern oder wie Liebende, verbunden durch das Ideal und die Solidarität mit dem Nächsten. Und diese Beziehung besäße nicht den ausschließlichen, ego-

istischen Charakter deiner Liebesbeziehung mit Olympe; deshalb hattest du sie abgebrochen und auf die einzige lustvolle sexuelle Erfahrung deines Lebens verzichtet, Florita. Sie würde sich vielmehr auf die gemeinsame Gerechtigkeitsliebe und das soziale Handeln gründen.

Am nächsten Morgen begann sie in aller Frühe ihre Arbeit in Roanne. Der Journalist Auguste Guyard, ein liberaler Katholik, aber Bewunderer Floras, deren Bücher über Peru und England er begeistert besprochen hatte, hatte zwei Versammlungen mit jeweils etwa dreißig Arbeitern für sie organisiert. Sie waren nicht sehr erfolgreich. Wie resigniert wirkten die Leute in Roanne, verglichen mit den wachen, neugierigen *canuts* in Lyon. Nachdem Flora drei Tuchfabriken besichtigt hatte – die große lokale Industrie, die viertausend Arbeiter beschäftigte –, war sie allerdings angesichts der Arbeitsbedingungen erstaunt, daß diese armen Schlucker nicht noch dummer waren.

Ihre schlimmste Erfahrung machte sie in der Weberei eines ehemaligen Arbeiters, Monsieur Cherpin, der jetzt einer der reichsten Kapitalisten der Region war und seine einstigen Brüder ausbeutete. Hochgewachsen, kräftig, behaart, vulgär, mit groben Umgangsformen und einem Übelkeit erregenden Achselgeruch, empfing er sie mit einem spöttischen Blick, der sie von Kopf bis Fuß maß, ohne die Verachtung zu verhehlen, die ihm, einem Sieger, eine kleine Frau einflößte, die sich der sinnlosen Erlösung der Menschheit verschrieben hatte.

»Sind Sie sicher, daß Sie da hinuntersteigen möchten?« Er zeigte auf den Eingang zum Keller, wo sich die Werkstatt befand. »Sie werden es bereuen. Ich warne Sie.«

»Wir reden später darüber, Monsieur Cherpin.«

»Wenn Sie es überleben«, antwortete er laut lachend.

Achtzig arme Teufel hockten zusammengedrängt an drei dichten Reihen von Webstühlen in einer stickigen Höhle, wo man aufgrund der niedrigen Decke weder stehen noch sich in der Enge überhaupt bewegen konnte. Ein Rattenloch, Andalusierin. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Der Gluthauch des Ofens, der Pestgestank und der ohrenbetäubende Lärm der gleichzeitig arbeitenden achtzig Webstühle machten sie schwindeln. Es gelang ihr nur mit Mühe, sich mit Fragen an diese halbnackten, schmutzigen, ausgemergelten, über die Webstühle gekrümmten Gestalten zu wenden, von denen viele sie schwer verstanden, weil sie nur den burgundischen Dialekt sprachen. Eine Welt aus Gespenstern, aus lebenden Toten. Sie arbeiteten von fünf Uhr morgens bis neun Uhr abends und verdienten zwei Francs täglich die Männer, achtzig Centimes die Frauen und fünfzig die Kinder unter vierzehn Jahren. Sie kehrte schweißgebadet in die Oberwelt zurück, mit Druck in den Schläfen und rasendem Herzen, und spürte deutlich die Kalte des unbequemen Gastes in ihrer Brust. Monsieur Cherpin reichte ihr ein Glas Wasser, noch immer mit einem obszönen Grinsen.

»Ich habe Sie gewarnt, das ist kein Ort für eine anständige Dame, Madame Tristan.«

Madame-la-Colère, bemüht, Haltung zu bewahren, antwortete, jede Silbe betonend:

»Halten Sie, der einmal als Weber angefangen hat, es etwa für gerecht, Ihre Mitmenschen unter derartigen Bedingungen arbeiten zu lassen? Diese Werkstatt ist

schlimmer als jeder Viehstall, den ich je gesehen habe.«

»Es muß wohl gerecht sein, wenn sich hier jeden Morgen Dutzende von Männern und Frauen drängen und mich anflehen, ihnen Arbeit zu geben«, brüstete sich Monsieur Cherpin. »Sie bemitleiden privilegierte Leute, Madame. Wenn ich ihnen mehr bezahlen würde, würden sie das Geld in den Wirtshäusern ausgeben und sich mit diesem Gesöff betnken, das sie verblödet. Sie kennen sie nicht. Ich dagegen wohl, eben weil ich einer von ihnen war.«

Am nächsten Tag, nach erschöpfenden Stunden, in denen sie Exemplare der Volksausgabe von *L'Union Ouvrière* in den Buchhandlungen der Stadt verteilte und zwei weitere Tuchfabriken besichtigte, die genauso höllisch waren wie die Monsieur Cherpins, nahm Auguste Guyard sie mit zum Thermalbad Saint-Alban. Sein Besitzer, Doktor Emile Goin, war ein ergebener Leser ihrer Werke, insbesondere ihres Reiseberichts über Peru, *Fahrten einer Paria*, das er sich von ihr signieren ließ. Doktor Goin, ein schmucker Mann in den Fünfzigern mit grauen Koteletten, durchdringenden Augen, aristokratischen, doch freundlichen Manieren, lebte mit einer friedlichen Frau und drei Töchtern mit Reifrock in einem von Gärten umgebenen herrschaftlichen Haus voller Bilder und Skulpturen. Bei dem Abendessen, das er ihr offerierte, bemerkte Flora, daß der Hausherr sie bewundernd musterte. Ihn zogen nicht nur deine intellektuellen Leistungen an, sondern auch das Schwarz deines gelockten Haars, die Anmut und Lebendigkeit deiner Augen und deine harmonischen Gesichtszüge, Andalusierin. Sie fühlte sich geschmeichelt. »Das ist ein Mann,

den du vielleicht bei dir zu Hause hättest ertragen können«, dachte sie. Doktor Goin wollte wissen, ob alles, was Flora in ihren *Fahrten einer Paria* erzählte, der Wahrheit entsprach oder eher von der Phantasie gefärbt war. Nein, das war es nicht; sie hatte sich sehr bemüht, nur ihre Wahrheit zu erzählen, wie Rousseau in seinen *Bekenntnissen*. Dann stimmte es also, daß dieses unglaubliche Abenteuer zufällig begonnen hatte, in einer Pariser Pension, anlässlich der Begegnung mit jenem Schiffskapitän, der gerade aus Peru zurückgekehrt war?

In der Tat, so hatte die Geschichte begonnen, die dich zu dem gemacht hatte, was du jetzt warst, Florita. Der gute Chabrié rettete dich davor, zu einem traurigen Parasiten mit geliehenem Leben zu werden, wie es die rundliche, staunende Ehefrau von Doktor Emile Goin war. Ja, in der Pension in Paris, in die du dich nach drei Jahren Knechtschaft und moralischer Erniedrigung als Dienstbotin der Familie Spence mit Aline geflüchtet hattest. Ein Ort, an dem, so dachtest du, dich dein Ehemann André Chazal niemals finden würde, vor dem du schon so lange auf der Flucht warst und dich verstecktest. Was für ein unentwirrbares Knäuel von Überschneidungen und Zufällen bestimmte über das Schicksal der Menschen, nicht wahr, Florita? Wie anders wäre dein Leben verlaufen, wenn an jenem Abend in dem kleinen Speisezimmer der Pariser Pension, in dem die Bewohner zu Abend aßen, dein Tischnachbar nicht das Wort an dich gerichtet hätte:

»Entschuldigen Sie, Madame, aber ich habe gerade gehört, daß die Wirtin Sie Madame Tristan nennt. Heißen Sie so? Sind Sie etwa mit der Familie Tristan in Peru ver-

wandt?«

Der Schiffskapitän Zacharie Chabrié unternahm Reisen in dieses ferne Land und hatte dort, in Arequipa, die Familie Tristan kennengelernt, die wohlhabendste und einflußreichste der ganzen Region. Eine Patrizierfamilie! Drei Tage lang bedrängte Flora den freundlichen Seemann beim Mittag- und beim Abendessen mit Fragen und zog ihm alles aus der Nase, was er über diese Familie, die ihre, wußte, denn Don Pío, Patriarch und Oberhaupt der Familie Tristan, war niemand Geringeres als der jüngere Bruder von Don Mariano, deinem Vater. Diesem Don Pío, deinem leiblichen Onkel, hatte deine Mutter, seitdem sie verwitwet war, unzählige Briefe mit der Bitte um Hilfe geschrieben, ohne jemals eine Antwort zu erhalten. Die Wege und Umwege des Lebens, Florita. Ohne diese Plaudereien mit Kapitän Chabrié im Jahre 1829 wärest du nie auf den Gedanken gekommen, diesen gefühlvollen, dramatischen Brief an deinen Onkel in Arequipa, den mächtigen Don Pío Tristan y Moscoso, zu schreiben und ihm mit einer Naivität, die du teuer bezahlen solltest, von der Lage zu berichten, in der deine Mutter und du sich seit dem Tod Don Marianos aufgrund der unrechtmäßigen Ehe deiner Eltern befanden.

Zehn Monate später, als Flora die Hoffnung schon aufgegeben hatte, traf die Antwort Don Píos ein. Ein schlauer, wohlberechneter Brief, in dem er sie zwar »liebe Nichte« nannte, ihr jedoch unmißverständlich klarmachte, daß ihr Status als uneheliche Tochter – ach, die unerbittliche Strenge des Gesetzes! – sie von jedem Anspruch auf das Erbe seines »inniggeliebten Bruders Don Mariano« ausschließe. Ein Erbe, das im übrigen

nicht existiere, denn nach der Bezahlung von Schulden und Steuern sei nichts vom Besitz ihres Vater übriggeblieben. Gleichwohl zeigte Don Pío sich freigebig und schickte seiner unbekannten Nichte in Paris durch einen in Bordeaux ansässigen Vetter, Don Mariano de Goye-neche, ein Geschenk von zweitausendfünfhundert Francs und eine weitere Gabe von dreitausend Piastern von der Mutter Don Píos und Don Marianos, der Großmutter Floras, einer unbeugsamen Matrone von neunundneun-zig Lenzen.

Dieses Geld fiel Flora wie ein wahrer Gottesseggen in den Schoß. Sie trug schwer an der unerbittlichen Verfolgung, der André Chazal sie aussetzte. Er hatte ihren Aufenthaltsort in Paris ausfindig gemacht und sie unter der Anklage vor Gericht gebracht, eine entartete Ehefrau und Mutter zu sein. Er forderte die beiden Kinder von ihr, die noch lebten (das älteste, Alexandre, war vor kurzem gestorben). Flora konnte einen Anwalt bezahlen, sich verteidigen, den Prozeß in die Länge ziehen und ein Urteil hinauszögern, das – wie ihr Verteidiger ihr voraussagte – ungünstig für sie ausfallen würde, weil die geltenden Gesetze gegen die Frau entschieden, die ihr Heim verließ. Es kam zu einem Versuch, die Angelegenheit freundschaftlich zu regeln, im Haus eines Onkels von Flora, des Kommandanten Laisney, in Versailles. André Chazal, den sie seit vier Jahren nicht gesehen hatte, erschien mit Alkoholdunst, glasigen Augen und einem Mund voller Zorn und Vorwürfe. Er war halb verrückt vor Groll und Bitterkeit. »Sie haben mich entehrt, Madame«, wiederholte er immer wieder mit bebender Stimme. Nachdem sie sich lange be-

herrscht hatte, worum ihr Anwalt sie inständig gebeten hatte, konnte Madame-la-Colère nicht mehr an sich halten; sie griff nach dem nächsten Porzellanteller im Regal und zertrümmerte ihn auf dem Kopf ihres Ehemanns. Dieser, außer Gefecht gesetzt, stürzte mit einem Überraschungs- und Schmerzenslaut zu Boden. Flora nutzte die Verwirrung, griff nach der Hand der kleinen Aline – deren Sorgerecht die Justiz dem Vater zugesprochen hatte – und trat die Flucht an. Ihre Mutter weigerte sich, sie bei sich aufzunehmen, und warf ihr vor, sich wie eine Geisteskranke aufzuführen. Schlimmer noch, sie verriet André Chazal (du warst dir dessen sicher) ihr Versteck in einem schäbigen kleinen Hotel in der Rue Servandoni im Quartier Latin, wohin Flora mit Aline und Ernest-Camille geflohen war. Eines Morgens, als sie das Hotel mit dem Jungen verließ, trat er ihr in den Weg. Sie rannte los, gefolgt von Chazal, der sie vor dem Eingang der Juristischen Fakultät der Sorbonne einholte. Er stürzte sich auf sie und schlug sie. Flora verteidigte sich so gut sie konnte und versuchte, die Schläge mit ihrer Tasche abzufangen, während Ernest-Camille die Hände an den Kopf preßte und wie am Spieß schrie. Eine Gruppe von Studenten trennte sie. Chazal brüllte, diese Frau sei seine rechtmäßige Ehefrau und niemand habe das Recht, sich in einen Ehestreit einzumischen. Die künftigen Anwälte reagierten unschlüssig: »Stimmt das, Madame?« Als sie zugab, daß sie mit diesem Herrn verheiratet war, zogen sich die jungen Leute mit betrübnen Gesichtern zurück. »Wenn es Ihr Ehemann ist, können wir Sie nicht verteidigen, Madame. Das Gesetz schützt ihn.« »Ihr seid noch größere Schwei-

nehunde als dieser Schweinehund«, schrie Flora, während André Chazal sie mit Gewalt zum Polizeirevier der Place Saint-Sulpice schleppte. Dort wurde sie registriert und vom Kommissar ermahnt und verwarnet: Sie dürfe ihr Hotel in der Rue Servandoni nicht verlassen. Bald werde sie eine richterliche Vorladung erhalten. André Chazal, beschwichtigt, entfernte sich mit dem kleinen Ernest-Camille in den Armen, der schrie und weinte.

Stunden später war Flora mit der sechsjährigen Aline abermals auf der Flucht. Dank der aus Arequipa eingetroffenen Francs und Piaster irrte sie fast sechs Monate durch das Landesinnere, stets so fern wie möglich von Paris, das sie mied wie die Pest. Sie lebte auf dem Sprung, unter falschen Namen, in bescheidenen Herbergen oder Bauernhäusern, ohne irgendwo lange zu bleiben. Sie war sicher, daß es einen Haftbefehl gegen sie gab. Wenn die Polizei sie faßte, würde sie auch Aline verlieren und im Gefängnis landen. Sie gab sich als Witwe aus, die den Tod ihres Ehemanns betrauerte; als spanische Dame, die ihre Heimat aus politischen Gründen verlassen hatte; als englische Touristin; als Frau eines Seemanns, der auf dem chinesischen Meer unterwegs sei, weshalb sie sich von ihrer Sehnsucht durch Reisen abzulenken suche. Damit das Geld länger vorhielt, aß sie kaum und suchte immer einfachere Herbergen. Eines Tages, in Angoulême, brach sie vor Erschöpfung, Angst und Ungewißheit zusammen und wurde krank. Das hohe Fieber ließ sie delirieren. Madame Bourzac, die Besitzerin des Bauernhofs, in dem sie logierten, war ihr Schutzengel und Alines Retterin. Sie pflegte Flora, heilte sie, machte ihr Mut, und als diese

ihr schluchzend ihre wahre Geschichte erzählte, beruhigte sie sie mit unendlicher Sanftmut:

»Machen Sie sich keine Sorgen, Madame. Das Mädchen kann nicht weiter so leben, ständig unterwegs, wie eine kleine Zigeunerin. Lassen Sie sie hier bei mir, bis sich Ihre Situation klärt. Ich habe sie ins Herz geschlossen und werde mich um sie kümmern wie um eine Tochter.«

»Das edelste, großherzigste Wesen, dem ich begegnet bin«, rief Flora aus. »Ohne sie wären Aline und ich in diesen schrecklichen Tagen gestorben. Madame Bourzac! Eine einfache Bäuerin, die kaum ihren Namen schreiben konnte.«

»Hatten Sie da schon beschlossen, nach Peru zu reisen?« Doktor Emile Goin betrachtete sie so fasziniert, daß Flora errötete.

»Was blieb mir anderes übrig? Wohin konnte ich noch fliehen vor André Chazal und der zu Unrecht sogenannten französischen Justiz?«

Aus Angoulême schrieb sie einen Brief an Don Mariano de Goyeneche, den Neffen von Don Pío Tristan, der in Bordeaux lebte. Flora war schon in brieflichem Kontakt mit ihm gewesen, als es galt, das Geld aus Arequipa in Empfang zu nehmen. Sie bat ihn um ein Gespräch, um ihm eine heikle und äußerst dringende Angelegenheit anzuvertrauen. Es mußte mündlich sein. Don Mariano antwortete ihr sofort, sehr freundlich. Die Tochter von Don Mariano Tristan, seines Vetters, könne nach Bordeaux kommen, wann immer sie wolle. Man werde sie mit offenen Armen und mit der größten Herzlichkeit empfangen. Don Mariano hatte keine Familie und freute

sich, sie so lange bei sich aufzunehmen, wie sie es wünschte.

»Hier muß ich die Erzählung unterbrechen«, sagte Flora abrupt und stand auf. »Es ist sehr spät, und morgen früh fahre ich nach Saint-Etienne.«

Als Doktor Goin ihr zum Abschied die Hand küßte, bemerkte Flora, daß seine feuchten Lippen lustvoll auf ihrer Haut verweilten. »Er begehrt mich«, dachte sie voll Unmut. Der Verdruß hinderte sie in ihrer letzten Nacht in Roanne am Schlafen und bewirkte, daß sie am nächsten Tag während der Zugreise nach Saint-Etienne angespannt und schlechtgelaunt war. Und in gewisser Weise verfolgte und bedrängte er sie noch die ganze Woche, die sie in dieser Stadt verblödeter und halb-verblödeter Militärs und frommer, stumpfsinniger Arbeiter verbrachte, die unzugänglich waren für jeden intelligenten Gedanken, jedes altruistische Gefühl, jede gesellschaftliche Initiative. Das einzig Gute in der Woche in Saint-Etienne waren die beiden langen, zärtlichen Briefe von Eleonore Blanc, auf die sie ebenfalls ausführlich antwortete. Wie sie vermutet hatte, funktionierte das Komitee in Lyon tadellos.

In den vier Webereien, die sie besuchte – zwei mit Männern, eine mit Frauen und eine gemischte –, erfuhr sie erstaunt, daß die Arbeiterinnen und Arbeiter zu Beginn und am Ende des Arbeitstages beteten. In einer Werkstatt forderte man sie auf, sich dem Gebet anzuschließen. Als sie erklärte, sie sei nicht katholisch, weil die Institution der Kirche in ihren Augen die menschliche Freiheit unterdrücke, schauten die Weber sie so entsetzt an, daß sie fürchtete, sie würden sie be-

schimpfen. Sie verließ alle Versammlungen mit der Überzeugung, daß sie ihre Zeit verschwendete. Trotz ihrer Bemühungen würde sie so gut wie niemanden für die Arbeiterunion gewinnen. Tatsächlich konnte sie am Ende das Organisationskomitee nicht mit den üblichen zehn Mitgliedern begründen; sie mußte sich mit sieben begnügen und hegte außerdem den Verdacht, daß die Hälfte gleich nach ihrer Abreise das Weite suchen würde.

Damit der Besuch in Saint-Etienne nicht völlig nutzlos geriete, widmete sie sich ihren sozialen Studien, die nach der politischen Aktivität an zweiter Stelle ihrer Vorlieben standen. Von einem Tisch im sympathischen Café de Paris aus, wo sie frühstückte und ihre Mahlzeiten einnahm und mit dessen Besitzerin sie sich angefreundet hatte, beobachtete sie die Offiziere der Garnison, die aus dem Café de Paris eine Dépendance der Kaserne gemacht hatten.

Bald kam sie zu dem Schluß, daß die Soldaten der Linientruppen geborene Schwachköpfe waren und daß die Artillerieoffiziere zwar das Niveau eines normalen Menschen erreichten, aber eine widerwärtig arrogante und snobistische Haltung an den Tag legten. Diese Offiziere, Söhne vermögender Familien des Großbürgertums oder der Aristokratie, hatten anscheinend im Leben nichts anderes zu tun, als ins Café de Paris zu gehen, um Domino oder Karten zu spielen, zu trinken, zu rauchen, sich Witze zu erzählen und den Frauen, die auf dem Bürgersteig vorbeigingen, Komplimente hinterherzurufen, während sie auf irgendeinen Krieg warteten, der ihnen Beschäftigung geben würde. Auch Flora ver-

suchten sie sich anfangs kokett zu nähern. Aber sie ließen es gleich wieder sein; ihre schnippische, ironische Art war ihnen unbehaglich. Ihnen gefielen nur Frauen, die unterwürfig waren wie ihre Ordonnanzen und ihre Pferde. Flora sagte sich, daß es sehr vernünftig gewesen sei, den Lehren des Grafen Saint-Simon zu folgen und in der neuen, von der Arbeiterunion geplanten Gesellschaft die Herstellung jeder Art von Waffen zu verbieten und die Armee abzuschaffen.

Das Feuer der Erinnerungen, das bei dem Abendessen im Haus der Familie Goin in Roanne entzündet worden war, brannte weiter während ihres Besuchs in Saint-Etienne. Der Aufenthalt in Bordeaux, im Palais des unglaublich reichen Onkels Don Mariano de Goyeneche, der darauf bestand, daß sie ihn »Onkel Mariano« nannte, und sie stets mit »Nichte Florita« anredete, glich einer Wirklichkeit gewordenen Phantasie. Nie warst du in einem so prachtvollen Haus gewesen oder hattest so viele Diensthofen gesehen oder auch nur geahnt, was es hieß, als reicher Mensch zu leben. Nie warst du in den Genuß einer solchen Zuvorkommenheit, so vieler Gefälligkeiten und Annehmlichkeiten gekommen. Und doch, Andalusierin, so richtig glücklich warst du nicht in diesen Monaten in Bordeaux, denn das Lügen war dir noch nicht zur Gewohnheit geworden. Du lebstest in Angst, Besorgnis und Ungewißheit, in der panischen Furcht, dir zu widersprechen, dich selbst Lügen zu strafen, von Don Mariano de Goyeneche und seinem Schatten, Vertrauensmann, Sekretär und Sakristan Ismaelillo, dem Göttlichen Eunuchen, entlarvt, gedemütigt und wieder an deinen wahren Platz verwiesen zu

werden. Don Mariano de Goyeneche schluckte Floras Lügen ohne den geringsten Argwohn. Er glaubte ihr, daß sie infolge des kürzlichen Todes ihrer Mutter allein in der Welt zurückgeblieben war, ohne Verwandte oder Freunde in Paris, und daß unter diesen Umständen der Gedanke – die Sehnsucht, der Traum – in ihr gekeimt war, nach Peru zu reisen, nach Arequipa, um die Heimat ihres Vaters kennenzulernen, ihrer väterlichen Familie nahe zu sein und das Haus zu betreten, in dem ihr Erzeuger das Licht der Welt erblickt hatte. Dort würde sie sich geschützt fühlen, getröstet in ihrer Verlassenheit und Einsamkeit. Flora fuhr sich mit dem Taschentuch aus Gaze über die Augen, verstellte ihre Stimme und gab einen gespielten Schluchzer von sich. Der alte weißhaarige, trübsichtige Mann, dessen schwarzer Anzug wie ein religiöses Gewand wirkte, war bewegt und ergriff mehrmals nickend ihre Hand, während sie ihm ihr Unglück schilderte. Ja, ja, Florita, eine junge Frau wie sie dürfe nicht allein in dieser Welt bleiben. Die Tochter seines Vetters Mariano Tristan müsse nach Peru reisen, wo ihr Onkel, ihre Großmutter, ihre Vettern und Basen ihr Wärme und Zuneigung schenken und damit die Leere füllen würden, die der Tod ihrer Mutter hinterlassen hatte. Er werde Pío schreiben und ihn von ihrer Reise in Kenntnis setzen, und er selbst werde es übernehmen, ein gutes Schiff für sie zu suchen und sie mit den nötigen Empfehlungen auszustatten, damit sie die lange Reise in größtmöglicher Sicherheit machen könne. Während sie auf Nachricht aus Arequipa warteten, solle Flora sich weder aus Bordeaux noch aus diesem Haus fortrühren, das sie durch ihre Jugend mit

Fröhlichkeit erfüllen würde. Er sei glücklich, daß seine kleine Nichte ihm einige Monate lang Gesellschaft leistete.

Fast ein ganzes Jahr verbrachte sie im Herrenhaus von Don Mariano de Goyeneche, der, sofern er noch lebte, dich ebenso hassen und verachten dürfte, wie er dich vor elf Jahren geliebt und beschützt hatte. Ein Mann, der dich ledig und jungfräulich glaubte, während du in Wirklichkeit eine Ehefrau auf der Flucht warst, Mutter dreier Kinder (zwei lebender und eines toten), und überdies auch nicht deine Mutter verloren hattest, die noch in Paris lebte, obwohl sie durch die Art, wie sie Partei für André Chazal ergriffen hatte, für dich gestorben war, denn du solltest sie weder Wiedersehen noch ihr jemals schreiben. Was für eine Gesicht hätte Don Mariano de Goyeneche gemacht, wenn er in *Fahrten einer Paria* die Wahrheit über die Lügen gelesen hätte, die du ihm aufgetischt hattest? Die kleine lautere, unschuldige Nichte, der er die Reise nach Peru bezahlt hatte, entpuppte sich als unwürdige Ehefrau und Mutter, die von der Polizei verfolgt wurde! Er wäre zur Beichte gegangen und hätte in jener Nacht seinen Bußgürtel noch etwas tiefer in sein sieches Fleisch getrieben.

Er war neben Ismaelillo, dem Göttlichen Eunuchen, der katholischste Mensch, dem Flora je begegnet war. Ein so hundertprozentiger, so besessener Katholik, daß er fast schon einer Karikatur nahekam. Sein größter Stolz (vielleicht von heimlichem Neid genährt) bestand darin, daß sein jüngerer Bruder Erzbischof von Arequipa war. »Ein Kirchenfürst in der Familie, Florita! Was für eine Ehre und was für eine Verantwortung!« Er selbst war

Junggeselle geblieben, um seine Pflichten gegenüber der Kirche und Gott besser erfüllen zu können, wenn er auch, anders als anscheinend Ismaelillo, kein Keuschheits-, Armuts- und Gehorsamsgelübde abgelegt hatte. Er ging jeden Tag zur Messe in die Kathedrale und kehrte mehrmals in der Woche zum abendlichen Segen und zum Rosenkranz in die Kirche zurück. Er schleppte Flora zu Messen, Vespern, Novenen, Beräucherungen, Prozessionen. Sie bemühte sich nach Kräften, beim Beten eine ähnliche Inbrunst vorzuspielen, wie Don Mariano sie an den Tag legte, der nicht auf der Bank, sondern auf dem kalten Steinboden kniete, die Hände vor der Brust gefaltet, die Augen geschlossen, den ganzen Körper in einer Haltung vollkommener Buße und Demut und das Gesicht entrückt, ins Gebet versunken. Priester, Pfarrer, Schirmherren frommer Werke, Barmherzige Schwestern, Kongregationen kamen ins Haus. Sie alle empfing Don Mariano freundlich, servierte ihnen Tassen dampfender Schokolade »aus Cusco«, begleitet von Biskuits und Naschereien, und entließ sie mit großzügigen milden Gaben.

Sein riesiges steinernes Palais im Viertel Saint-Pierre, im Herzen von Bordeaux, nahm sich wie ein Kloster aus. Es war voller Kruzifixe und heiliger Bildnisse, Teppiche und Bilder mit religiösen Themen, und außer der alten Kapelle gab es in den Ecken kleine Altäre, Nischen, Vitrinen mit Jungfrauen und Heiligen, vor denen Weihrauch verbrannt wurde. Da die dicken Vorhänge fast immer zugezogen waren, herrschte in dem alten, weitläufigen Anwesen ein ewiges Halbdunkel, eine Atmosphäre innerer Sammlung und Weltabgeschieden-

heit, die Flora verstörte. Die düstere Feierlichkeit des Ortes brachte die Leute dazu, mit leiser Stimme zu sprechen, aus Furcht, sie könnten sich vergehen, wenn sie in diesen grabesdunklen, spirituellen Räumlichkeiten Lärm machten.

Der Göttliche Eunuch war ein junger Spanier mit großen ökonomischen Kenntnissen, wie Don Mariano behauptete. Gegenwärtig beschäftigte er sich mit der Verwaltung der Vermögensgüter und Einkommen des Herrn de Goyeneche, aber in Zukunft würde er vielleicht in das Seminar eintreten. Er wohnte in einem Flügel des Herrenhauses, und sein Büro und sein Schlafzimmer waren schmucklos wie die Zellen eines geschlossenen Klosters. Beim Abendessen bat Don Mariano Gott darum, die Speisen zu segnen; beim Mittagessen tat es Ismaelillo, mit einer so schwülstigen Stimme und einem so verzückten, engelhaften Gesicht, daß Flora sich kaum das Lachen verkneifen konnte. Mit seiner glattrasierten, rosigen Gesichtshaut, seiner Wespentaille und seinen Händen, die weich waren wie die Haut eines Neugeborenen und gepflegte, glänzende Fingernägel hatten, war er eher hübsch zu nennen als gutaussehend. Er kleidete sich ebenso düster wie der Hausherr, aber im Unterschied zu Don Mariano de Goyeneche, der sich absolut wohl zu fühlen schien in der vollständigen Hingabe seines Körpers und seines Geistes an die Liebe zu Gott und an die Praktiken der Religion, ließ der junge Spanier – er mußte dreißig oder höchstens zweiunddreißig Jahre alt sein, im gleichen Alter wie Flora – in seinen Gesten, Blicken und Verhaltensweisen einen ungelösten Konflikt, ein Zerrissensein zwischen den

äußeren Formen seines Seins und seinem Innenleben erkennen. Manchmal erschien er Flora als lauterer Wesen, das ein glühender religiöser Glaube dazu gebracht hatte, aller Lüste und Gelüste zu entsagen, auf das weltliche Leben zu verzichten, um sich der Rettung seiner Seele und Gott zu weihen. Doch andere Male vermutete sie in ihm ein doppelzüngiges Wesen, einen Betrüger, hinter dessen Bescheidenheit, Genügsamkeit und Güte sich ein Zyniker verbarg, der etwas vorgab, das er weder war noch glaubte, um Don Marianos Vertrauen zu gewinnen, in seinem Schatten zu prosperieren und sein Vermögen zu erben.

Plötzlich bemerkte sie in Ismaelillos Augen ein begehrlisches Funkeln, das sie argwöhnisch machte. Bisweilen provozierte sie es, nicht ohne Malice, indem sie bei den Plaudereien wie absichtslos ihren Rock hob, so daß ihr schmaler Knöchel zum Vorschein kam, oder, scheinbar darauf erpicht, sich keine Silbe von Ismaelillos Worten entgehen zu lassen, ihm derart nahe rückte, daß der junge Spanier sie riechen und die Berührung ihrer Haut spüren mußte. Dann verlor er die Kontrolle über sich, wurde blaß oder rot, seine Stimme veränderte sich, er kam ins Stottern und sprang zusammenhanglos von einem Thema zum anderen. Er hatte sich in diesem alten Haus mit dem Geruch nach Sakristei in die junge Frau verguckt, kaum daß er sie gesehen hatte. Flora wußte es vom ersten Tag an. Er hatte sich in dich verliebt, und das mußte ihn zerreißen. Aber er wagte nie, dir etwas zu sagen, das über die konventionelle Freundschaft hinausging. Doch seine Augen verrieten ihn, und Flora erblickte in ihnen oft ein gieriges Aufleuchten, das sagen

wollte: Wie gern wäre ich frei, wie gern würde ich Ihnen sagen können, was ich fühle, Ihre Hand fassen und sie küssen, Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich Ihnen den Hof mache, Sie liebe, Sie bitte, meine Frau zu werden und mich zu lehren, was Glück ist.

In dem Jahr, das sie in diesem Haus verbrachte, während über ihre Reise nach Peru entschieden wurde, lebte Flora wie eine Prinzessin, wenn die ständigen religiösen Zeremonien sie auch langweilten. Ohne die Lektüre – niemals hatte sie so viel gelesen wie in diesen Monaten in der großen Bibliothek Don Marianos – und die Gesellschaft und Ergebenheit des Göttlichen Eunuchen wäre es noch viel schlimmer gewesen. Ismaelillo begleitete sie auf langen Spaziergängen am Ufer der Garonne oder durch das nahe Land, wo die Weinberge sich aneinanderreichten, soweit das Auge reichte, und unterhielt sie mit Geschichten über Spanien, über Don Mariano und über die Intrigen der großen Familien in Bordeaux, die er genauestens kannte. Eines Tages, als sie vor dem Kamin Karten spielten, bemerkte Flora, daß der junge Mann, sehr nervös, ständig die Hand zur Hose führte, als verscheuchte er ein Insekt oder als juckte es ihn. Unauffällig beobachtete sie seine Bewegungen. Ja, sie hatte nicht den geringsten Zweifel: Wie beiläufig war er damit beschäftigt, sich zu befriedigen, erregt durch Floras Nähe, und er tat es hier, fast vor ihren Augen und denen Don Marianos, der in seinem Schaukelstuhl ein in Pergament eingebundenes Buch las. Um ihn in Verlegenheit zu bringen, bat sie ihn unvermittelt, ihr ein Glas Wasser zu bringen. Ismaelillo wurde rot wie eine Tomate und suchte Zeit zu

gewinnen, indem er tat, als habe er nicht gehört; schließlich erhob er sich, zur Seite gewandt und gekrümmt, aber Flora konnte trotzdem flüchtig erkennen, daß seine Hose aufgebauscht war. In dieser Nacht hörte sie ihn schluchzen, während er in der Kapelle kniete. Geißelte er sich? Fortan bestimmte eine Mischung aus Mitleid und Abscheu ihre Beziehung zu dem jungen Spanier. Er tat dir leid, Florita, aber er stieß dich auch ab. Er war gut und litt, ohne Zweifel. Doch er legte alles darauf an, die Qualen, die das Leben schon von sich aus bot, noch zu vermehren. Was mochte wohl aus ihm geworden sein?

Floras sonderbarste Erfahrung während ihres Aufenthalts in Saint-Etienne war der Besuch der an die Garnison angrenzenden Waffenfabrik. Die Erlaubnis dazu erlangte sie mit Hilfe dreier bürgerlicher Anhänger des Fourierismus, Freunde des Obersten und Regimentschefs, der einen seiner Adjutanten, einen Hauptmann mit schmuckem Bärtchen, zu ihrer Begleitung abstellte. Die Ausführungen über die Waffen, die dort geschmiedet wurden, langweilten sie derart, daß sie währenddessen an andere Dinge dachte. Doch am Ende des Besuchs boten der zivile Direktor der Fabrik und mehrere Angehörige der Artillerie ihr eine Erfrischung an. Die Unterhaltung kreiste um banale Themen. Plötzlich fragte der Hauptmann sie mit gewundenen Worten, was wahr sei an den Gerüchten, denen zufolge Madame Tristan pazifistische Neigungen habe. Sie wollte ihm ausweichend antworten – man erwartete sie in einer Bandwirkerei im Viertel Saint-Benoît, und sie wollte keine Zeit mit einer nutzlosen Debatte vertun –, aber als sie die überraschten, offen vorwurfsvollen oder

spöttischen Gesichter der umstehenden Offiziere sah, konnte sie sich nicht zurückhalten:

»Sehr viel Wahres, Herr Hauptmann! Ich bin Pazifistin, natürlich. Deshalb sieht mein Plan der Arbeiterunion vor, daß in der künftigen Gesellschaft die Waffen verboten und die Armeeverbände abgeschafft werden.«

Zwei Stunden später debattierte sie noch immer hitzig mit diesen empörten Männern, von denen einer ihr wütend zu sagen wagte, derlei Ideen seien »einer französischen Dame nicht würdig«.

»Mein Vaterland ist zuerst die Menschheit, und dann Frankreich, meine Herren«, sagte sie und setzte damit einen Schlußpunkt unter das Treffen. »Danke für Ihre Gesellschaft. Ich muß gehen.«

Sie verließ den Ort, von der Debatte erschöpft, aber auch amüsiert, weil sie diese aufgeblasenen Artilleristen mit ihren zersetzenden Ideen verstört hatte. Wie hattest du dich verändert, Florita, seitdem du im Palais Don Marianos die Weichen für die Reise nach Peru gestellt hattest, um der Verfolgung durch André Chazal zu entgehen. Damals warst du durchaus rebellisch gewesen, aber konfus und unwissend und alles andere als revolutionär. Dir kam nicht in den Sinn, daß es möglich war, organisiert gegen diese Gesellschaft zu kämpfen, die unter dem Deckmantel der Ehe die Versklavung der Frau erlaubte. Wie gut dir die Erfahrung in Peru bekommen sollte. Dieses Jahr in Arequipa und in Lima veränderte dich.

Don Pío Tristan gab seine Zustimmung zu Floras Reise nach Peru, wenn auch ohne Begeisterung. Die Familie würde sie in dem Haus unterbringen, in dem ihr Vater

geboren wurde und seine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Don Mariano de Goyeneche und Ismaelillo zogen Erkundigungen über Schiffe ein, die in den folgenden Wochen nach Südamerika auslaufen würden. Sie fanden die *Carlos Adolfo*, die *Fletes* und *Le Mexicain*. Alle drei würden im Lauf des Februar 1833 in See stechen. Don Mariano nahm persönlich eine Inspektion vor. Er schloß die beiden ersten aus; die *Carlos Adolfo* war uralt und voller Ausbesserungen, und die *Fletes* war ein gutes Schiff, aber sie lief die halbe afrikanische Küste an, bevor sie Kurs auf Südamerika nehmen würde. *Le Mexicain* erwies sich als die beste Lösung. Ein kleines Schiff mit nur einem Zwischenhalt, bevor es sich durch die Magellan-Straße nach Valparaiso begeben würde. Die Überfahrt dauerte etwa drei Monate.

Nachdem das Schiff ausgewählt und die Kabine belegt war, blieb nichts weiter zu tun, als auf die Abreise zu warten. Seit sie in Bordeaux lebte, hatten Don Mariano und Ismaelillo Wert darauf gelegt, daß sie ihr schlechtes Spanisch verbesserte; Flora erinnerte sich nur an einzelne Wörter, an Sätze, die sie als Kind zu Hause in Vaugirard von ihrem Vater gehört hatte. Beide nahmen ihre Rolle als Lehrer sehr ernst, und nach einigen Monaten konnte Flora ihren Gesprächen folgen und Spanisch radebrechen.

Von dem schimpflichen Spitznamen, mit dem die örtliche Gesellschaft in Gestalt der Dienstboten des Herrn de Goyeneche Ismaelillo bedacht hatte, erfuhr sie erst durch das Opfer selbst. Es war auf einem der langen Spaziergänge, die sie am Ufer der breiten Garonne oder auf dem Land vor der Stadt zu machen pflegten und bei

denen Flora die Anstrengung zu spüren glaubte, den stillen, heftigen Kampf, der im Herzen des jungen Mannes stattfand, ihr die Leidenschaft zu gestehen – oder nicht zu gestehen –, die er für sie empfand.

»Sie haben bestimmt gehört, wie die Leute in Bordeaux mich hinter meinem Rücken nennen.«

»Nein, ich habe nichts gehört. Meinen Sie einen Spitznamen?«

»Einen vulgären und blasphemischen«, sagte der junge Mann, sich auf die Lippen beißend. »Der Göttliche Eunuch.«

»Ja, er ist vulgär«, rief Flora verwirrt aus. »Auch etwas blasphemisch. Aber vor allem dumm. Warum erzählen Sie mir das?«

»Ich möchte kein Geheimnis vor Ihnen haben, Flora.«

Er verstummte betrübt und sprach während des restlichen Spaziergangs kein Wort mehr, wie vom Schicksal zu Boden gedrückt. In diesem Augenblick, so glaubtest du, Florita, war der junge Mann so nahe daran wie nie, sein religiöses Gelübde zu brechen und dir zu sagen, daß er nur allzu menschlich war, nicht göttlich, und daß er davon träumte, eine schöne, wache Frau wie dich in den Armen zu halten. Besser, daß er es nicht getan hatte. Trotz der abstoßenden Dinge, die du bisweilen an ihm entdecktest, hattest du am Ende eine mit Mitleid gemischte Zuneigung zu ihm gefaßt.

Der Besuch bei den Bandwirkern in Saint-Benoît machte sie wütend und deprimierte sie. Es waren etwa zwanzig dumpfe, analphabetische, der geringsten Neugier entbehrende Arbeiter. Ihr war, als würde sie zu Bäumen oder zu Steinen reden. Es wäre leichter gewesen, die

geschniegelten Offiziere des Café de Paris zu Revolutionären zu machen als diese armen Teufel, die abgestumpft waren durch Hunger und Ausbeutung und die das Bürgertum um das letzte bißchen Verstand gebracht hatte. Als sie die Runde der Fragen eröffnete und einer der *canuts* ihr vorhielt, sie bereichere sich den Gerüchten zufolge am Verkauf der Exemplare von *L'Union Ouvrière*, vermochte sie nicht einmal Wut zu empfinden.

An dem Tag, an dem sie das endgültige Datum der Ausfahrt von *Le Mexicain* aus dem Hafen von Bordeaux mit Kurs auf Peru erfuhr – der 7. April 1833, um acht Uhr morgens, um die Flut auszunutzen –, erfuhr sie auch, daß der Kapitän ihres Schiffes kein anderer war als Zacharie Chabrié! Als sie Don Mariano de Goyeneche diesen Namen aussprechen hörte, war sie wie vom Blitz getroffen. Zacharie Chabné! Der Kapitän aus der Pariser Pension, der ihr von der Familie Tristan in Arequipa erzählt hatte. Dieser Kapitän hatte ihre Tochter Aline kennengelernt und würde sie »Madame« nennen und nach ihrem »hübschen Töchterchen« fragen, sobald er sie in Begleitung von Don Mariano und Ismaelillo vor sich sähe. Dein ganzes Lügengebäude würde über dir zusammenbrechen und dich zermalmen, Andalusierin.

Sie verbrachte eine schlaflose Nacht, mit angstvoller Enge in der Brust. Aber am nächsten Morgen hatte sie eine Entscheidung getroffen. Unter dem Vorwand eines Gelübdes, das sie Santa Clara abgelegt habe und allein erfüllen müsse, ging sie aus dem Haus und ließ sich mit einem Mietwagen zum Hafen fahren. Es war leicht, die Büros der Schiffsgesellschaft zu finden. Nachdem sie eine halbe Stunde gewartet hatte, erschien Kapitän

Zacharie Chabrié in der Tür. Sie erkannte seine hochgewachsene Gestalt, sein spärliches Haar, sein rundliches, bretonisches Gesicht, das ritterlich und provinziell zugleich war, seine gütigen Augen. Auch er erkannte sie sofort.

»Madame Tristan!« Er beugte sich hinunter, um ihr die Hand zu küssen. »Ich habe mich schon gefragt, als ich die Passagierliste sah, ob Sie es sein würden. Sie reisen mit mir auf der *Mexicain*, nicht wahr?«

»Können wir einen Augenblick unter vier Augen sprechen?« sagte Flora, während sie mit dramatischem Gesichtsausdruck nickte. »Es ist eine Sache von Leben oder Tod, Monsieur Chabrié.«

Verwirrt ließ der Kapitän sie in ein kleines Kabinett eintreten und überließ ihr, was wahrscheinlich sein Platz war, einen großen Sessel mit einem Fußbänkchen davor.

»Ich vertraue Ihnen, weil ich glaube, daß Sie ein Kavalier sind.«

»Ich werde Sie nicht enttäuschen, Madame. Womit kann ich Ihnen dienen?«

Flora zögerte einige Sekunden. Chabrié wirkte wie einer dieser altmodischen Bretonen, die alle Meere der Welt befahren haben und doch den traditionellen Werten, den sittlichen und religiösen Grundsätzen treu geblieben sind.

»Ich bitte Sie, mir keine Fragen zu stellen«, sagte sie flehend, mit tränenfeuchten Augen. »Ich werde es Ihnen auf hoher See erklären. Am Tag der Abreise, wenn ich hier in Begleitung erscheine, müssen Sie mich grüßen, als sähen Sie mich zum ersten Mal. Verraten Sie mich nicht. Ich bitte Sie, bei allem, was Ihnen lieb und teuer

ist, Kapitän. Versprechen Sie mir das?«

Zacharie Chabrié nickte, sehr ernst.

»Ich brauche keinerlei Erklärung. Ich kenne Sie nicht, ich habe Sie nie gesehen. Ich werde das Vergnügen haben, am Sonntag, um acht Uhr, dem Zeitpunkt der Abfahrt, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

VIII

Porträt von Aline Gauguin

Punaauia, Mai 1897

Am 3. Juli 1895 ging Paul in Marseille an Bord des Dampfschiffs *The Australian*, erschöpft, aber froh. In den letzten Wochen hatte ihn die Furcht vor einem plötzlichen Tod gequält. Seine sterblichen Überreste sollten nicht in Europa verfaulen, sondern in Polynesien, seiner Wahlheimat. Wenigstens darin stimmtest du mit den hochfliegenden internationalistischen Ideen deiner Großmutter Flora überein, Koke. Es war Zufall, wo man geboren wurde; das wahre Vaterland wählte man, mit seinem Leib und seiner Seele. Du hattest Tahiti gewählt. Du würdest als Wilder sterben, in diesem schönen Land der Wilden. Dieser Gedanke befreite ihn von einer großen Last. Machte es dir nichts aus, deine Kinder und deine Freunde nicht wiederzusehen, Paul? Daniel, den guten Schuff, die letzten Jünger in Pont-Aven, das Ehepaar Molard? Bah, es machte dir nicht das geringste aus.

Beim Zwischenstop in Port-Said, vor der Durchfahrt durch den Suezkanal, stieg er vom Schiff, um sich ein wenig auf dem kleinen Markt umzutun, der um den Landungssteg aus dem Boden gewachsen war, und erblickte plötzlich inmitten der Menge laut schreiender arabischer, griechischer und türkischer Händler, die Stoffe, Flitterkram, Datteln, Parfüm, Honigkuchen zum

Verkauf boten, einen Nubier mit rötlichem Turban, der ihm mit obszönem Augenzwinkern etwas zeigte, was er halbverborgen in seinen groben Händen hielt. Es war eine prachtvolle Sammlung erotischer Photographien in gutem Zustand, auf denen sämtliche denkbaren Stellungen und Kombinationen erschienen, sogar eine Frau, die von einem Windhund sodomisiert wurde. Er kaufte ihm die fünfundvierzig Photos sofort ab. Sie würden seine Reisetruhe voller Platten, Krimskrams und Kuriositäten bereichern, die er in einem Depot in Papeete zurückgelassen hatte. Er freute sich bei dem Gedanken an die Reaktionen der Tahitianerinnen, wenn er ihnen diese Tollheiten zeigen würde.

Diese Photos Revue passieren zu lassen und an ihnen seine Phantasie zu entzünden war eine der wenigen Zerstreuungen in den zwei endlosen Monaten der Reise nach Tahiti, mit Zwischenstops in Sydney und in Auckland, wo er drei Wochen lang auf ein Schiff warten mußte, das die Route der Inseln befuhr. Am 8. September traf er in Papeete ein. Das Schiff lief mit dem grandiosen Lichterspiel der Morgendämmerung in die Lagune ein. Er fühlte ein unbeschreibliches Glück, als kehrte er nach Hause zurück und als erwartete ihn ein Schwarm von Verwandten und Freunden im Hafen, um ihn willkommen zu heißen. Aber niemand erwartete ihn, und es kostete ihn große Mühe, einen Wagen zu finden, der geräumig genug war, um ihn mitsamt seinen Gepäckstücken, Paketen, Leinwandrollen und Farbtuben zu einer kleinen Pension zu fahren, die er in der Rue Bonard, im Zentrum der Stadt, kannte.

Papeete hatte sich in den beiden Jahren seiner

Abwesenheit verändert; jetzt gab es elektrisches Licht, und die Nächte besaßen nicht mehr ihr halb mysteriöses, halb düsteres Gepräge, vor allem im Hafen mit seinen einst sieben Schiffchen, die jetzt auf zehn angewachsen waren. Der Militärclub, der auch von Siedlern und Beamten besucht wurde, hatte jetzt hinter seiner Palisade aus Holzpfählen einen funkelnagelneuen Tennisplatz. Ein Sport, den du, Paul, seit der Prügelei in Concarneau auf den Stock angewiesen, niemals wieder praktizieren könntest.

Während der Reise hatten die Schmerzen im Knöchel nachgelassen, doch kaum betrat er tahitianischen Boden, kehrten sie verstärkt zurück, so sehr, daß er sich einige Tage lang laut stöhnend ins Bett legen mußte. Die Beruhigungsmittel wirkten nicht, nur der Alkohol, wenn er trank, bis ihm die Zunge schwer wurde und er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Und das Laudanum, das ihm ein Apotheker in Papeete gegen eine exorbitante Summe ohne ärztliches Rezept zu verkaufen bereit war.

Die dumpfe Schläfrigkeit, in die ihn das Opium versetzte, hielt ihn stundenlang in seinem Zimmer oder im Sessel auf der Terrasse der bescheidenen Pension, die er in Papeete bewohnte, solange man ihm in Punaauia, etwa zwölf Kilometer von der Hauptstadt entfernt, auf einem kleinen Stück Land, das er billig erworben hatte, eine Hütte aus Bambusrohr mit einem Dach aus geflochtenen Palmwedeln baute, die er später mit den Dingen einrichtete und dekorierte, die ihm von seinem vorherigen Aufenthalt geblieben waren, dazu noch mit dem wenigen, das er aus Frankreich mitgebracht hatte,

und mit einigen auf dem Markt in Papeete gekauften Sachen. Er teilte den einzigen Raum durch einen einfachen Vorhang, damit ein Teil ihm als Schlafzimmer und der andere als Atelier dienen konnte. Als er seine Staffelei aufgestellt und seine Leinwände und Farbtuben angeordnet hatte, fühlte er sich besser. Um gutes Licht zu haben, öffnete er eigenhändig und mit großer Mühe wegen der chronischen Schmerzen im Knöchel ein Oberlicht in der Decke. Dennoch war er monatelang unfähig zu malen. Er fertigte einige Holzpaneele, die er an die Wände der Hütte hängte, und wenn der Schmerz und das Brennen der Beine es ihm erlaubten – die unaussprechliche Krankheit war mit der Pünktlichkeit der Gestirne zurückgekehrt –, schnitzte er Skulpturen, Götzenfiguren, die er auf die Namen der alten Götter der Maori taufte: Hina, Ovin, die Anon, Te Fatu, Ta'aora.

Während dieser ganzen Zeit, Tag und Nacht, klarsichtig oder eingetaucht in trüben Schwindel, wenn das Opium sein Gehirn in Gallert aufzulösen schien, dachte er an Aline. Nicht an seine Tochter Aline – das einzige seiner fünf Kinder mit Mette Gad, an das er bisweilen dachte –, sondern an seine Mutter Aline Chazal, die später Madame Aline Gauguin wurde, als die politischen und intellektuellen Freunde der Großmutter Flora bei deren Tod dem Waisenmädchen eine Zukunft sichern wollten und sie 1847 mit dem republikanischen Journalisten Clovis Gauguin, seinem Vater, verheirateten. Eine tragische Ehe, Koke, eine tragische Familie, die deine. Die Flut der Erinnerungen wurde an dem Tag ausgelöst, als Paul begann, die Photos aus Port-Said in einer Reihe an die Wände seines neuen Ateliers

in Punaauia zu heften. Das Modell, das in den Armen eines anderen, ebenfalls nackten Mädchens in die Kamera blickte, hatte eine dieser schwarzen Haarmähnen, die die Pariser »andalusisch« nennen, und große, riesige, schmachtende Augen, die ihn an jemanden erinnerten. Er empfand Unbehagen, ohne zu wissen, weshalb. Stunden später ging ihm ein Licht auf. Deine Mutter, Paul. Die kleine Hure auf dem Photo besaß etwas von den Gesichtszügen, dem Haar und den traurigen Augen Aline Gauguins. Er lachte beklommen. Warum erinnerst du dich jetzt an deine Mutter? Das war ihm seit 1888, als er ihr Porträt gemalt hatte, nicht mehr passiert. Sieben Jahre, ohne an sie zu denken, und jetzt beschäftigte sie dich Tag und Nacht, wie eine fixe Idee. Und warum mit diesem Gefühl, mit dieser herzzerreißenden Traurigkeit, die dich wochen- und monatelang zu Beginn deines zweiten Aufenthalts auf Tahiti begleitete? Das Merkwürdige war nicht, daß er an seine schon so lange tote Mutter dachte, sondern daß seine Erinnerung durchtränkt war von Kummer und Schmerz.

Er hatte vom Tod Aline Chazáis, seiner verwitweten Mutter, 1867 – achtundzwanzig Jahre war es her, Paul! –, in einem indischen Hafen erfahren, während eines Zwischenstops des Handelsschiffes *Chili*, auf dem er als Steuermannsgehilfe fuhr. Aline war im weit entfernten Paris mit einundvierzig Jahren gestorben, im gleichen Alter wie die Großmutter Flora. Damals hattest du nicht diesen reißenden Schmerz gefühlt wie jetzt. »Tja«, wiederholtest du mit verlegenem Gesicht, als du die Beileidsbekundungen der Offiziere und Matrosen der *Chili* entgegennahmst. »Wir müssen alle sterben. Heute

meine Mutter. Morgen wir.«

Hattest du sie je geliebt, Paul? Du liebtest sie nicht, als sie starb, das stand fest. Aber als Kind, in Lima, bei deinem Urgroßonkel Don Pío Tristan, hattest du sie sehr geliebt. Die schöne, anmutige junge Witwe in dem großen Haus in San Marcelo, im Herzen Limas, wo sie wie die Könige lebten, gekleidet wie eine peruanische Dame, den zierlichen Körper in eine große, mit Silberfäden bestickte Mantille gehüllt, mit der sie nach Art der *tapadas* genannten Frauen Limas den Kopf und das halbe Gesicht bedeckte und nur ein Auge freiließ, gehörte zu den deutlichsten Erinnerungen deiner Kindheit. Wie stolz fühlten sich Paul und seine kleine Schwester Marie Fernande, wenn es im riesigen Familienclan der Familie Tristan und der Familie Echenique über Aline Chazal, verwitwete Gauguin, hieß: »Wie hübsch!« »Bildschön, eine Erscheinung.«

Wo mochte das Porträt sein, das du 1888 aus der Erinnerung und nach der einzigen Photographie deiner Mutter gemalt hattest, die in deinem Besitz war, verkramt in der Reisetruhe mit deinen bunten Habseligkeiten? Es wurde nie verkauft, soviel du wußtest. Hatte es vielleicht Mette in Kopenhagen? Du solltest sie im nächsten Brief danach fragen. Oder befand es sich unter den Bildern, die Daniel oder dem guten Schuff gehörten? Du würdest sie bitten, es dir zu schicken. Du erinnertest dich in allen Einzelheiten an das Bild: ein gelber, leicht grünlicher Hintergrund, wie auf russischen Ikonen, eine Farbe, die das schöne, lange, schwarze Haar Aline Gauguins zur Geltung brachte. Es fiel ihr in einer anmutigen Wellenlinie auf die Schultern herab und

wurde im Nacken durch ein violettes Band zusammengehalten, das zu einer japanischen Blume gebunden war. Das Haar einer echten Andalusierin, Paul. Du verwandtest deine ganze Mühe auf ihre Augen, damit sie so erschienen, wie du sie im Gedächtnis bewahrtest: groß, schwarz, neugierig, ein bißchen schüchtern und ziemlich traurig. Ihre sehr weiße Haut rötete sich an den Wangen, wenn jemand das Wort an sie richtete oder sie einen Raum betrat, in dem Leute waren, die sie nicht kannte. Schüchternheit und eine unauffällige Beharrlichkeit waren die deutlichsten Züge ihrer Persönlichkeit, diese Fähigkeit, stumm und ohne Protest zu leiden, diese stoische Haltung, die, wie sie selbst dir erzählte, die Großmutter Flora, Madame-la-Colère, immer in Harnisch brachte. Du warst dir ganz sicher, daß dein *Porträt von Aline Gauguin* all das zeigte und die lange Tragödie des Lebens deiner Mutter durchscheinen ließ. Du mußttest herausfinden, wo es sich befand, und es zurückholen, Paul. Es würde dir Gesellschaft leisten hier in Punaauia, und du würdest dich nicht mehr so allein fühlen mit diesen offenen Wunden an den Beinen und dem Knöchel, den die dämlichen Ärzte in der Bretagne dir übel zugerichtet hatten.

Warum hattest du dieses Porträt im Dezember 1888 gemalt? Weil du aus dem Mund von Gustave Arosa beim letzten gescheiterten Versuch einer Annäherung zwischen euch beiden von jenem widerwärtigen Gerichtsprozeß erfahren hattest. Eine Enthüllung, die dich postum mit deiner Mutter versöhnte; nicht mit deinem Vormund, wohl aber mit ihr. Versöhnte sie dich wirklich mit ihr, Paul? Nein. Gustave Arosa erlaubte dir,

sämtliche Unterlagen des Prozesses zu lesen, denn er glaubte, der geteilte Schmerz würde euch näherbringen, doch verroht, wie du warst, konnte das Wissen um den Leidensweg deiner Mutter als Kind dich nicht von dem bitteren Groll befreien, der in deinem Herzen nagte, seit Ahne dich nach der Rückkehr aus Lima, nachdem sie einige Jahre in Orléans bei Onkel Zizi gelebt hatten, dort in das von Monseigneur Dupanloup geleitete geistliche Internat gegeben hatte und nach Paris gegangen war. Als von Gustave Arosa ausgehaltene Geliebte, natürlich! Nie hattest du ihr das verzeihen, Koke: daß sie dich allein in Orléans ließ, daß sie die Geliebte von Gustave Arosa war, eines Millionärs, dilettierenden Malers und Kunstsammlers. Was für ein Wilder warst du eigentlich, du Heuchler? Ein Mensch voller bürgerlicher Vorurteile, das warst du. »Ich verzeihe dir jetzt, Mama«, rief er laut. »Verzeih du mir auch, wenn du kannst.« Er war völlig betrunken; seine Oberschenkel brannten, als glühte in jedem von ihnen eine kleine Hölle. Er dachte an seinen Vater, Clovis Gauguin, der aus politischen Gründen aus Frankreich fliehen mußte, bei der Überfahrt nach Lima auf hoher See gestorben war und im gespenstischen Puerto Hambre begraben lag, in der Nähe der Magellan-Straße, wo niemand jemals Blumen auf sein Grab legen würde. Und an Aline Gauguin, wie sie als Witwe und mit zwei kleinen Kindern auf dem Gipfel der Verzweiflung in Lima eintraf.

In diesen Tagen, in denen er sich mutterseelenallein fühlte und aufgrund der Schmerzen im Knöchel außerstande war, die Hütte zu verlassen, erinnerte er sich an die Prophezeiung seiner Mutter, in dem Testament, in

dem sie ihm ihre wenigen Bilder und ihre Bücher hinterlassen hatte. Sie wünschte dir Erfolg in deiner Laufbahn. Aber sie fügte einen Satz hinzu, der dich noch immer mit Bitterkeit erfüllte: »Paul hat meine sämtlichen Freunde derart vor den Kopf gestoßen, daß mein armer Sohn eines Tages völlig allein auf der Welt sein wird.« Die Prophezeiung erfüllte sich, Mama. Allein wie ein Wolf, allein wie ein Hund. Deine Mutter hatte den Wilden in dir erkannt, bevor du dir deiner wahren Natur bewußt wurdest, Paul. Im übrigen stimmte es nicht, daß du als junger Mann so unausstehlich gegenüber allen Freunden Aline Gauguins gewesen warst. Nur gegenüber Gustave Arosa, deinem Vormund. Nie konntest du diesem Herrn ein Lächeln schenken oder ihn glauben machen, du seist ihm zugetan, so liebevoll er sich auch um dich bemühte, sosehr er dich auch mit Geschenken und guten Ratschlägen überhäufte, sosehr er auch nach deinem Austritt aus der Marine deine Karriere in der Geschäftswelt förderte. Er brachte dich in der Agentur von Paul Bertin unter, damit du dein Glück an der Wertpapierbörse in Paris versuchen konntest, und erwies dir weitere Gefälligkeiten. Aber dieser Herr konnte nicht dein Freund sein, denn wenn er deine Mutter liebte, war es seine Pflicht, sich von seiner Frau zu trennen und sich öffentlich zu seiner Liebe und Aline Chazal, verwitwete Gauguin, zu bekennen, statt sie als heimliche Geliebte zu halten, um sporadisch seine Lüste zu befriedigen. Nun ja, einen Wilden sollten derlei Dummheiten nicht bekümmern. Was waren das für Vorurteile, Paul? Aber damals warst du ja noch kein Wilder, sondern ein honorierter Bürger, der sich seinen Lebensunterhalt an der

Pariser Börse verdiente und dessen Ideal es war, so reich zu werden wie Gustave Arosa. Sein lautes Gelächter brachte sein Bett zum Wackeln; das Moskitonetz löste sich, und er verfiel sich dann wie ein Fisch im Netz.

Als die Schmerzen nachließen, zog er Erkundigungen über seine ehemalige *vahine* Teha'amana ein. Sie hatte einen jungen Mann aus Mataiea namens Ma'ari geheiratet und lebte nach wie vor in diesem Dorf mit ihrem neuen Ehemann. Obwohl er sich keine Hoffnungen machte, schickte Paul ihr durch den Jungen, der die kleine protestantische Kirche in Punaauia putzte, eine Nachricht, in der er sie bat, sie möge zu ihm zurückkehren, und ihr viele Geschenke versprach. Zu seiner Überraschung und Freude erschien Teha'amana nach wenigen Tagen in der Tür seiner Hütte. Sie trug ein kleines Bündel mit ihren Kleidungsstücken, wie beim ersten Mal. Sie grüßte ihn, als hätten sie sich am Vorabend getrennt. »Guten Tag, Koke.«

Sie war dicker geworden, aber sie war noch immer eine schöne junge Frau voller Anmut, mit wohlgeformtem Körper, üppig die Brüste, die Hinterbacken, der Bauch. Er war so erfreut über ihr Kommen, daß er sich gleich besser fühlte. Die Schmerzen im Knöchel verschwanden, und er begann wieder zu malen. Doch die Aussöhnung mit Teha'amana dauerte nur kurz. Sie konnte den Ekel nicht verbergen, den die Wunden ihr einflößten, obwohl Paul die Beine fast immer umwickelte, nachdem er sie mit einer aus Arsen hergestellten Salbe eingerieben hatte, die das Brennen milderte. Die Liebe mit ihr war jetzt ein fernes Echo der Feste, die ihre Körper in seiner Erinnerung gefeiert hatten. Teha'amana

entzog sich, suchte nach Ausflüchten, und wenn ihr nichts anderes übrigblieb, sah – ahnte – Paul, wie sie sich mit unwillig verzogenem Gesicht zum Schein hingab, ohne in ihrem Abscheu die geringste Lust zu empfinden. Sosehr er sie auch mit Geschenken überhäufte und ihr schwor, dieses Ekzem sei eine vorübergehende Infektion, die bald verheilen werde, das Unvermeidliche geschah: Eines Morgens ging Teha'amana mit ihrem geschulterten Bündel fort, ohne sich zu verabschieden. Einige Zeit später erfuhr Paul, daß sie wieder mit ihrem Mann Ma'ari in Mataiea lebte. »Was für ein Glückspilz.« Sie war eine außergewöhnliche Frau, und es würde nicht leicht sein, Ersatz für sie zu finden, Koke.

Es war nicht leicht. Zwar besuchten ihn bisweilen kleine freche Mädchen aus der Nachbarschaft – nach dem Katechismusunterricht in der protestantischen und der katholischen Kirche von Punaauia, die beide gleich weit entfernt von seiner Hütte lagen –, um ihn malen oder schnitzen zu sehen, amüsiert über diesen halb-nackten Riesen inmitten seiner Pinsel, Farbtuben, Leinwände und ungestalten Hölzer, und es gelang ihm auch, die eine oder andere in sein Schlafzimmer zu schleppen und ganz oder halb zu besitzen, doch keine von ihnen war bereit, seinen Vorschlag anzunehmen und seine *vahine* zu sein. Das Hin und Her der Mädchen brachte ihn überdies in Konflikt, zuerst mit dem katholischen Geistlichen, Pater Damián, und dann mit dem Pastor, Ehrwürden Riquelme. Beide kamen, jeder für sich, um ihm sein zügelloses, unmoralisches Verhalten vorzuwerfen, mit dem er die Eingeborenenmädchen verderbe. Beide warnten ihn: Er könne sich Probleme mit der

Justiz einhandeln. Dem Pastor und dem Pfarrer sagte er, ihm sei nichts lieber als eine ständige Gefährtin, denn mit diesen Schmetterlingsspielen verliere er nur seine Zeit. Er sei eben ein Mann mit Bedürfnissen. Ohne Liebe keine Inspiration. So einfach, meine Herren.

Erst sechs Monate nach dem Fortgang Teha'amanas bekam er eine neue *vahine*: Pau'ura. Sie war, wie konnte es anders sein, vierzehn Jahre alt, lebte in der Nähe des Dorfes und sang im katholischen Chor. Nach den abendlichen Proben kam sie zwei- oder dreimal in Kokes Hütte. Sie betrachtete lange, mit ersticktem Kichern, die pornographischen Postkarten, die an einer Wand des Ateliers aufgereiht waren. Paul machte ihr Geschenke und begab sich nach Papeete, um ihr einen Pareo zu kaufen. Schließlich willigte Pau'ura ein, seine *vahine* zu sein, und zog in die Hütte. Sie war weder so schön noch so wach, noch so feurig im Bett wie Teha'amana und anders als diese nicht den häuslichen Arbeiten zugetan, denn statt zu putzen und zu kochen, lief sie hinaus, um mit den Mädchen des Dorfes zu spielen. Doch die weibliche Präsenz in der Hütte, vor allem in den Nächten, tat ihm gut, minderte die Angst, die ihn am Schlafen hinderte. Pau'uras gemessene Atemzüge zu hören, im Halbdunkel die Umrisse ihres vom Schlaf besiegtten Körpers zu sehen beruhigte ihn, gab ihm eine gewisse Sicherheit zurück.

Was quälte dich so? Was hielt dich in diesem Zustand ständiger Nervosität? Daß das Erbe Onkel Zisis und die mageren Francs der Versteigerung im Hôtel Drouot zu Ende gingen, war nicht der Grund. Du hattest dich daran gewöhnt, ohne Geld zu leben, das raubte dir nie

den Schlaf. Es lag auch nicht an der unaussprechlichen Krankheit. Denn jetzt, nachdem sie ihn so lange gemartert hatten, schlossen sich die Wunden einmal mehr. Der Schmerz im Knöchel war im Augenblick erträglich. Was war es also?

Es war der Gedanke an seinen Vater, den politisch Verfolgten, dem mitten auf dem Atlantik, als er von Frankreich nach Peru floh, das Herz brach, und die Erinnerung an das *Porträt von Aline Gauguin*. Wo war es? Weder Daniel de Monfreid noch der gute Schuff besaßen es; sie hatten es nicht einmal gesehen. Dann versteckte es also Mette in Kopenhagen. Doch in dem einzigen Brief, den er von ihr erhielt, seit er nach Tahiti zurückgekehrt war, sagte sie kein Wort über dieses Porträt, obwohl er sie in zwei Briefen um Auskunft über seinen Verbleib gebeten hatte. Er tat es ein drittes Mal. Wann würdest du die Antwort erhalten, Paul? Mindestens sechs Monate Warten. Der Pessimismus besiegte ihn: du würdest es niemals Wiedersehen. Das Bild Aline Chazáis, das nicht aus deinem Kopf ging, wurde zu einer weiteren Wunde.

Es war die Aline Chazal aus Fleisch und Blut, nicht nur ihr Bild, die ihn bedrängte. Warum kehrte deine Erinnerung jetzt wieder und wieder zu der Kette von Mißgeschicken im Leben des Kindes zurück, das als einziges der drei von der Großmutter Flora zur Welt gebracht überlebt hatte? Es wäre besser gewesen, die unglückliche Tochter von Flora Tristan hätte nicht überlebt und wäre gestorben wie ihre zwei Brüder.

Bei jenem letzten Treffen mit seinem Vormund hatte Paul erlebt, wie die Augen Gustave Arosas sich mit Tränen füllten, als er den Leidensweg Aline Chazáis

schilderte, den er in allen Einzelheiten kannte. Das hatte seine Vermutungen über die Beziehung zwischen seiner Mutter und dem Millionär bestätigt. Wem sonst als einem Liebhaber hätte sie, die wenige Worte machte und ihre Geheimnisse sorgsam hütete, diese demütigende Geschichte erzählt? Dieser Gedanke ging dir im Kopf herum, während du die makabren Einzelheiten ihres Lebens erfuhst und statt zu weinen, wie dein Vormund, schier vergingst vor Eifersucht und Scham. Jetzt dagegen, in dieser lauen, windstillen Nacht mit dem Duft nach Bäumen und Pflanzen, mit diesem großen gelben Mond, dessen Licht dem Hintergrund des Porträts von Aline Gauguin glich, hattest du Lust, ebenfalls zu weinen. Um dich, um den glücklosen Journalisten Clovis Gauguin, aber vor allem um deine Mutter. Ja, was für eine traurige Kindheit hatte sie gehabt. Auf die Welt zu kommen, als die Großmutter Flora bereits vor dem Großvater geflohen war – denn André Chazal, diese Bestie, diese widerwärtige Hyäne, war dein Großvater, sosehr dir auch das Blut gefror bei dieser Vorstellung –, und die ersten Lebensjahre immer auf dem Sprung zu verbringen, in Pensionen, billigen Hotels, elenden Herbergen, ohne zu wissen, was ein Heim, was eine Familie ist, an die Rösche der ungestümen Flora geklammert, ständig auf der Flucht, ständig den verlassenen Vater auf den Fersen oder, schlimmer noch, der Obhut bäuerlicher Ammen anvertraut. Dieses Mädchen ohne Vater und ohne Mutter mußte eine deprimierende Kindheit gehabt haben. Als die Großmutter Flora nach Peru reiste und zwei Jahre in Arequipa, in Lima und auf den Meeren der Welt

verbrachte, ließ sie Aline bei einer barmherzigen Frau auf dem Land bei Angoulême zurück, die sich ihrer annahm, wie die Großmutter Flora selbst in den *Fahrten einer Paria* erzählte. Wie schade, daß du diese Erinnerungen nicht hier bei dir hattest, Paul.

Als Flora nach Frankreich zurückkehrte, holte sie Aline zu sich, und diese konnte, wenn auch nur drei Jahre, die Nähe ihrer Mutter genießen. Dennoch war diese Zeit – Gustave Arosa sagte es, und es mußte stimmen, denn Aline selbst hatte es ihm erzählt –, die Zeit zwischen der Rückkehr der Großmutter Flora aus Peru, als sie deine Mutter aus Angoulême holte und mit zu sich nach Paris nahm, in die kleine Wohnung in der Rue du Cherche-Midi Nummer 42, und sie als externe Schülerin in einer Mädchenschule der benachbarten Rue d'Assas anmeldete, und dem 31. Oktober 1835, als jener Alptraum begann, der erst drei Jahre später mit dem Pistolenschuß in der Rue du Bac enden sollte, die beste ihres Lebens, die einzige, in der Aline in den Genuß ihrer Mutter, eines Heims, einer trauten Routine kam, die so etwas wie Normalität vorspiegelte. An jenem Tag kehrte Aline in Begleitung eines Dienstmädchens von der Schule nach Hause zurück. Ein schlecht gekleideter, alkoholisierter Mann mit hervorspringenden, geröteten Augen hielt sie mitten auf der Straße an. Mit einer Ohrfeige fegte er das entsetzte Dienstmädchen zur Seite und stieß Aline gewaltsam in den Wagen, der auf ihn wartete, während er schrie: »Ein Mädchen wie du muß bei seinem Vater sein, einem ehrbaren Mann, und nicht bei diesem liederlichen Frauenzimmer von deiner Mutter. Du mußt wissen, daß ich dein Vater bin, André Chazal.«

31. Oktober 1835: Beginn der Hölle für Aline.

»Schrecklich, auf diese Art von der Existenz ihres Erzeugers zu erfahren«, sagte Gustave Arosa, bis ins Mark erschüttert. »Deine Mutter war kaum zehn Jahre alt, es war das erste Mal, daß sie André Chazal sah.« Es war der erste Raub von den dreien, die das Mädchen zu erleiden hatte. Diese Entführungen machten aus ihr das traurige, melancholische, verletzte Wesen, das sie immer war und das du auf diesem verlorenen Porträt gemalt hattest, Paul. Doch schlimmer als der Raub, als die unbillige, brutale Art, in der er sich Aline genähert hatte, war sein Motiv, waren die Gründe, die diesen menschlichen Unrat bewegten, sie zu entführen. Habgier! Geld! Die Hoffnung auf ein Lösegeld aus dem imaginären Gold Perus! Woher hatte dieser Abschaum, dieser Hungerleider von deinem Großvater das Gerücht, den Mythos, daß die Frau, die ihn verlassen hatte, in den Reichtümern der Familie Tristan aus Arequipa schwamm, seitdem sie aus Peru zurückgekehrt war? Er hatte Aline nicht aus väterlicher Liebe oder aus dem verletzten Stolz des verlassenen Ehemannes geraubt. Sondern um die Großmutter Flora zu erpressen und sie um phantastische Reichtümer zu erleichtern, die sie angeblich aus Südamerika mitgebracht hatte. »Bei manchen Menschen hat die Gemeinheit, die Niedertracht keine Grenzen«, empörte sich Gustave Arosa. In der Tat, André Chazais Verhalten ließ an die schlimmsten Exemplare der Tierwelt denken: an Raben, Geier, Schakale, Schlangen. Doch der Schurke hatte die Gesetze auf seiner Seite; eine Frau, die ihr Heim verließ, war für die bigotte Moral unter Louis-Philippe ebenso

ehrlos wie eine Hure und besaß weniger Rechte als diese, sich auf das Gesetz zu berufen.

Wie gut hatte Madame-la-Colère sich bei dieser Gelegenheit geschlagen, nicht wahr, Paul? Da konntest du plötzlich eine grenzenlose Bewunderung, eine tiefe Solidarität mit dieser Großmutter empfinden, die vier Jahre vor deiner Geburt gestorben war. Sie war bestimmt gebrochen, am Boden zerstört durch die Entführung ihrer Tochter. Aber sie verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Einen Monat lang betrieb sie mit Hilfe ihrer mütterlichen Verwandten, der Familie Laisney (vor allem ihres Onkels, des Kommandanten Laisney), ein Treffen mit ihrem Ehemann. Denn der Entführer Alines war vor dem Gesetz noch immer ihr Ehemann. Das Treffen fand in Versailles statt, vier Wochen nach dem Raub, im Haus des Kommandanten. Du konntest dir die Szene sehr gut vorstellen; einmal hattest du sogar ein paar Skizzen dazu aufs Papier geworfen. Die kalte Unterredung, die Vorwürfe, die Schreie. Und plötzlich die fabelhafte Großmutter, die Chazal eine Blumenvase – einen Topf, einen Stuhl? – auf dem Kopf zertrümmerte, die Verwirrung ausnutzte, nach Alines Hand griff und mit ihr hinaus auf die leeren, nassen Straßen von Versailles stürmte. Ein von der Vorsehung gesandter Regen erleichterte ihre Flucht. Was hattest du für eine Großmutter, Koke!

Was nach dieser grandiosen Rettungsaktion geschah, verdichtete und wiederholte sich in Pauls Erinnerung wie in einem bösen Traum. Von der Justiz verfolgt, wanderte die Großmutter Flora von Revier zu Revier, von Staatsanwalt zu Staatsanwalt, von Gericht zu

Gericht. Da Skandale den Anwälten immer Ansehen bringen, übernahm Jules Favre, ein junger, ehrgeiziger und niederträchtiger Winkeladvokat, der später eine politische Karriere machen sollte, im Namen der Ordnung, der christlichen Familie und der Moral die Verteidigung André Chazáis und tat alles, um die unwürdige Mutter, die untreue Ehefrau, die ihr Heim verlassen hatte, moralisch zu disqualifizieren. Und das Mädchen ? Was war mit deiner Mutter während dieser Zeit ? Sie war von den Richtern in ein Waisenhaus gesteckt worden, wo Chazal und Flora sie jeweils getrennt nur einmal im Monat besuchen durften.

Am 28. Juli 1836 wurde Aline zum zweiten Mal entführt. Ihr Vater holte sie mit Gewalt aus dem von Mlle Durocher geführten Internat in der Rue d'Assas Nummer 5 und sperrte sie heimlich in ein elendes Pensionat in der Rue du Paradis-Poissonnière. »Kannst du dir vorstellen, in welchem seelischen Zustand das Mädchen durch diese schrecklichen Erlebnisse war?« sagte Gustave Arosa. Nach sieben Wochen floh Aline aus diesem Gefängnis, indem sie sich aus einem Fenster abseilte, und es gelang ihr, zur Großmutter Flora zu finden, die bereits in der Rue du Bac wohnte. Das Mädchen konnte zwei Monate lang das mütterliche Zuhause genießen.

Denn Chazal erwirkte mit Hilfe des Advokaten Jules Favre, daß Justiz und Polizei sich im Namen der väterlichen Gewalt auf die Jagd nach dem Mädchen machten. Am 20. November 1836 wurde Aline zum dritten Mal geraubt, dieses Mal von einem Kommissar, vor der Tür ihres Hauses, und ihrem Vater übergeben. Gleichzeitig

teilten der Königliche Prokurator und der Richter der Großmutter Flora mit, daß jeder Versuch, Aline ihrem Erzeuger zu entreißen, für sie Gefängnis bedeuten würde.

Jetzt begann der schmutzigste und übelste Teil der Geschichte. So schmutzig und übel, daß du an jenem Abend, als Gustave Arosa dir, im Glauben, sich bei dir lieb Kind zu machen, den Brief vom April 1837 zeigte, den das Mädchen der Mutter fünf Monate nach ihrer dritten Entführung geschickt hatte, schon bei den ersten Zeilen vor Abscheu die Augen schließen mußtest und ihn deinem Vormund zurückgabst. Dieser Brief hatte eine Rolle im Verfahren gespielt, war Teil der Gerichtsakte gewesen, in den Zeitungen erschienen, hatte in den Pariser Salons und Kaffeehäusern Anlaß zu Klatsch und Gerede gegeben. André Chazal lebte in einer schäbigen Behausung in Montmartre. Das verzweifelte Mädchen bat seine Mutter, mit Orthographiefehlern in jedem Satz, sie dort herauszuholen. Sie habe Angst, Schmerzen, Panik in den Nächten, wenn ihr Vater – »der Herr Chazal«, sagte sie –, gewöhnlich betrunken, sie zwingt, sich nackt mit ihm in das einzige Bett zu legen, und, ebenfalls nackt, sie umarme, küsse, sich an ihr reibe und von ihr verlange, das gleiche mit ihm zu tun. So schmutzig, so übel, daß Paul lieber die Augen verschloß vor dieser Episode und der Anzeige, die die Großmutter Flora gegen André Chazal wegen Vergewaltigung und Inzest erstattete. Schreckliche, ungeheure Anklagen, die den vorhersehbaren Skandal auslösten, aber dank der vollendeten Kunst Jules Favres, der anderen Bestie im Gerichtssaal, dem inzestuösen

Vergewaltiger nur einige wenige Wochen Gefängnis einbrachten, denn obwohl die Indizien gegen ihn sprachen, befand der Richter, »daß die materielle Tatsache des Inzests nicht glaubwürdig bewiesen werden konnte«. Der Richterspruch verurteilte das Mädchen erneut, getrennt von seiner Mutter in einem Internat zu leben.

Waren all diese Dramen mit ihren schaurigen Zügen in das *Porträt von Aline Gauguin* eingegangen, Paul? Du warst dir nicht sicher. Du wolltest dieses Bild zurückholen, um es herauszufinden. War es ein Meisterwerk? Vielleicht. Im Blick deiner Mutter, daran erinnerst du dich, lag ihre angeborene Schüchternheit, aber er verströmte auch ein stilles, dunkles, bläulich durchzucktes Feuer, das durch den Betrachter hindurchging und sich irgendwo im Leeren verlor. »Worauf blickst du auf meinem Bild, Mutter?« »Auf mein Leben, mein armes, elendes Leben, mein Sohn. Und auch auf deines, Paul. Ich hätte mir gewünscht, daß du im Unterschied zu deiner Großmutter, zu mir, zu deinem armen Vater, der mitten auf dem Meer starb und den wir am Ende der Welt begruben, ein anderes Leben gehabt hättest. Das eines normalen Menschen, ruhig, sicher, ohne Hunger, ohne Angst, ohne Fluchten, ohne Gewalt. Es sollte nicht sein. Ich habe das Unglück auf dich vererbt, Paul. Verzeih mir, mein Sohn.«

Als Pau'ura eine Weile später durch Kokes Schluchzen geweckt wurde und ihn fragte, warum er weine, log er:

»Meine Beine brennen wieder, und zu allem Unglück ist mir die Salbe ausgegangen.«

Auch der Mond, die strahlende Hina, Göttin der Ariori, der alten Maori, kam dir traurig vor, wie er still

am Himmel von Punaauia stand und inmitten des Blättergewirrs im Geviert des Fensters leuchtete.

Von Onkel Zisis Erbe und von dem Geld, das er aus Paris mitgebracht hatte, war fast nichts mehr übrig. Weder Daniel noch Schuff, weder Ambroise Vollard noch die anderen Galeristen, bei denen er Bilder und Skulpturen zurückgelassen hatte, gaben ein Lebenszeichen. Der treueste Brieffreund war wie immer Daniel de Monfreid. Aber er fand keinen Käufer, nicht für ein einziges Bild, eine einzige Figur, eine elende Skizze. Allmählich gingen die Lebensmittel aus, und Pau'ura beklagte sich. Paul schlug dem Chinesen, dem Besitzer des einzigen Kaufladens in Punaauia, einen Tauschhandel vor: Er würde ihm Zeichnungen und Aquarelle geben, damit er ihn und seine *vahine* ernährte, bis er Geld aus Frankreich erhielte. Zähneknirschend willigte der Händler schließlich ein.

Wenige Wochen später berichtete Pau'ura ihm, daß der Chinesen, statt seine Zeichnungen aufzubewahren, an die Wände zu hängen oder sie zum Verkauf anzubieten, sie benutzte, um seine Waren darin einzuwickeln. Sie zeigte ihm die Reste einer Landschaft mit Mangobäumen in Punaauia, fleckig, zerknittert und mit Spuren von Fischschuppen. Hinkend, auf den Stock gestützt, den er jetzt für die kleinsten Entfernungen selbst innerhalb der Hütte benutzte, begab Paul sich zum Laden und stellte den Besitzer zur Rede. Er wurde so laut, daß der Chinesen ihm drohte, ihn bei der Gendarmerie anzuzeigen. Seitdem übertrug er seinen Haß von dem Händler in Punaauia auf sämtliche Chinesen Tahitis.

Nicht nur infolge des Geldmangels und der körper-

lichen Leiden war er gereizt und ständig kurz vor einem Wutanfall; auch die obsessive Erinnerung an seine Mutter und das spurlos verschwundene Porträt machten ihm zu schaffen. Wo war es abgeblieben? Und warum bedrückte dich das Verschwinden dieses Bildes so – du hattest so viele verloren, ohne mit der Wimper zu zucken – und ließ dich überall böse Vorzeichen sehen? Warst du dabei, den Verstand zu verlieren, Paul?

Lange Zeit malte er nicht und beschränkte sich darauf, Skizzen in seine Hefte zu zeichnen und kleine Masken zu schnitzen. Er tat es ohne Überzeugung, abgelenkt von den Sorgen und dem körperlichen Unwohlsein. Dann bekam er eine Entzündung am linken Auge, das schon seit längerem tränkte. Der Apotheker in Papeete gab ihm Tropfen gegen Bindehautentzündung, aber sie wirkten nicht im geringsten. Da die Sicht des entzündeten Auges erheblich nachließ, bekamst du Angst: Würdest du erblinden? Er ging ins Hospital Vaiani, und der Arzt, Doktor Lagrange, nötigte ihn dazubleiben. Von dort aus schrieb Paul den Molards, seinen Nachbarn in der Rue Vercingétorix, in einem Brief voller Bitterkeit: »Das Unglück hat mich von Kindesbeinen an verfolgt. Niemals habe ich Glück gehabt, niemals Freuden erlebt. Immer ein feindliches Schicksal. Deshalb rufe ich: Gott, wenn du existierst, ich klage dich der Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit an.«

Doktor Lagrange, der schon lange in den französischen Kolonien lebte, hatte nie Sympathie für ihn empfunden. Er war ein Mann in den Fünfzigern, allzu bürgerlich und solide – fast kahl, mit randlosem, auf der Nasenspitze sitzendem Kneifer, steifem Kragen und Fliege trotz der

Hitze in Tahiti –, um mit diesem zügellosen, sittenlosen Bohémien zurechtzukommen, der mit Eingeborenenmädchen zusammenlebte und über den in ganz Papeete die schlimmsten Geschichten in Umlauf waren. Doch er war ein gewissenhafter Arzt und unterzog ihn genauesten Untersuchungen. Seine Diagnose überraschte Paul nicht. Die Entzündung am Auge war ein weiteres Symptom der unaussprechlichen Krankheit. Sie war fortgeschritten, wie der Ausschlag und die Eiterungen an seinen Beinen bewiesen. Sie würde sich also weiter verschlimmern? Bis zu welchem Punkt, Doktor Lagrange?

»Es ist eine langwierige Krankheit«, antwortete der Arzt ausweichend. »Sie wissen das. Halten Sie sich genau an die Behandlung. Und Vorsicht mit dem Laudanum, überschreiten Sie nicht die Dosis, die ich Ihnen angegeben habe.«

Der Arzt zögerte. Er wollte etwas hinzufügen, aber er wagte es nicht, sicher aus Furcht vor deiner Reaktion, denn in Papeete hattest du dir den Ruf eines Cholerikers erworben.

»Ich bin ein Mann, der schlechte Nachrichten verkraften kann«, ermunterte Paul ihn.

»Sie wissen auch, daß diese Krankheit sehr ansteckend ist«, murmelte der Arzt und fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen. »Vor allen, wenn man sexuelle Beziehungen hat. In diesem Fall ist die Übertragung des Übels unvermeidlich.«

Paul war nahe daran, ihm eine grobe Antwort zu geben, aber er beherrschte sich, um seine Probleme nicht noch zu verschlimmern. Nach acht Tagen Krankenhausaufenthalt stellte die Verwaltung ihm eine Rechnung in

Höhe von hundertachtzehn Francs aus und wies ihn darauf hin, daß man die Behandlung abbrechen werde, wenn er sie nicht sofort begleiche. In dieser Nacht machte er sich durch ein Fenster davon; nachdem er über das Gitter geklettert war, gelangte er auf die Straße und kehrte schließlich im öffentlichen Wagen nach Punaauia zurück. Pau'ura verkündete ihm, sie sei schwanger, im vierten Monat. Sie erzählte ihm auch, daß der Chinese des Kaufladens aus Rache für Pauls Gezeter im Dorf das Gerücht in Umlauf gesetzt hatte, Paul habe Lepra. Die Bewohner, aufgeschreckt durch diese angstein-flößende Krankheit, wollten in einem gemeinsamen Beschluß die Behörden bitten, ihn aus dem Dorf zu weisen, ihn in einer Leprastation zu internieren oder von ihm zu verlangen, er solle sich von den Ortschaften der Insel fernhalten. Pater Damián und Ehrwürden Riquelme unterstützten sie, obwohl sie dem Gerede des Chinesen sicher keinen Glauben schenkten; aber sie wollten die Gelegenheit nutzen, das Dorf von einem Lüstling und Gottlosen zu befreien.

Nichts von alldem erschreckte oder ängstigte ihn über die Maßen. Er lag fast den ganzen Tag in der Hütte, in einer schläfrigen Betäubung, die jede Erinnerung oder Sehnsucht aus seinem Kopf tilgte. Da seine einzige Versorgungsquelle versiegt war, ernährten er und Pau'ura sich von Mangos, Bananen, Kokosnüssen, von den Früchten des Brotbaums, die sie in der Umgebung sammelte, und von den geschenkten Fischen, die ihre Freundinnen ihr bisweilen hinter dem Rücken ihrer Familien zusteckten.

In dieser Zeit vergaß Paul allmählich das Porträt seiner

Mutter. An die Stelle Aline Gauguins trat ein anderes obsessives Thema: die Überzeugung, daß die Geheimgesellschaft der Ariori noch immer existierte. Er hatte in dem Buch des Konsuls Moerenhout über die alten Glaubensvorstellungen der Maori, das der Siedler Auguste Goupil ihm geliehen hatte, darüber gelesen. Und so begann er eines schönen Tages aufs Geratewohl zu behaupten, daß die Eingeborenen Tahitis die Existenz dieser mythischen Gesellschaft insgeheim aufrechterhielten und sie sorgsam vor den Fremden, Europäern oder Chinesen, verbargen. Pau'ura sagte, er sehe Gespenster; die Maori, die ihn noch besuchten, versicherten ihm, er habe Wahnvorstellungen. Diese Geheimgesellschaft der Ariori, der Götter und Herren der alten Tahitianer, war den meisten von ihnen völlig unbekannt. Und die wenigen Maori, die von den Ariori gehört hatten, schworen ihm, daß kein Eingeborener mehr an diese alten Geschichten glaubte, daß diese Glaubensvorstellungen in den Nebeln der Vergangenheit versunken waren. Doch Paul, eigensinnig und voller fixer Ideen, wie er war, kam monatelang, Tag und Nacht, auf das Thema der Ariori zurück. Und er machte sich daran, hölzerne Götzen und Figuren zu schnitzen und Bilder zu malen, die durch diese Fabelgestalten inspiriert waren. Die Ariori gaben ihm die Lust am Malen zurück.

›Sie täuschen mich‹, dachtest du. Sie sahen weiterhin einen Europäer in dir, einen *papa'a*, nicht den Barbaren, der du in der Seele längst warst. Ein paar Dutzend Jahre französischer Kolonisation konnten nicht jahrhundertealte Glaubensvorstellungen, Riten, Mythen ausgelöscht haben. Um sich zu schützen, hatten die Maori diese

religiöse Tradition zwangsläufig in einer geistigen Katakombe versteckt, unerreichbar für protestantische Pastoren und katholische Priester, die Feinde ihrer Götter waren. Die Geheimgesellschaft der Anon, der die Maori aller Inseln ihre glorreichste Zeit verdankten, war lebendig. Bestimmt traf sie sich im tiefsten Wald, um ihre alten Tänze zu zelebrieren und zu singen, und drückte sich noch immer in den Tätowierungen aus, die, wenn auch nicht so verfeinert und geheimnisvoll wie auf den Marquesainseln, trotz der Verbote unter den tahitianischen Pareos florierten. Diese Tätowierungen enthüllten dem, der sie zu lesen verstand, die Stellung des Individuums in der Hierarchie der Ariori. Als Paul zu behaupten begann, im dichten Schweigen der Wälder würden noch immer die heilige Prostitution, Kannibalismus und Menschenopfer praktiziert, erzählte man sich in Punaauia, es sei vielleicht falsch, daß der Maler unter Lepra leide, aber sehr wahrscheinlich, daß er den Verstand verloren habe. Die Leute lachten ihm schließlich ins Gesicht, wenn er sie flehend oder wütend bat, ihm das Geheimnis der Tätowierungen zu enthüllen und ihn in die Gesellschaft der Ariori einzuführen: Koke habe sich Verdienste genug erworben, Koke sei längst ein Maori geworden.

Ein Brief von Mette beschloß diese düstere Phase mit einem letzten Tiefschlag. Ein spröder, kalter, vor zweieinhalb Monaten geschriebener Brief: Seine Tochter Aline war im Januar kurz nach ihrem zwanzigsten Geburtstag an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben, die sie sich durch die Kälte zugezogen hatte, der sie während der Rückkehr von einem Ball in Kopen-

hagen ausgesetzt war.

»Jetzt weiß ich, warum mich die Erinnerung an meine Mutter und ihr Porträt verfolgt hat, seit ich aus Europa zurückgekehrt bin«, sagte Paul zu Pau'ura, mit Mettes Brief in den Händen. »Es war eine Ankündigung. Meine Tochter hieß Aline in Erinnerung an sie. Auch sie war zart, ein bißchen schüchtern. Ich hoffe, sie hat in ihrer Kindheit nicht so viel gelitten wie die andere Aline Gauguin.«

»Ich habe Hunger«, unterbrach ihn Pau'ura, während sie mit einem komischen Gesichtsausdruck ihren Bauch berührte. »Man kann nicht leben, ohne zu essen, Koke. Hast du nicht gemerkt, wie dünn du bist? Du mußt etwas unternehmen, damit wir essen können.«

IX

Die Überfahrt

Avignon, Juli 1844

Als Flora Ende Juni 1844 ihre Koffer packte, um von Saint-Etienne nach Avignon zu reisen, zwang sie ein unangenehmer Zwischenfall, ihre Pläne zu ändern. Eine fortschrittliche Zeitung in Lyon, *Le Censeur*, beschuldigte sie, eine »Geheimagentin der Regierung« zu sein, mit dem Auftrag, auf ihrer Reise durch den Südwesten Frankreichs die »Arbeiter zu kastrieren«, indem sie ihnen Pazifismus predigte, und die Monarchie über die Aktivitäten der revolutionären Bewegung zu informieren. Der verleumderische Artikel wurde ergänzt durch einen eingerahmten Kommentar des Direktors, Monsieur Rittiez, in dem er die Arbeiter zu erhöhter Wachsamkeit aufforderte, damit sie nicht auf das »pharisäische Spiel der falschen Apostel« hereinfielen. Das Komitee der Arbeiterunion in Lyon bat sie, sich persönlich einzufinden, um diese lügnerischen Behauptungen zu widerlegen.

Flora, empört über die Niedertracht, ließ sich dies nicht zweimal sagen. In Lyon empfing sie das vollzählig versammelte Komitee. Trotz ihres Verdrusses war es bewegend, Eleonore Blanc wiederzusehen, sie in ihren Armen zu halten, das Gesicht in Tränen gebadet. In der Herberge las sie wieder und wieder die wahnhaften An-

schuldigungen. *Le Censeur* zufolge "wurde ihr doppeltes Spiel entdeckt, als die von Monsieur Bardoze, dem Lyoner Kommissar, im Hôtel de Milan beschlagnahmten Unterlagen in die Hände des Königlichen Prokurators gelangten; unter diesen befand sich angeblich die Kopie eines Berichts, den Flora Tristan, so hieß es, über ihre Treffen mit Arbeiterführern an die Behörden gesandt habe.

Die Bestürzung und der Zorn ließen sie nicht schlafen, trotz des Orangenblütenwassers, das Eleonore ihr in kleinen Schlucken einflößte, als sie schon im Bett lag. Am nächsten Morgen, nachdem sie eine Tasse Tee getrunken hatte, bezog sie Stellung vor der Tür von *Le Censeur* und verlangte, den Direktor zu sehen. Sie bat ihre Gefährten vom Komitee, sie allein zu lassen, denn wenn Rittiez sie in ihrer Begleitung sähe, würde er sich sicher weigern, sie zu empfangen.

Monsieur Rittiez, den Flora bei ihrem vorherigen Aufenthalt in Lyon flüchtig kennengelernt hatte, ließ sie fast zwei Stunden auf der Straße warten. Als er sie empfing, war er – aus großer Vorsicht oder großer Feigheit – von sieben Redakteuren umgeben, die während des ganzen Gesprächs in dem vollen, verrauchten Raum blieben und ihrem Arbeitgeber so unterwürfig Schützenhilfe gaben, daß es Flora übel wurde. Und diese armen Tröpfe führten die Feder in Lyons fortschrittlicher Zeitung!

Glaubte Rittiez, ein gelehriger Ex-Schüler der Jesuiten, der Floras Fragen über die unwahren Behauptungen aalglatt auswich, diese sieben ungeschlachten Männer könnten sie einschüchtern? Sie hatte Lust, ihm erst einmal zu erzählen, sie habe vor elf Jahren fünf Monate auf

einem Schiff verbracht, als unerfahrene, dreißigjährige Frau allein mit neunzehn Männern, und sich durch die vielen Hosenmenschen nicht befangen gefühlt, so daß diese sieben feigen, verleumderischen Liebediener sie jetzt, mit ihren nunmehr einundvierzig Jahren und ihrer Lebenserfahrung, nicht ins Bockshorn jagten, sondern ihr vielmehr Auftrieb gaben.

Statt auf ihren Protest zu antworten (»Woher kommt diese monströse Lüge, ich sei eine Spionin?« »Wo ist der angebliche Beweis, den dieser Kommissar Bardoze in meinen Papieren gefunden hat, wenn ich die von ihm unterzeichnete Liste aller Unterlagen habe, die beschlagnahmt und mir später von der Polizei zurückerstattet wurden, und auf ihr nichts dergleichen zu finden ist?« »Wie kann Ihre Zeitung es wagen, in dieser Weise jemanden zu verleumden, der seine ganze Energie darauf verwendet, für die Arbeiter zu kämpfen?«), beschränkte sich Monsieur Rittiez darauf, ein ums andere Mal, wie ein Papagei und gestikulierend, als redete er im Parlament, zu wiederholen: »Ich verleumde nicht. Ich bekämpfe Ihre Ideen, weil der Pazifismus die Arbeiter entwaffnet und die Revolution hinauszögert, Madame.« Und er warf ihr noch andere unwahre Dinge vor: Sie sei Anhängerin des Phalanstère-Systems und predige als solche die Zusammenarbeit zwischen Unternehmern und Arbeitern, die nur den Interessen des Kapitals diene.

Die beiden Stunden dieser absurden Debatte – ein Taubstummendialog – sollten dir später als deprimierendstes Erlebnis deiner ganzen Reise durch das Landesinnere im Gedächtnis bleiben. Es war alles sehr einfach.

Rittiez und sein Hof von Skribenten waren weder überlistet noch getäuscht worden, sie selbst hatten die falsche Information zusammengebraut. Vielleicht aus Neid, aufgrund des Erfolgs, den du in Lyon gehabt hattest, oder weil sie meinten, deine revolutionären Ideen, mit denen sie nicht übereinstimmten, ließen sich am besten erledigen, indem sie dich als Spionin diffamierten. Oder war ihr Haß darauf zurückzuführen, daß du eine Frau warst? Sie fanden es unerträglich, daß eine Frau dieses Werk der Befreiung betrieb, das für sie Männersache war. Und eine solche Niedertracht wurde von Leuten begangen, die sich Fortschnttler, Republikaner, Revolutionäre nannten. In den zwei Stunden der Debatte erreichte Flora nicht, daß Monsieur Rittiez ihr verriet, woher das von *Le Censeur* verbreitete Gerücht stammte. Schließlich war sie es leid und ging, türensclagend und mit der Drohung, der Zeitung wegen Verleumdung den Prozeß zu machen. Doch das Komitee der Arbeiterunion brachte sie davon ab: *Le Censeur*, eine Zeitung, die in Opposition zur Monarchie stand, besaß Prestige, und ein Gerichtsprozeß gegen sie würde der Volksbewegung Schaden zufügen. Es sei besser, mit öffentlichen Dementis gegen die falsche Information vorzugehen.

Das tat sie in den nächsten Tagen mit Vorträgen in Werkstätten und Verbänden und mit Besuchen in den anderen Tageszeitungen, bis sie erreichte, daß wenigstens zwei von ihnen ihre Gegendarstellungen veröffentlichten. Eleonore wich keinen Augenblick von ihrer Seite und überschüttete sie mit Beweisen ihrer Zuneigung und Hingabe, die Flora zutiefst rührten. Was für ein Glück, daß sie so eine junge Frau kennengelernt

hatte, was für ein Glücksfall, daß die Arbeiterunion in Lyon mit einer so idealistischen, so entschlossenen Person rechnen konnte.

Die Aufregung und die Mißhelligkeiten taten das Ihre und schwächten ihren Organismus. Einen Tag nach ihrer Rückkehr nach Lyon begann sie zu fiebern und unter Zitteranfällen und einer Magenverstimmung zu leiden, die sie enorm erschöpfte. Doch deshalb schränkte sie ihre frenetische Aktivität nicht ein. Wo immer sie auftrat, beschuldigte sie Rittiez, von seiner Zeitung aus Zwie-tracht in der Volksbewegung zu säen.

In den Nächten ließ das Fieber sie nicht schlafen. Es war seltsam. Du fühltest dich, elf Jahre später, wie in jenen fünf Monaten auf der *Mexicain*, dem von Zacharie Chabré kommandierten Schiff, als du mit der Hoffnung, deine väterlichen Verwandten würden dich nicht nur mit offenen Armen aufnehmen und dir ein neues Zuhause geben, sondern dir darüber hinaus das Fünftel des Erbes deines Vaters auszahlen, den Atlantik überquertest, Kap Hoorn umrundetest und schließlich den Pazifik in Richtung Peru hinaufführst. Das wäre die Lösung all deiner ökonomischen Probleme, du könntest die Armut überwinden, deine Kinder aufziehen und ein ruhiges Leben führen, vor Nöten und Gefahren geschützt, ohne die Furcht, André Chazal in die Hände zu fallen. Von diesen fünf Monaten auf hoher See, in der winzigen Kabine, in der du kaum die Arme ausstrecken konntest, umgeben von neunzehn Männern – Matrosen, Offiziere, Koch, Schiffsjunge, Reeder und vier Passagiere –, war dir die grauenhafte Übelkeit im Gedächtnis geblieben, die dir, wie jetzt in Lyon die Magenkoliken, die

Energie, das Gleichgewicht, die geistige Präsenz raubte und dich in Verwirrung und Unsicherheit versinken ließ. Jetzt warst du, wie damals, überzeugt, jeden Augenblick zusammenbrechen zu können, unfähig, dich aufrecht zu halten, dich im Takt mit den unregelmäßigen Schwankungen des Bodens zu bewegen, auf den du tratest.

Zacharie Chabrié benahm sich wie der vollendete bretonische Kavalier, für den Flora ihn am Abend ihres Kennenlernens in der Pariser Pension gehalten hatte. Er überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, brachte ihr persönlich die Kräutertees in die Kabine, die angeblich gegen das Würgen halfen, und ließ ihr ein kleines Bett an Deck aufstellen, neben den Hühnerkäfigen und den Gemüseboxen, weil die Übelkeit in der frischen Luft nachließ und Flora für kurze Momente zur Ruhe kam. Nicht nur Kapitän Chabrié behandelte sie mit großer Zuvorkommenheit, auch der zweite Offizier an Bord, Louis Briet, ebenfalls ein Breton. Selbst der Reeder Alfred David, der sich als Zyniker gab, für die menschliche Gattung nur die abfälligsten Bemerkungen übrig hatte und ihr die schlimmsten Katastrophen prophezeite, zeigte sich ihr gegenüber sanftmütig, hilfsbereit und liebenswürdig. Alle auf dem Schiff, vom Kapitän bis zum Schiffsjungen, von den peruanischen Passagieren bis zum provenzalischen Koch, bemühten sich nach Kräften, dir die Überfahrt trotz der qualvollen Seekrankheit so angenehm wie möglich zu machen.

Doch nichts auf dieser Reise kam so, wie du erwartet hattest, Florita. Aber du bereutest nicht, sie gemacht zu haben, im Gegenteil. Was du jetzt warst, eine Kämpferin

für das Wohlergehen der Menschheit, warst du dank dieser Erfahrung. Sie öffnete dir die Augen über eine Welt, deren Grausamkeit und Schlechtigkeit, deren Elend und Schmerz unendlich viel schlimmer waren, als du dir je hättest vorstellen können. Du, die aufgrund ihrer kleinen ehelichen Misere geglaubt hatte, den tiefsten Grund des Unglücks erreicht zu haben.

Nach fünfundzwanzig Tagen suchte die *Mexicain* in der Bucht von Praia Schutz, auf der Hauptinsel der Kapverden, weil der Kielraum abgedichtet werden mußte, durch den an mehreren Stellen Wasser eindrang. Und dir, Florita, die du so froh gewesen warst, als du erfuhrst, daß du einige Tage auf dem Festland verbringen durftest, ohne daß sich alles unter deinen Füßen bewegte, erging es in Praia noch schlimmer als mit der Seekrankheit. In dieser Ortschaft mit viertausend Einwohnern sahst du das wahre, schreckliche, unbeschreibliche Gesicht einer Institution, die du nur vom Hörensagen kanntest: das Gesicht der Sklaverei. Nie würdest du das Bild vergessen, mit dem dich der kleine Platz in Praia empfing, auf den die Neuankömmlinge gelangten, nachdem sie ein Stück schwarzes, felsiges Land durchquert und die hohe Klippe erstiegen hatten, an deren Rand sich die Stadt ausbreitete: Unter einer glühenden Sonne, inmitten von Fliegenschwärmen, peitschten zwei schweißbedeckte Soldaten laut fluchend zwei nackte, an einen Pfosten gefesselte Neger aus. Die beiden blutüberströmten Rücken und die Schreie der Ausgepeitschten ließen dich wie angewurzelt stehenbleiben. Du griffst nach dem Arm von Alfred David:

»Was tun die da?«

»Sie peitschen zwei Sklaven aus, die wahrscheinlich gestohlen oder was Schlimmeres getan haben«, erklärte ihr der Reeder mit einem Ausdruck von Verdruß. »Die Besitzer legen die Strafe fest und geben den Soldaten ein Extra-geld für ihre Vollstreckung. Schrecklich, bei dieser Hitze Peitschenhiebe austeilen zu müssen. Arme Sklavenhändler!«

Alle Weißen und Mestizen in Praia verdienten sich den Lebensunterhalt, indem sie Sklaven jagten, kauften und verkauften. Der Sklavenhandel war das einzige Gewerbe dieser portugiesischen Kolonie, wo alles, was Flora sah und hörte, und alle Leute, denen sie in den zehn Tagen begegnete, die das Abdichten der Kielräume der *Mexicain* in Anspruch nahm, ihr Erbarmen, Entsetzen, Zorn, Abscheu einflößten. Nie würdest du die Witwe Watrin vergessen, eine hochgewachsene, beleibte, milch-kafeeefarbene Matrone, deren Haus vollgestopft war mit Stichen ihres bewunderten Napoleon und der Generäle des Kaiserreichs; nachdem sie dich mit einer Tasse Schokolade und Gebäck bewirtet hatte, zeigte sie dir stolz den originellsten Schmuck ihres Wohnzimmers: zwei schwarze Föten, die in mit Formol gefüllten Glasbehältern schwammen.

Der größte Grundbesitzer der Insel war ein Franzose aus Bayonne, Monsieur Tappe, ein ehemaliger Seminarist, den sein Orden ausgesandt hatte, damit er sich in den afrikanischen Missionen apostolisch betätigte, und der desertiert war, um sich einer weniger spirituellen und einträglicheren Aufgabe, dem Negerhandel, zu widmen. Er war ein feister, rotgesichtiger Mann in den

Fünfigern, mit Stiernacken, geschwollenen Adern und begehrrlichen Augen, die sich derart schamlos auf Floras Hals und Brüste hefteten, daß sie kurz davor war, ihn zu ohrfeigen. Aber sie tat es nicht, sondern hörte gebannt zu, wie er gegen die verfluchten Engländer wettete, die im Begriff seien, mit ihren dämlichen puritanischen Vorurteilen gegenüber dem Sklavenhandel »das Geschäft kaputtzumachen« und die Händler in den Ruin zu treiben. Tappe kam zum Essen auf das Schiff und brachte ihnen als Geschenk Konservendosen und Wein in Krügen mit. Flora fühlte Übelkeit aufsteigen, als sie sah, mit welcher Gefräßigkeit sich der Sklavenhändler über die Hammelbeine und das gebratene Rindfleisch hermachte, zu denen er große Schlucke Wein trank, auf die er Rülpsen folgen ließ. Er habe derzeit achtundzwanzig Neger, achtundzwanzig Negerinnen und siebenunddreißig kleine Negerlein, die, so erzählte er, sich dank »Don Valentin« – der Peitsche, die er eingewickelt am Gürtel trug – »anständig verhielten«. Am Ende, als er betrunken war, gestand er ihnen, er habe aus Furcht, seine Diener könnten ihn vergiften, eine seiner Negerinnen geheiratet und ihr drei Kinder gemacht, »schwarz wie Kohle«. Er lasse seine Frau sämtliche Speisen und Getränke kosten, für den Fall, daß die Sklaven versuchten, ihn zu vergiften.

Eine weitere Gestalt, die Flora im Gedächtnis bleiben sollte, war der zahnlose Kapitän Brandisco, ein Venezianer, dessen Schoner in der Bucht von Praia neben der *Mexicain* ankerte. Er lud sie alle zum Abendessen auf sein Schiff ein, wo er sie in einem operettenhaften Aufzug empfing: Hut mit Pfauenfedern, Musketier-

stiefel, enge rote Samthose und schillerndes, mit funkelnden Schmucksteinen besetztes Hemd. Er zeigte ihnen eine Truhe mit Glasperlenketten, die er, wie er sich brüstete, in den afrikanischen Dörfern für Neger eintauschte. Sein Haß auf den Engländer war noch größer als der des ehemaligen Seminaristen Tappe. Die Engländer hatten den Venezianer auf hoher See mit einem Schiff voller Sklaven abgefangen, das Schiff mit- samt Sklaven und allem, was sich an Bord befand, beschlagnahmt und ihn zwei Jahre lang in ein Gefängnis gesperrt, wo er sich einen Eiterfluß zuzog, der ihn um sämtliche Zähne brachte. Beim Nachtschiff versuchte Brandisco, Flora einen kleinen, sehr aufgeweckten fünf- zehnjährigen Neger »als Pagen« zu verkaufen. Um sie davon zu überzeugen, wie gesund der Junge war, befahl er ihm, den Lendenschurz abzulegen, und dieser zeigte ihnen sogleich lächelnd seine Schamteile.

Nur dreimal verließ Flora die *Mexicain*, um Praia zu besuchen, und jedesmal sah sie, wie Soldaten der kolonialen Garnison auf dem glühendheißen Platz Sklaven im Auftrag ihrer Besitzer auspeitschten. Das Schauspiel machte sie so traurig und wütend, daß sie beschloß, sich ihm nicht mehr auszusetzen. Und sie verkündete Chabrié, sie werde bis zum Tag der Abreise auf dem Schiff bleiben.

Es war die erste große Lektion dieser Reise, Florita. Die Schrecken der Sklaverei, der größten Ungerechtigkeit in dieser Welt der Ungerechtigkeiten, die man ändern mußte, um sie menschlich zu machen. Und doch, in deinem Buch über diese Reise nach Peru, *Fahrten einer Paria*, in dem Bericht über deinen Aufenthalt in Praia,

schriebst du diese Sätze über »den Negergeruch, den man mit nichts vergleichen kann, der Übelkeit erregt und dem man nirgendwo entgeht«, die du später bitter bereuen solltest. Negergeruch! Wie sehr hattest du diese gedankenlose Dummheit, dieses Klischee der Pariser Snobs bedauert. Nicht der »Negergeruch« war abstoßend auf dieser Insel, sondern der Geruch nach Elend und Grausamkeit, nach dem Schicksal dieser Afrikaner, aus denen die europäischen Händler eine Ware gemacht hatten. Trotz allem, was du in Sachen Ungerechtigkeit gelernt hattest, warst du noch immer eine Ignorantin, als du die *Fahrten einer Paria* schriebst.

Der letzte Tag in Lyon war der geschäftigste der vier. Sie erhob sich mit heftigen Koliken, doch als Eleonore ihr riet, im Bett zu bleiben, antwortete sie: »Jemand wie ich darf nicht krank werden.« Sie schleppte sich zu der Versammlung, die das Komitee der Arbeiterunion für sie in einer Werkstatt mit etwa dreißig Schneidern und Zuschneidern organisiert hatte. Es waren alles ikarische Kommunisten, deren Bibel (obwohl viele von ihnen sie nur vom Hörensagen kannten, weil sie nicht lesen konnten) das letzte Buch von Etienne Cabet war, das er 1840 veröffentlicht hatte: *Die Reise nach Ikarien*. Unter dem Vorwand, die angeblichen Abenteuer eines englischen Aristokraten, Lord Carisdall, in einem märchenhaften egalitären Land ohne Nachtlokale, Cafés, Prostituierte noch Bettler – aber mit Toiletten auf der Straße! – zu erzählen, veranschaulichte der ehemalige Angehörige des Karbonaribundes darin seine Theorien über die künftige kommunistische Gesellschaft, in der mittels progressiver Besteuerung des Einkommens und des

Erbes ökonomische Gleichheit entstehen würde, so daß Geld und Handel abgeschafft und das Kollektiveigentum eingeführt werden könnten. Schneider und Zuschneider waren bereit, nach Afrika oder Amerika zu reisen, wie Robert Owen es getan hatte, um dort die vollkommene Gesellschaft Etienne Cabets zu begründen, und zahlten Beiträge für den Erwerb von Grund und Boden in der neuen Welt. Sie zeigten sich kaum begeistert über den Plan der universellen Arbeiterunion, die ihnen als wenig anziehende Alternative erschien im Vergleich zu ihrem ikarischen Paradies, in dem es keine Armen, keine sozialen Klassen, keine Müßiggänger, keine Dienstboten, kein Privateigentum gab, in dem alle Güter in Gemeinbesitz waren und der Staat, »der Souverän Ikar«, sämtliche Bürger ernährte, kleidete, ausbildete und unterhielt. Zum Abschied wurde Flora spitz: Es sei egoistisch, sich in ein abgeschiedenes Eden flüchten zu wollen und dem Rest der Welt den Rücken zu kehren, und sehr naiv, wortwörtlich zu glauben, was in der *Reise nach Ikarien* stand, einem Buch, das weder wissenschaftlich noch philosophisch sei, sondern nur eine literarische Phantasie! Wer, mit auch nur einem bißchen Verstand im Kopf, würde einen Roman mit einem theoretischen Werk und einem Leitfaden für die Revolution verwechseln? Und was war das für eine Revolution, die der Herr Cabet im Sinn hatte, wenn er die Familie für geheiligt hielt und die Institution der Ehe bewahrte, die ein verschleierte Verkauf der Frauen an ihre Ehemänner war?

Der schlechte Eindruck, den die Schneider auf sie gemacht hatten, wurde durch das Abschiedessen wettge-

macht, zu dem sie das Komitee der Arbeiterunion in ein Versammlungslokal der Weber einlud. Mehr als dreihundert Arbeiter und Arbeiterinnen füllten den großen Saal, brachten ihr im Lauf des Abends mehrfach Ovationen dar und stimmten die »Marseillaise des Arbeiters« an, die ein Schuster komponiert hatte. Die Redner erklärten, die Verleumdungen von *Le Censeur* hätten der Person und dem Werk Flora Tristans mehr Ansehen verliehen und den Neid verdeutlicht, den sie bei den Erfolglosen wecke. Sie war so bewegt von dieser Huldigung, daß sie sagte, es lohne sich, von den Rittiez dieser Welt beleidigt zu werden, wenn man dafür mit einem solchen Abend beschenkt werde. Dieser überfüllte Saal beweiße, daß die Arbeiterunion nicht aufzuhalten sei.

Eleonore und die anderen Mitglieder des Komitees verabschiedeten sie um drei Uhr in der Frühe am Anlegeplatz. Die zwölf Stunden auf dem Schiff, der Anblick der Berge an den Ufern der Rhone, über deren von Zypressen bewachsenen Gipfeln sie die Morgendämmerung heraufziehen sah, während sie sich Avignon näherten, ließen sie abermals an ihre Überfahrt von den Kapverden zu den Küsten Südamerikas denken. Vier Monate, ohne festen Boden zu betreten, mit nichts vor Augen als dem Meer, dem Himmel und ihren neunzehn Gefährten, in diesem schwimmenden Gefängnis, in dem sie jeden Tag, den der liebe Gott werden ließ, vor Übelkeit verging. Am schlimmsten war die Überquerung des Äquators bei sintflutartigem Regen und Sturm, der das Schiff erschütterte, es krachen und knarren ließ, als wollte es auseinanderbrechen, und Seeleute und Passagiere zwang, sich an den Eisenstangen und Ringen

des Decks festzubinden, um nicht von den Wellen fortgespült zu werden.

Hatten die neunzehn Männer auf dem Schiff sich in dich verliebt, Florita? Wahrscheinlich. Sicher war, daß alle sie begehrten und daß der Umstand, in diesem erzwungenen Eingesperrtsein einer jungen Frau mit großen schwarzen Augen, langem andalusischem Haar, Wespentaille und anmutigen Bewegungen so nahe zu sein, ihnen Ruhe und Verstand raubte. Du warst sicher, daß nicht nur der kleine Schiffsjunge, sondern auch einige Seeleute sich heimlich, mit deinem Bild vor Augen, in der schmutzigen Weise Befriedigung verschafften, wie du es in Bordeaux bei Ismaelillo, dem Göttlichen Eunuchen, erlebt hattest. Ja, alle begehrten sie dich, denn die Enge und die Entbehrungen verstärkten deine Reize, wenn auch niemand es dir gegenüber jemals an Respekt fehlen ließ und nur Kapitän Zacharie Chabrié dir ausdrücklich seine Liebe offenbarte.

Es geschah in Praia, an einem dieser Nachmittage, an denen alle an Land gegangen waren, außer Flora, die das Auspeitschen der Sklaven nicht sehen wollte. Chabrié blieb zurück, um ihr Gesellschaft zu leisten. Es war angenehm, mit dem höflichen Bretonen auf dem Vorderschiff zu plaudern und zuzusehen, wie die Sonne fern am Horizont in einem Fest aus Farben unterging. Die glühende Hitze ließ nach, es wehte eine laue Brise, und der Himmel phosphoreszierte. Der etwas dickleibige, sorgfältig gekleidete verhinderte Tenor, der die Vierzig noch nicht erreicht hatte, besaß so gute Manieren, eine so tadellose Höflichkeit, daß sein Aussehen dadurch gewann, ja bisweilen sogar stattlich zu nennen war.

Trotz des Abscheus, den das Sexuelle dir einflößte, konntest du es nicht lassen, mit dem Seemann zu kokettieren, amüsiert über die Gefühle, die er erkennen ließ, wenn er dich laut lachen sah oder du mit einer brillanten Bemerkung kontertest, blinzeln, mit übertrieben flatternden Händen, oder ein Bein unter dem Rock vorgestreckt, bis dein schmaler Knöchel zu sehen war. Chabrié wurde rot, glücklich, und zuweilen, um dich zu unterhalten, gab er mit mächtiger, wohlklingender Stimme eine Romanze, eine Arie von Rossini oder einen Wiener Walzer zum besten. Doch an jenem Nachmittag, ermuntert vielleicht von der prachtvollen Dämmerung oder weil du dich mit deinen geistreichen Einfällen selbst übertroffen hattest, konnte der ritterliche Bretone sich nicht beherrschen, ergriff mit Zartgefühl deine Hand, führte sie an die Lippen und murmelte:

»Verzeihen Sie meine Kühnheit, Mademoiselle. Aber ich halte es nicht mehr aus, ich muß es Ihnen sagen: Ich liebe Sie.«

Die dann folgende, mit zitternder Stimme vorgetragene Liebeserklärung ließ Aufrichtigkeit und Anstand, Höflichkeit, gute Kinderstube erkennen. Du hörtest ihm verwirrt zu. Solche Männer gab es also? Korrekt, sensibel, zartfühlend, überzeugt, daß die Frau wie ein Blütenblatt, wie in den romantischen Romanen, behandelt werden mußte. Der Seemann bebte; er war so beschämt über seine Kühnheit, daß du, freilich ohne seine Liebe formell anzunehmen, ihm voll Mitleid Hoffnungen machtest. Ein schwerer Irrtum, Florita. Du warst beeindruckt von seiner Redlichkeit, von der

Lauterkeit seiner Absichten und sagtest ihm, du würdest ihn immer wie deinen besten Freund lieben. In einer Anwendung, die dich später in Schwierigkeiten bringen sollte, nahmst du das gerötete Gesicht Chabriés in deine Hände und küßtest ihn auf die Stirn. Der Kapitän bekreuzigte sich und dankte Gott dafür, daß er ihn in diesem Augenblick zum glücklichsten Menschen der Welt gemacht habe.

Hattest du in diesen elf Jahren bereut, Florita, daß du auf jener Reise mit den Gefühlen des guten Zacharie Chabrié gespielt hattest? Die Frage ging ihr im Kopf herum, während sich das kleine Schiff auf der Rhone Avignon näherte. Wie andere Male antwortete sie sich: »Nein.« Du bereutest sie nicht, diese Spiele, Koketterien und Lügen, die Chabrié während der Überfahrt nach Valparaiso schmoren und glauben ließen, er mache Fortschritte und Mademoiselle Flora Tristan werde ihm jeden Augenblick ihr endgültiges Jawort geben. Du hattest ohne den geringsten Skrupel mit ihm gespielt, ihn mit deinen ambivalenten Antworten, mit deiner wohleinstudierten Selbstvergessenheit ermuntert und ihm bisweilen erlaubt, wenn er dich bei ruhiger See in deiner Kabine besuchte, daß er dir die Hände küßte, oder in einer plötzlichen Gefühlsregung zugelassen – damit er fortfuhr, dir sein Leben zu erzählen, seine Reisen, seine Hoffnungen als junger Mann in Lorient, Opernsänger zu werden, die Enttäuschung mit der einzigen Frau, die er geliebt hatte, bevor er dich kennenlernte –, daß er seinen Kopf auf deine Knie bettete, während du ihm über das spärliche Haar strichst. Einmal hattest du es sogar geschehen lassen,

daß Chabriés Lippen die deinen streiften. Du bereuest es nicht? ›Nein.«

Der Bretone glaubte fest, daß Flora eine ledige Mutter sei, als sie ihm schließlich eine Erklärung über die Lüge gab, um die sie ihn am Tag der Einschiffung in Bordeaux gebeten hatte. Sie hatte gedacht, der gläubige Katholik würde empört reagieren, wenn er erführe, daß sie ein uneheliches Kind hatte. Doch das Gegenteil war der Fall; ihr »Mißgeschick« zu kennen ermunterte Chabrié, ihr einen Heiratsantrag zu machen. Er würde das Mädchen adoptieren, und sie könnten weit fort von Frankreich gehen, irgendwohin, wo niemand Flora an die Niederträchtigkeit des Mannes erinnern konnte, der ihre Jugend befleckt hatte: Lima, Kalifornien, Mexiko, selbst nach Indien, wenn sie wollte. Obwohl du nie Liebe für ihn empfinden konntest, lockte dich die Vorstellung, sein Angebot anzunehmen, mehr als einmal, nicht wahr, Florita? Sie würden heiraten, sich an einem fernen, exotischen Ort niederlassen, wo niemand dich kannte und dich der Bigamie beschuldigen konnte. Dort würdest du ein ruhiges, bürgerliches Leben ohne Angst und Hunger führen, geschützt von einem Kavalier ohne Fehl und Tadel. Hättest du das ertragen, Andalusierin? Natürlich nicht.

Der Anlegeplatz in Avignon war schon in Sicht. Es war besser, in die Gegenwart zurückzukehren, als weiter in der Vergangenheit herumzustochern. Hand ans Werk. Du hattest keine Zeit zu verlieren, Florita, die Erlösung der Menschheit erlaubte keinen Aufschub.

Es war nicht einfach, diese Arbeiter in Avignon zu erlösen, mit denen sie sich nur mühsam verständigen

konnte, da die meisten nicht Französisch, sondern nur das regionale Provençalisch beherrschten. In Paris hatte Agricol Perdiguer, der Tugendhafte aus Avignon, wie er genannt wurde, dieses heilige Monument der Arbeitervereinigungen, ihr einige Empfehlungsschreiben für Leute in seiner Heimatstadt mitgeben, obwohl er mit ihren Thesen über die Arbeiterunion nicht übereinstimmte. Dank ihrer konnte Flora Versammlungen mit den Arbeitern der Tuchfabriken und der Eisenbahn Avignon-Marseille abhalten, den bestbezahlten der Region (zwei Francs pro Tag). Doch sie scheiterten an der gewaltigen Unwissenheit dieser Männer, die trotz der brutalen Ausbeutung, der sie ausgesetzt waren, apathisch vor sich hin vegetierten und sich mit ihrem Schicksal abgefunden hatten. Bei dem Treffen mit den Tucharbeitern verkaufte sie nur vier Exemplare von *L'Union Ouvrière* und bei der Versammlung mit den Eisenbahnarbeitern zehn. In Avignon hatte man keine große Lust, die Revolution zu machen.

Als sie erfuhr, daß in den fünf Textilfabriken des reichsten Industriellen von Avignon die Arbeitszeit zwanzig Stunden täglich betrug, drei oder vier Stunden mehr als üblich, wollte sie diesen Unternehmer kennenlernen. Monsieur Thomas hatte nichts dagegen, sie zu empfangen. Er wohnte im ehemaligen Palais der Herzöge von Crillon, in der Rue de la Masse, wohin er sie früh am Morgen bestellte. Das prächtige Anwesen barg in seinem Innern ein Chaos von Möbeln und Bildern verschiedener Epochen und Stile, und das Büro von Monsieur Thomas – ein klapperdürerer, nervöser Mensch mit einer Energie, die ihm aus den Augen sprang – war

alt, schmutzig, mit Wänden, von denen die Farbe blätterte, und Unmengen von Papieren, Schachteln und Mappen auf dem Boden, zwischen denen sie sich kaum bewegen konnte.

»Ich fordere von meinen Arbeitern nichts, was ich nicht selber tue«, bellte er Flora an, als diese ihm ihre Mission erklärte und ihm vorwarf, er lasse den Arbeitern nur vier Stunden zum Schlafen. »Denn ich arbeite vom Morgengrauen bis Mitternacht und überwache persönlich den Gang der Dinge in meinen Werkstätten. Ein Franc pro Tag ist ein Vermögen für einen Nichtsnutz. Lassen Sie sich nicht vom äußeren Schein täuschen, Madame. Sie leben wie Hungerleider, weil sie nicht sparen können. Sie geben ihren Verdienst für Alkohol aus. Und damit Sie es wissen, ich bin Abstinenzler.«

Er erklärte Flora, daß er niemandem diese Arbeitszeiten *aufzwingt*. Wem dieses System nicht gefalle, der könne sich anderswo Arbeit suchen. Für ihn sei das kein Problem; sollte es in Avignon an Arbeitskräften fehlen, würde er sie aus der Schweiz importieren. Mit diesen Barbaren aus den Alpen habe er nie Schwierigkeiten: sie arbeiteten stumm und dankbar für den Lohn, den er ihnen bezahle. Diese rohen Schweizer, die wüßten, wie man spart.

Ohne einen Augenblick zu überlegen, erklärte er Flora, er beabsichtige nicht, ihr auch nur einen Centime für ihre geplante Arbeiterunion zu gebe. Er sei zwar nicht sehr informiert, aber etwas an ihren Ideen komme ihm anarchistisch und subversiv vor. Deshalb werde er ihr auch nicht ein einziges Buch abkaufen.

»Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Monsieur Tho-

mas«, sagte Flora, während sie sich erhob. »Da wir uns nicht mehr sprechen werden, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie weder ein Christ noch ein zivilisierter Mensch sind, sondern ein Menschenfresser, einer, der sich von Menschenfleisch ernährt. Wenn Ihre Arbeiter Sie eines Tages aufhängen, dann haben Sie es sich redlich verdient.«

Der Unternehmer brach in lautes Lachen aus, als hätte Flora ihm ein Kompliment gemacht.

»Mir gefallen Frauen mit starkem Charakter«, sagte er anerkennend, bestens gelaunt. »Wenn ich nicht so beschäftigt wäre, würde ich Sie einladen, ein Wochenende auf meinem Landgut im Vacluse zu verbringen. Sie und ich, wir würden uns prächtig verstehen, meine Dame.«

Nicht alle Unternehmer in Avignon waren so plump. Monsieur Isnard empfing sie höflich, hörte ihr zu, schrieb sich für fünfundzwanzig Francs in die Arbeiterunion ein und bestellte bei ihr zwanzig Bücher, »um sie unter den intelligentesten Arbeitern zu verteilen«. Er räumte ein, daß Avignon im Unterschied zu Lyon, einer in jeder Hinsicht sehr modernen Stadt, politisch gesehen in der Steinzeit lebe. Die Arbeiter seien gleichgültig, und die herrschende Klasse teile sich in Anhänger der Monarchie und Anhänger Napoleons, was ziemlich das gleiche sei, wenn auch mit unterschiedlichen Etiketten. Er prophezeie ihr keine großen Erfolge bei ihrem Kreuzzug gegen die Ungerechtigkeit, aber er wünsche sie ihr.

Flora ließ sich nicht entmutigen von diesen schlechten Aussichten, auch nicht von der Kolitis, die sie in den zehn Tagen in Avignon pausenlos quälte. Da sie nicht

schlafen konnte und es heiß war, öffnete sie in den Nächten in der Pension *Zum Bären* das Fenster, um die Brise zu spüren und den Himmel der Provence zu sehen, der voller Sterne stand; sie funkelten so zahlreich, wie du sie in ruhigen Nächten, nach der Durchquerung der Äquatorregion, auf Deck der *Mexicain* gesehen hattest, bei den Abendessen, die Kapitän Chabrié mit Tiroler Weisen und Arien von Rossini, seinem Lieblingskomponisten, begleitete. Alfred David, der Reeder, besann sich auf seine astronomischen Kenntnisse und lehrte Flora, geduldig wie ein guter Schulmeister, die Namen der Sterne und Konstellationen. Kapitän Chabrié wurde blaß vor Eifersucht. Bestimmt war er auch eifersüchtig auf die Spanischübungen, bei denen dir bereitwillig die peruanischen Passagiere halfen, Fermín Miota aus Cusco, sein Vetter Don Fernando, der alte Militär Don José und sein Neffe Cesáreo, die sich darum stritten, dir die Verben beizubringen, die Syntax zu korrigieren und dich über die phonetischen Besonderheiten des in Peru gesprochenen Spanisch aufzuklären. Doch obwohl Chabrié sicher unter den Aufmerksamkeiten litt, mit denen die anderen dich überhäuften, sagte er nichts. Er war zu korrekt und wohlgezogen, um dir Eifersuchtsszenen zu machen. Da du ihm gesagt hattest, du würdest ihm bei der Ankunft in Valparaiso eine endgültige Antwort geben, wartete er ab und betete bestimmt jede Nacht, du mögest ihm dein Jawort geben.

Nach der Hitze in der Äquatorregion und nach einigen Wochen Windstille und gutem Wetter, in denen die Übelkeit nachließ und die Überfahrt erträglicher wurde – du konntest die Bücher von Voltaire, Victor Hugo und

Walter Scott verschlingen, die du bei dir hattest –, stand der *Mexicain* die schlimmste Etappe der Reise bevor: Kap Hoorn. Im Juli und August war seine Umschiffung in jedem Augenblick mit der Gefahr verbunden, Schiffbruch zu erleiden. Die orkanartigen Winde schienen es darauf abgesehen zu haben, das Schiff gegen die entgegenkommenden Eisberge zu treiben, und die Schnee- und Hagelstürme setzten Kabinen und Schiffsräume unter Wasser. Tag und Nacht lebten sie in Furcht und Schrecken, halberfroren. Aus Angst zu ertrinken machte Flora in diesen schrecklichen Wochen kein Auge zu und sah ungläubig, wie die Offiziere und Matrosen, angefangen bei Chabrié, überall gleichzeitig waren, Segel hießen und einholten, Wasser schöpften, die Schäden reparierten, ununterbrochen zwölf oder vierzehn Stunden am Tag, ohne zu ruhen oder zu essen. Die meisten Angehörigen der Besatzung waren nicht gerade warm gekleidet. Die Matrosen zitterten vor Kälte; bisweilen ließ das Fieber sie erschöpft zu Boden sinken. Es gab Unfälle – ein Matrose rutschte vom Besanmast ab und brach sich ein Bein –, und das halbe Schiff wurde von einer epidemieartigen Hauterkrankung mit juckenden Furunkeln befallen. Als sie die Kapregion endlich hinter sich ließen, das Schiff die Wasser des Pazifiks erreichte und mit Kurs auf Valparaiso die Küste Südamerikas hinaufzufahren begann, hielt Kapitän Chabrié eine kleine Andacht ab, bei der er Gott dankte, daß sie diese Prüfung lebend überstanden hatten; an ihr beteiligten sich bereitwillig sämtliche Passagiere und Besatzungsmitglieder, mit Ausnahme des Reeders David, der sich zum Agnostiker erklärte. Auch Flora. Bis Kap Hoorn

hattest du den Tod nie so nah gefühlt, Andalusierin.

An diese Zeremonie und an Zacharie Chabriés tiefempfundene Gebete mußte sie denken, als sie an einem Vormittag, an dem sie über ein paar freie Stunden verfügte, auf den Gedanken kam, die alte Kirche Saint-Pierre in Avignon zu besichtigen. Für die Bewohner gehörte sie zu den Schmuckstücken der Stadt. Es fand gerade eine Messe statt. Um die Gläubigen nicht zu stören, setzte Flora sich auf eine Bank im hinteren Teil der Kirche. Nach kurzer Zeit verspürte sie Hunger – der Koliken wegen waren ihre Mahlzeiten frugal –, und da sie ein Brot in der Tasche trug, holte sie es hervor und begann, davon zu essen, mit aller Diskretion. Es half ihr nichts, denn bald sah sie sich von einer Gruppe wütender Frauen umringt, mit Tüchern auf dem Kopf und Meßbüchern und Rosenkränzen in der Hand, die ihr vorhielten, sie habe einen religiösen Ort mißachtet und die Gefühle der Gläubigen während der heiligen Messe verletzt. Sie erklärte ihnen, es sei nicht ihre Absicht gewesen, jemanden zu verletzen, sie sei gezwungen, etwas zu essen, wenn ihre Kräfte nachließen, denn sie sei magenkrank. Ihre Erklärungen beruhigten die Frauen nicht etwa, sondern erzürnten sie noch mehr; einige riefen laut, auf französisch oder provenzalisch, »Jüdin«, »gottlose Jüdin«. Schließlich entfernte sie sich, damit der Skandal nicht ausartete.

War der Zwischenfall, dessen Opfer sie am nächsten Tag beim Betreten einer Weberwerkstatt wurde, eine Folge des Vorfalls in der Kirche Saint-Pierre? Am Eingang der Werkstatt erwarteten sie in drohender Haltung mehrere Arbeiterinnen oder Frauen und Ver-

wandte von Arbeitern, nach der ärmlichen Kleidung zu urteilen, und versperreten ihr den Zugang. Einige waren barfuß. Floras Versuche, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, herauszufinden, was sie ihr vorwarfen, warum sie sie am Betreten der Werkstatt und an dem Treffen mit den Webern hindern wollten, blieben erfolglos. Sie verstand die Sache nur halb, denn sie sprachen ein Gemisch aus Französisch und der Regionalsprache. Sie fürchteten, ihre Ehemänner könnten durch ihre Schuld ihre Arbeit verlieren und sogar verhaftet werden. Einige schienen eifersüchtig auf ihre Anwesenheit dort zu sein, denn sie riefen »Sittenverderberin« oder »Hure, Hure«, während sie ihr die Krallen zeigten. Ihre beiden Begleiter aus Avignon, Schüler von Agricol Perdiguier, rieten ihr, auf das Treffen mit den Webern zu verzichten. Angesichts der erhitzten Gemüter könne man körperliche Aggressionen nicht ausschließen. Wenn die Polizei käme, müßte Flora die Sache ausbaden.

Sie entschied sich dafür, den Palast der Päpste zu besichtigen, der jetzt als Kaserne diene. Ihr Interesse galt nicht dem prunkhaften, massiven Gebäude und schon gar nicht den Gemälden von Devéria und Pradier, die seine dicken Wände schmückten – wenn man sich im Krieg gegen die Übel der Gesellschaft befand, hatte man weder Zeit noch Lust, sich an Kunst zu erfreuen –, aber sie war fasziniert von Madame Gros-Jean, der alten Portiersfrau, die die Besucher durch den Palast führte, der viel von einem Gefängnis hatte. Madame Gros-Jean, fettleibig, einäugig, in Decken gewickelt trotz der starken sommerlichen Hitze, die Flora schwitzen ließ, energisch und geschwätzig wie eine Elster, war

fanatische Monarchistin. Ihr zufolge hatten sämtliche Mißgeschicke Frankreichs 1789 begonnen, mit den gottlosen Teufeln von Jakobinern, vor allem mit dem Ungeheuer Robespierre. Mit morbidem Genuß und unter heftigen Verdammungen zählte sie die schwarzen Taten des Banditen und Robespierre-Anhängers Jourdan auf, genannt der Köpfeabschneider, der in Avignon höchstpersönlich sechsundachtzig Märtyrer geköpft hatte und diesen Palast dem Erdboden gleichmachen wollte. Zum Glück hatte Gott dies nicht zugelassen und dafür gesorgt, daß Jourdan seine Tage unter der Guillotine beendete. Als Flora – um zu sehen, was für ein Gesicht die Portiersfrau machen würde – unvermittelt erklärte, die Große Revolution sei das Beste, was Frankreich seit den Zeiten des heiligen Ludwig widerfahren sei, und das bedeutendste geschichtliche Ereignis der Menschheit, mußte Madame Gros-Jean sich schweratmend und empört an einer Säule festhalten.

Der letzte Teil der Reise der *Mexicain*, an der südamerikanischen Küste entlang, war der angenehmste. Der Pazifik machte seinem Namen alle Ehre und zeigte sich friedlich, und Flora konnte in Ruhe außer ihren eigenen auch Bücher der kleinen Schiffsbibliothek lesen, in der sie Autoren wie Lord Byron und Chateaubriand fand, die sie zum erstenmal las. Sie tat es gründlich, machte sich Notizen dazu und entdeckte auf jeder Seite Ideen, die sie in ihren Bann zogen. Auch die Lücken ihrer Bildung. Aber hattest du denn irgendeine Bildung erhalten, Florita? Das war die Tragödie deines Lebens, nicht André Chazal. Was für eine Bildung erhielten denn

die Frauen, selbst heute? Wäre ein Vorfall wie der mit den Betschwestern, die dich in der Kirche Saint-Pierre als »Jüdin« beschimpften, oder mit den Frauen, die dich in der Weberwerkstatt für eine »Hure« hielten, möglich gewesen, wenn die Frauen eine Bildung erhalten hätten, die diesen Namen verdiente? Deshalb würden die Pflichtschulen für Frauen, wie sie von der Arbeiterunion vorgesehen waren, die Gesellschaft revolutionieren.

Das Schiff legte, hundertdreißig Tage nachdem es in Bordeaux in See gestochen war, fast zwei Monate später als vorgesehen, im Hafen von Valparaiso an. Valparaiso bestand aus einer einzigen, unendlich langen Straße parallel zum Meer mit seinen schwarzen Sandstränden, und auf ihr bewegte sich eine bunte Menschenmenge, in der alle Völker der Erde vertreten zu sein schienen, nach der Vielzahl der Sprachen zu urteilen, die außer dem Spanischen gesprochen wurden: Englisch, Französisch, Chinesisch, Deutsch, Russisch. Für sämtliche Händler, Söldner und Abenteurer der Welt, die in Südamerika ein neues Leben beginnen wollten, war Valparaiso das Eingangstor für den Kontinent.

Kapitän Chabrié brachte sie in einer Pension unter, die von einer Französin, Madame Aubrit, geführt wurde. Ihre Ankunft verursachte Aufsehen in dem kleinen Hafen. Alle kannten ihren Onkel Don Pío Tristan, den reichsten und mächtigsten Mann in Perus Süden, der eine Zeitlang hier in Valparaiso im Exil gelebt hatte. Die Nachricht von der Ankunft einer französischen Nichte Don Píos – noch dazu aus Paris! – rief die Bewohner auf den Plan. In den ersten drei Tagen mußte Flora sich

damit abfinden, eine Prozession von Besuchern zu empfangen. Die großen Familien wollten der Nichte Don Píos ihre Aufwartung machen, der ihr Freund war, wie alle schworen, und sich mit eigenen Augen davon überzeugen, ob das, was die Pariserinnen der Legende nach waren – schöne, elegante Teufelinnen –, der Wirklichkeit entsprach.

Mit den Besuchern traf eine Nachricht ein, die wie eine Bombe bei Flora einschlug. Ihre alte Großmutter, die Mutter Don Píos, in die sie so große Hoffnung gesetzt hatte, um anerkannt und in die Familie Tristan aufgenommen zu werden, war am 7. April 1833 in Arequipa gestorben, am gleichen Tag, an dem Flora dreißig Jahre alt geworden war und sich auf der *Mexicain* eingeschifft hatte. Ein schlechter Anfang für dein südamerikanisches Abenteuer, Andalusierin. Chabrié tröstete sie, so gut er konnte, als er sah, daß sie leichenblaß geworden war. Flora wollte die Gelegenheit nutzen und ihm sagen, sie sei zu verwirrt, um ihm eine Antwort auf seinen Heiratsantrag zu geben, doch er kam ihr ahnungsvoll zuvor und ließ sie nicht zu Wort kommen:

»Nein, Flora, sagen Sie mir nichts. Noch nicht. Das ist nicht der Augenblick für eine so wichtige Angelegenheit. Setzen Sie Ihre Reise fort, reisen Sie nach Arequipa zu Ihrer Familie, regeln Sie Ihre Probleme. Ich werde Sie dort besuchen, dann werden Sie mir Ihre Entscheidung mitteilen.«

Als Flora Avignon am 18. Juli 1844 in Richtung Marseille verließ, war sie hoffnungsvoller als in den ersten Tagen in der Stadt der Päpste. Sie hatte ein Komitee der Arbeiterunion mit zehn Mitgliedern gegründet – Arbei-

ter der Tuchfabriken und der Eisenbahn sowie ein Bäcker – und an zwei lebhaften Geheimversammlungen mit den Karbonan teilgenommen, die noch immer in der Provence aktiv waren, obwohl sie unerbittlich verfolgt wurden. Flora erläuterte ihnen ihre Ideen, gratulierte ihnen zu dem Mut, mit dem sie für ihre republikanischen Ideale kämpften, brachte sie jedoch gegen sich auf, als sie ihnen erklärte, Geheimgesellschaften zu gründen und im Untergrund tätig zu sein seien Kinderen, romantische Ideen, ebenso veraltet wie die Pläne der Ikarier, das Paradies in Amerika zu erschaffen. Der Kampf müsse im hellen Tageslicht geführt werden, vor aller Augen, hier und überall, damit die revolutionären Ideen alle Arbeiter und Bauern, alle Ausgebeuteten ohne Ausnahme erreichten, denn nur sie konnten durch ihren Einsatz die Gesellschaft verändern. Die Karbonan hörten ihr verwirrt zu. Einige warfen ihr ungehalten vor, Kritik zu äußern, um die niemand sie gebeten hatte. Andere schienen beeindruckt zu sein von ihrer Kühnheit. »Nach Ihrem Besuch werden wir Karbonari vielleicht das Verbot, Frauen in unsere Gesellschaft aufzunehmen, revidieren müssen«, sagte der Anführer, Monsieur Proné, zum Abschied zu ihr.

X

Nevermore

Punaauia, Mai 1897

Als Pau'ura ihm Ende Mai 1896 sagte, sie sei schwanger, gab Koke der Nachricht keine große Bedeutung. Und seine *vahine* auch nicht; nach Art der Maori nahm sie ihre Schwangerschaft ohne Fröhlichkeit noch Bitterkeit, mit fatalistischem Gleichmut. Er hatte eine schlimme Zeit hinter sich: das erneute Aufbrechen der Wunden, die Schmerzen im Knöchel und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, nachdem er den letzten Centime von Onkel Zisis Erbe ausgegeben hatte. Doch Pau'uras Schwangerschaft fiel mit einer Wende seines Schicksals zusammen. Während die Wunden an seinen Beinen sich einmal mehr zu schließen begannen, erhielt er eine Überweisung von tausendfünfhundert Francs von Daniel de Monfreid: Ambroise Vollard hatte endlich einige Bilder und eine Skulptur verkauft. Dem ehemaligen Soldaten Pierre Levergos, der sich nach dem Austritt aus der französischen Armee auf einer kleinen Obstplantage in der Umgebung von Punaauia niedergelassen hatte und ihn manchmal besuchte, um eine Pfeife zu rauchen und ein Glas Rum zu trinken, versicherte Paul halb im Scherz, halb im Ernst:

»Seit sie erfahren haben, daß ich Vater eines Tahitianers werde, haben die Ariori beschlossen, mich zu beschützen. Von nun an werden die Dinge mit Hilfe der Götter dieser Erde bessergehen.«

Und so war es, eine Zeitlang. Mit Geld und einer etwas besseren Gesundheit – obwohl er wußte, daß der Knöchel ihn immer quälen und er sein Leben lang hinken würde – konnte er nach Bezahlung seiner Schulden wieder die Weinfässer kaufen, die seine Besucher am Eingang seiner Hütte empfangen, und an den Sonntagen zu seinen Essen laden, bei denen das Hauptgericht ein schleimiges, fast flüssiges Omelett war, das er selbst mit dem Getue eines Meisterkochs zubereitete. Diese Geselligkeiten zogen erneut den Zorn des katholischen Priesters und des protestantischen Pastors von Punaauia auf sich, doch Paul schenkte ihnen nicht die geringste Beachtung.

Er war gut aufgelegt, tatenlustig und zu seiner eigenen Überraschung bewegt, als er sah, wie die Taille und der Bauch seiner *vahine* an Umfang zunahmen. Das Mädchen litt in den ersten Monaten nicht unter Übelkeit und Erbrechen, wie Mette bei ihren sämtlichen Schwangerschaften. Im Gegenteil, Pau'ura setzte ihr normales Leben fort, als wäre sie sich nicht einmal bewußt, daß ein Wesen in ihrem Innern keimte. Im September, als ihr Bauch sich zu wölben begann, wuchs ihr eine Art sanfte Gelassenheit, eine gemessene Langsamkeit zu. Sie sprach leise, atmete tief, bewegte die Hände im Zeitlupentempo und lief mit weit nach außen gestellten Füßen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Koke verbrachte viel Zeit damit, sie zu beobachten. Wenn er

sah, wie sie tief einatmete und dabei die Hände auf den Bauch legte, als wollte sie das Kind abhören, erfaßte ihn ein unbekanntes Gefühl: Zärtlichkeit. Wurdest du alt, Koke? Vielleicht. Konnte ein Wilder Freude empfinden über die universale Erfahrung der Vaterschaft? Ja, zweifellos, denn du warst glücklich über dieses Geschöpf deines Samens, das bald zur Welt kommen würde.

Sein Seelenzustand spiegelte sich in fünf Bildern zum Thema der Mutterschaft wider, die er rasch malte: *Te arii vahine* (Die edle Frau); *No te aha oe riri* (Warum bist du böse?); *Te tamari no atua* (Der Gottessohn); *Nave nave mahana* (Köstliche Tage) und *Te rerioa* (Der Traum). Bilder, in denen du dich kaum wiedererkanntest, Koke, denn auf ihnen zeigte das Leben sich ohne Drama, Spannungen noch Gewalt, gelassen und ruhig, inmitten prachtvoll farbiger Landschaften. Die Menschen wirkten wie ein bloßer Auswuchs der paradiesischen Vegetation. Die Malerei eines zufriedenen Künstlers!

Das Mädchen wurde drei Tage vor Weihnachten 1896 in der Abenddämmerung geboren, in der Hütte, in der sie lebten, mit Hilfe der örtlichen Hebamme. Es war eine Geburt ohne Komplikationen, vor dem Hintergrund der Weihnatschöre, die die Mädchen und Jungen von Punaauia in der protestantischen und in der katholischen Kirche probten. Koke und Pierre Levergos feierten die Geburt mit einigen Gläsern Absinth, unter freiem Himmel, während sie bretonische Lieder anstimmten, die der Maler mit seiner Mandoline begleitete.

»Ein Rabe«, sagte Koke plötzlich, während er zu spielen aufhörte und auf den großen Mangobaum neben

ihnen zeigte.

»Auf Tahiti gibt es keine Raben«, sagte der ehemalige Soldat überrascht und sprang auf, um nachzusehen. »Weder Raben noch Schlangen. Wußtest du das etwa nicht?«

»Es ist ein Rabe«, beharrte Koke. »Ich habe viele in meinem Leben gesehen. Bei Püppchen Marie-Henry, in Le Pouldu, kam einer jede Nacht zu mir ans Fenster, um mich vor einem Unglück zu warnen, das ich nie erriet. Wir wurden Freunde. Dieser große, häßliche Vogel da ist ein Rabe.«

Sie konnten es nicht herausfinden, denn als sie sich dem Mangobaum näherten, verflüchtigte sich das dunkle Etwas, der geflügelte Schatten.

»Ein unheilverkündender Vogel, das weiß ich genau«, erklärte Koke unbeirrbar. »Der in Le Pouldu kam, um mir eine Tragödie anzukündigen. Auch der hier ist mit der Nachricht einer Katastrophe hergekommen. Meine Ekzeme werden aufbrechen, oder beim nächsten Unwetter schlägt der Blitz in die Hütte ein und setzt sie in Brand.«

»Das war ein anderer Vogel, wer weiß was für einer«, widersprach Pierre Levergos hartnäckig. »Auf Tahiti, Mo-orea und den anderen Inseln hier hat man nie einen Raben gesehen.«

Zwei Tage später, während Koke und Pau'ura darüber stritten, wo sie das Mädchen taufen lassen sollten – sie wollte die katholische Kirche, aber er nicht, denn Pater Damián war ein schlimmerer Feind als der umgänglichere Pastor Riquelme –, wurde das Kind auf einmal steif, lief bläulich an, als fehle ihm Luft, und rührte sich

nicht mehr. Als sie zum Arztposten in Punaauia kamen, war es bereits tot. »Angeborener Defekt der Atemwege«, dem Totenschein zufolge, den der Vertreter des Gesundheitswesens unterzeichnete.

Sie begruben das Mädchen auf dem Friedhof von Punaauia, ohne religiöse Zeremonie. Pau'ura weinte nicht, nicht an diesem Tag und nicht an den folgenden und nahm nach und nach ihre Routine wieder auf, ohne ihr gestorbenes Mädchen je zu erwähnen. Auch Paul sprach nicht über sie, aber er dachte Tag und Nacht an das Geschehen. Es quälte ihn schließlich genauso wie Monate zuvor das *Porträt von Aline Gauguin*, dessen Verbleib er nie klären konnte.

Du dachtest an das tote Mädchen und an den unheilvollen Vogel – es war ein Rabe, du warst dir sicher, so sehr Eingeborene und Siedler auch versichern mochten, daß es keine Raben auf Tahiti gab. Diese geflügelte Gestalt rührte alte Bilder in deiner Erinnerung auf, aus einer Zeit, die gar nicht so weit zurücklag, die dir aber jetzt unendlich fern vorkam. Er versuchte, sich irgendeine Veröffentlichung zu beschaffen – zuerst in der bescheidenen Bibliothek des Militärclubs von Papeete, dann in der Privatbibliothek des Siedlers Auguste Goupil, der einzigen auf der ganzen Insel, die diesen Namen verdiente –, in der die französische Übersetzung des Gedichts *Der Rabe* von Edgar Allan Poe enthalten war. Du hattest zugehört, als der Übersetzer, dein Freund, der Dichter Stéphane Mallarmé, es mit lauter Stimme vortrug in seiner Wohnung in der Rue de Rome, bei einer dieser dienstäglichen Zusammenkünfte, an denen du in deinem Pariser Leben einst teilzunehmen

pflegtest. Du erinnerstest dich mit aller Deutlichkeit an die Ausführungen des eleganten, feinsinnigen Stéphane über die schreckliche Zeit im Leben Poes, in der dieser, zerstört von Alkohol, Drogen, Hunger und den Familienproblemen in Philadelphia, die erste Version dieses Textes geschrieben hatte. Dieses schreckliche Gedicht, dessen Übersetzung so düster und doch harmonisch, so sinnlich und makaber war, hatte dich bis ins Mark getroffen, Paul. Der tiefe Eindruck dieser Lektüre hatte dich veranlaßt, ein Porträt von Mallarmé zu malen, als Huldigung an den, der imstande gewesen war, dieses Meisterwerk so treffend in die französische Sprache zu übertragen. Doch Stéphane gefiel es nicht. Vielleicht hatte er recht, vielleicht war es dir nicht gelungen, sein schwer faßbares Dichtergesicht festzuhalten.

Er erinnerte sich, daß bei dem Abendessen im Café Voltaire am 23. März 1891, das seine Freunde für ihn gegeben hatten, um ihn am Vorabend seiner ersten Reise nach Tahiti zu verabschieden, kein anderer als Stéphane Mallarmé den Vorsitz geführt und zwei Übersetzungen von *Der Rabe* vorgelesen hatte, seine eigene und die des furchteinflößenden Dichters Charles Baudelaire, der sich rühmte, mit dem Teufel gesprochen zu haben. Dann hatte Stéphane Paul als Dank für das Porträt ein gewidmetes Exemplar des kleinen privaten Drucks seiner Übersetzung geschenkt, die 1875 erschienen war. Wo war dieses Büchlein? Er durchwühlte die Reisetruhe mit dem Krimskrams, aber er fand es nicht. Wer deiner Freunde hatte es behalten? Bei welchem deiner zahllosen Umzüge war dieses Gedicht verlorengegangen, nach dem es dich jetzt so dringend verlangte – wie nach

Alkohol, wie nach Laudanum, wenn die Schmerzen dich überfielen? Die unangenehme Erinnerung an deine Versuche, das Porträt deiner Mutter zurückzuerlangen, hinderte dich daran, deine Freunde zu bitten, sie sollten sich nach der Übersetzung des Gedichts von Poe umtun.

Im Gedächtnis geblieben waren ihm nicht die einzelnen Verse, nur das Ritornell, mit dem die Strophen endeten – »*Nevermore*« –, auch der Aufbau und der Inhalt. Ein Gedicht, das für dich, Koke, den Tahitianer, in diesem Augenblick deines Lebens geschrieben war. Du fühltest dich wie jener Student, du warst jener Student, der zu stürmischer mitternächtlicher Stunde, vertieft in seine Grübeleien und Lektüren, das Herz gebrochen durch den Tod seiner geliebten Leonor, von einem Raben überrascht wird. Der Vogel dringt durch das Fenster seines Zimmers ein, vom Sturm getrieben oder von den Mächten der Finsternis geschickt, und läßt sich auf der weißmarmornen Büste der Pallas Athene nieder, die an der Tür wacht. Du erinnertest dich mit fiebriger Klarsicht an die Melancholie und die makabren Töne des Gedichts, an seine Anspielungen auf den Tod, den Schrecken, das Unglück, die Hölle (»die Strände Plutos«), die Finsternis, die Ungewißheit des Jenseits. Auf alle Fragen des Studenten nach seiner Geliebten, nach der Zukunft, antwortet der Vogel mit seinem unheilvollen »*Nevermore*«, bis eine beklemmende Atmosphäre von Ewigkeit, von regloser Zeit entsteht. Bis hin zu den Schlußversen, wenn die Geschichte den Studenten und seinen schwarzen Besucher entläßt, dazu verurteilt, sich bis zum Ende aller Zeiten von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.

Du mußt malen, Koke. Dieses Knistern im Kopf, das dich seit so langer Zeit nicht mehr erfaßt hatte, war wieder da, forderte es von dir, verwandelte dich in ein aufgewühltes, euphorisches Wesen. Ja, ja, natürlich: malen. Was solltest du malen? Fiebrig, gepackt von der Erregung und diesem Aufruhr in seinem Blut, der ihm Gänsehaut machte, in den Kopf stieg und ein Gefühl von Sicherheit, Macht, Siegesgewißheit verlieh, spannte er eine Leinwand in den Rahmen, befestigte sie mit Reißzwecken und stellte sie auf die Staffelei. Er begann das tote Mädchen zu malen, versuchte, es ausgehend von den religiösen und abergläubischen Vorstellungen der alten Maori zum Leben zu erwecken, von denen keine Spur mehr blieb oder die von den jetzigen Bewohnern so verborgen, so geheimgehalten wurden, daß sie für dich verboten waren, Koke. Er arbeitete ganze Tage, vormittags und nachmittags, mit einer Pause am Mittag für einen kurzen Schlaf, an der Neuerfindung des winzigen Körpers, des bläulichen Gesichts. In der Dämmerung des dritten Tages, als das abnehmende Licht ihm das Arbeiten erschwerte, fuhr er mit einem breiten, weißen Pinselstrich über das mühsam erarbeitete Bild. Er war angewidert, erhitzt, fühlte eine Wut im Leib, die ihm aus Ohren und Augen drang, diesen Zorn, der ihn immer ergriff, wenn er nach einem Anfall von Begeisterung, der ihn zur Arbeit trieb, feststellen mußte, daß er gescheitert war. Was dir von der Leinwand entgegenblickte, war ein Dreck, Koke. Zur Enttäuschung, zur Frustration, zum Gefühl der Ohnmacht gesellte sich ein heftiger Schmerz in den Gelenken und Knochen. Er ließ die Pinsel auf der Palette

zurück und beschloß, bis zur Bewußtlosigkeit zu trinken. Als er durch das Schlafzimmer zum Eingang ging, wo das Faß mit dem Rosewein stand, sah er aus dem Augenwinkel Pau'ura, die nackt auf der Seite ausgestreckt lag, das Gesicht den rechteckigen Öffnungen der Wand zugekehrt, in denen die ersten Sterne an einem kobaltblauen Himmel erschienen. Die Augen seiner *vahine* hefteten sich einen Augenblick gleichmütig auf ihn und wandten sich dann wieder gelassen oder vielleicht gleichgültig dem Himmel zu. In dieser chronischen Unlust, mit der Pau'ura allem begegnete, lag etwas Geheimnisvolles, Hermetisches, das ihn anzog. Er blieb jäh stehen, trat zu ihr und beobachtete sie eine Weile. Ein seltsames Gefühl, eine Vorahnung erfaßte dich.

Was du da sahst, das war es, was du malen mußtest, Koke. Jetzt sofort. Ohne etwas zu sagen, ging er ins Atelier, nahm das Skizzenheft und ein paar Kohlestifte, kehrte ins Schlafzimmer zurück und ließ sich auf der Strohmatte nieder, Pau'ura gegenüber. Sie rührte sich nicht und stellte ihm keine Fragen, während er mit sicherem Strich zwei, drei, vier Skizzen des liegenden Mädchens machte. Pau'ura schloß ab und zu schläfrig die Augen, öffnete sie nach einer Weile wieder und heftete sie einen Augenblick auf Koke, ohne die geringste Neugier. Die Mutterschaft hatte ihre Hüften voller gemacht, sie gerundet, und ihrem Bauch eine majestätische Schwere verliehen, die dich an die Bäuche und Hüften der schmachtenden Odaliskinnen von Ingres, der Königinnen und mythologischen Frauen von Rubens und Delacroix erinnerte. Doch nein, nein, Koke. Dieser

wunderbare matthäutige Körper mit goldenen Reflexen, mit festen Oberschenkeln, die sich in kräftigen, harmonisch geformten Unterschenkeln fortsetzten, war nicht europäisch, nicht westlich, nicht französisch. Er war tahitianisch. Er war maorisch. Er war es in der Selbstvergessenheit, in der Freiheit von Pau'uras Körperhaltung, in der unbewußten Sinnlichkeit, die aus jeder seiner Poren strömte, sogar in den Strähnen des schwarzen Haars, die noch schwärzer wirkten auf dem gelben Kissen – ein so kräftiges Goldgelb, daß es dich an die zügellosen Goldtöne des verrückten Holländers erinnerte, über die ihr in Arles so heftig gestritten hattet. In der Luft lag ein Aroma von Erregung und Begehren. Eine konzentrierte Sexualität, die dich trunkener machte als der Wein, den du hattest trinken wollen, als du deine *vahine* nackt in dieser Position liegen sahst, die deine Rettung war und dich von der Depression befreite.

Er fühlte eine beginnende Erektion, aber er hörte nicht auf zu arbeiten. Es wäre ein Sakrileg, die Arbeit in diesem Augenblick zu unterbrechen, der Zauber würde nicht wiederkehren. Als er das benötigte Material beisammen hatte, war Pau'ura eingeschlafen. Er fühlte sich erschöpft, aber es war ein angenehmes Gefühl, verbunden mit einer großen inneren Ruhe. Morgen würdest du das Bild neu beginnen, Koke, dieses Mal ohne Wankelmut. Du wußtest genau, welches Bild du malen wolltest. Und auch, daß auf diesem Bild, hinter der nackten, goldenen, auf einem Bett ausgestreckten Frau, deren Kopf auf einem gelben Kissen ruhte, ein Rabe erscheinen würde. Und daß das Bild *Nevermore* heißen würde.

Am nächsten Tag kam sein Freund Pierre Levergos

wie an anderen Tagen in der Mittagszeit zur Hütte, um mit ihm zu plaudern und ein Glas zu trinken. Koke wies ihn abrupt ab:

»Komm erst wieder, wenn ich dich rufe, Pierre. Ich möchte nicht unterbrochen werden, weder von dir noch von sonst jemandem.«

Er bat Pau'ura nicht, noch einmal die Position einzunehmen, in der er sie malte; genausogut hätte er den Himmel noch einmal um jenes letzte Licht bitten können, in dem er seine *vahine* gesehen hatte, ein Licht, das im Begriff war, die Gegenstände aufzulösen und auszulöschen, sie in Schatten zu tauchen, sie in ungewisse Formen zu verwandeln. Das Mädchen würde nie wieder die spontane Selbstvergessenheit, die absolute Passivität zeigen, in der er sie überrascht hatte. Das Bild war so lebendig in seiner Erinnerung, daß er es mit Leichtigkeit wiedergeben konnte, ohne eine Sekunde bei den Umrissen und der Linienführung der Gestalt zu zögern. Dagegen kostete es ihn maßlose Mühe, ihr Bild in jenes abnehmende, leicht bläuliche Licht zu tauchen, die Stimmung zu schaffen, die etwas von gespensterhafter Erscheinung, von Magie oder Wunder hatte und, du warst dir sicher, *Nevermore* sein Gepräge, seine Eigenart geben würde. Er arbeitete sorgfältig an der Form der Füße, so, wie er sie erinnerte, entspannt, irdisch, die Zehen auseinanderstehend und ein Gefühl von Solidität vermittelnd, das Gefühl, daß sie immer in direktem Kontakt mit dem Boden, in geschlechtlichem Verkehr mit der Natur gewesen waren. Und er verwandte große Sorgfalt auf den blutigen Stoffetzen, der vergessen neben dem rechten Fuß und Bein Pau'uras

lag: züngelnde Flamme, Gerinnsel, das versuchte, sich den Weg in diesen sinnlichen Körper zu bahnen.

Ihm wurde bewußt, daß es eine enge Verbindung zwischen diesem Bild und dem gab, das er 1892 von Teha'am-ana gemalt hatte: *Manao tupapau* (Der Geist der Toten wacht), sein erstes tahitianisches Meisterwerk. Das würde ein weiteres Meisterwerk sein, Koke. Reifer und tiefer als das andere. Kälter, weniger melodramatisch, vielleicht tragischer; dort die Angst Teha'amanas vor dem Gespenst; hier Pau'uras passive Resignation nach der Prüfung, nach dem Verlust ihrer wenige Tage alten Tochter, die weise, fatalistische Haltung der Maori angesichts des Schicksals, für das der augenlose Rabe stand, der auf dem Bild *Nevermore* die Stelle des Dämons von *Manao tupapau* einnahm. Als du dieses Bild vor fünf Jahren gemalt hattest, schlepptest du noch viele Überreste der romantischen Faszination für das Böse, das Makabre, das Düstere mit dir herum, wie Charles Baudelaire, der Dichter, der in Luzifer verliebt war, von dem er behauptete, er habe ihn eines Abends in einem Bistro in Montparnasse sitzen sehen und mit ihm über Ästhetik diskutiert. Dieser literarisch-romantische Hintergrund war verschwunden. Dem Raben hattest du ein tropisches Aussehen verliehen: er war grünlich geworden, mit grauem Schnabel und rauchgefleckten Flügeln. In dieser heidnischen Welt akzeptierte die ruhende Frau ihre Grenzen, sie wußte um ihre Ohnmacht angesichts der geheimen, grausamen Kräfte, die plötzlich über die Menschen hereinbrechen, um sie zu vernichten. Das primitive Bewußtsein – das der Ariori – kannte kein Aufbegehren gegen sie, keine Klage

und keinen Protest. Es begegnete ihnen mit Gleichmut, mit Klarsicht, mit Resignation, wie der Baum und der Berg dem Sturm, der Sand der Strände den Fluten, die sie unter sich begraben.

Als er den Akt beendet hatte, füllte er den Raum um ihn üppig und detailreich, mit großer Farbenvielfalt und subtilen Kombinationen. Das mysteriöse, ungewisse Licht der Dämmerung lud die Gegenstände mit Ambivalenz auf. Sämtliche Motive deiner persönlichen Welt waren gegenwärtig, gaben dieser Komposition ihre Eigenheit, und doch war sie eindeutig tahitianisch. Außer dem blinden Raben mit seinen tropischen Farben erschienen, auf anderen Flächen, Phantasieblumen, schwellende, knollenförmige Figuren, Pflanzenschiffe mit vollen Segeln, ein Himmel mit treibenden Wolken, vielleicht die Pinselstriche eines Bildes, das die Mauer bedeckte, oder ein Himmel, der durch ein offenes Fenster des Raums zu sehen war. Die beiden Frauen, die hinter dem liegenden Mädchen miteinander sprachen, die eine mit dem Rücken zum Betrachter, die andere im Profil, wer waren sie? Du wußtest es nicht; es war etwas Unheimliches, Unheilverkündendes an ihnen, das sich hinter der Normalität ihrer Erscheinung verbarg, etwas Grausameres als beim dunklen Dämon von *Manao tupapau*. Man brauchte das liegende Mädchen nur genauer zu betrachten, um festzustellen, daß ihre Augen trotz ihrer ruhigen Pose verdreht waren: sie versuchte, das Gespräch zu erlauschen, das hinter ihrem Rücken stattfand, ein Gespräch, das sie beunruhigte. Auf verschiedenen Gegenständen des Zimmers – auf dem Kissen, dem Laken – erschienen die kleinen japanischen

Blumen, die dir automatisch aus dem Pinsel flössen, seitdem du in deinen Anfängen als Maler die japanischen Holzschnittkünstler entdeckt hattest. Doch jetzt kam auch in diesen kleinen Blumen die verborgene Ambivalenz der primitiven Welt zum Ausdruck, denn sie veränderten sich je nach dem Blickwinkel und wurden zu Schmetterlingen, Papierdrachen, fliegenden Gebilden.

Als er das Bild beendet hatte – fast zehn Tage lang arbeitete er an der Verfeinerung und Korrektur der Einzelheiten –, fühlte er sich glücklich, traurig, leer. Er rief nach Pau'ura. Nachdem sie es eine Weile ausdruckslos betrachtet hatte, schüttelte sie den Kopf ohne große Begeisterung:

»Ich bin nicht so. Diese Frau ist eine Alte. Ich bin sehr viel jünger.«

»Du hast recht« erwiderte er. »Du bist jung. Sie ist ewig.«

Er legte sich eine Weile zum Schlafen nieder und suchte nach dem Erwachen Pierre Levergos auf. Er lud ihn nach Papeete ein, um sein gerade fertiggestelltes Meisterwerk zu feiern. In den kleinen Hafenlokalen tranken sie ohne Pause, die ganze Nacht und von allem, Absinth, Rum, Bier, bis beide besinnungslos betrunken waren. Dann versuchten sie, in eine Opiumhöhle in der Nähe der Kathedrale hineinzukommen, aber die Chinesen warfen sie hinaus. Sie schliefen auf dem Boden in einem Wirtshaus. Am nächsten Tag, als sie im öffentlichen Wagen nach Punaauia zurückkehrten, drehten sich Paul die Eingeweide um, er würgte und spürte eine giftige Säure im Magen. Doch trotz seines üblen Zu-

stands verpackte er sorgfältig das Bild und schickte es, begleitet von wenigen Zeilen, an Daniel de Monfreid: »Da es ein Meisterwerk ist, will ich lieber, daß es nicht verkauft wird, wenn man keinen guten Preis dafür erzielen kann.«

Als vier Monate später Monfreids Antwort eintraf, in der er ihm mitteilte, daß Ambroise Vollard *Nevermore* am ersten Tag, an dem er das Bild in seiner Galerie ausgestellt hatte, für fünfhundert Francs verkaufen konnte, hatte Paul Punaauia schon verlassen und lebte in Papeete. Er hatte eine Anstellung als Hilfszeichner im Bauamt der Kolomalverwaltung gefunden. Er verdiente hundertfünfzig Francs. Das reichte für ein bescheidenes Leben. Er lief nicht mehr halbnackt herum, nur mit einem Pareo bekleidet, sondern kleidete sich wie die Beamten auf westliche Art und trug Schuhe. Pau'ura hatte ihn verlassen – ohne ein Wort zu sagen, verschwand sie eines schönen Tages mit ihren wenigen persönlichen Habseligkeiten –, und er, deprimiert über ihren Fortgang und über die Nachricht vom Tod seiner Tochter Aline in Kopenhagen, der ihn zunehmend beunruhigte, hatte das Haus in Punaauia verkauft und vor einer Gruppe von Freunden öffentlich geschworen, niemals wieder auch nur ein Strichmännchen zu malen oder irgendeine Figur herzustellen, weder aus einem Fetzen Papier noch aus Brotkrume. Fortan würde er nichts weiter tun, als überleben, ohne irgendwelche Pläne zu schmieden. Wer nicht wußte, ob er es ernst meinte oder im Alkoholrausch faselte, und ihn fragte, warum er eine so radikale Entscheidung getroffen habe, erhielt als Antwort, daß alles, was er nach *Nevermore*

malen könnte, schlecht sein würde. Dieses Bild war sein Schwanengesang.

Nun begann eine Zeit in seinem Leben, in der sämtliche Bewohner Papeetes ihn beobachteten und sich fragten, wie lange die Agonie dieses lebenden Toten dauern würde, der sich auf der Schlußgeraden seiner Existenz zu befinden schien und alles tat, um seinen Tod zu beschleunigen. Er wohnte in einer Pension außerhalb der Stadt, wo Papeete in den Wald überging. Er verließ sie sehr früh am Morgen, in Richtung Bauamt; seiner Lahmheit wegen brauchte er für die Strecke doppelt so lange wie ein normal gehender Mann. Seine Arbeit war eher symbolisch – eine Gefälligkeit des Gouverneurs Gustave Gallet –, denn er machte die Pläne, die man ihn zeichnen hieß, so ungeschickt und lustlos, daß man sie neu anfertigen mußte. Niemand wies ihn darauf hin. Alle fürchteten seinen reizbaren Charakter, diese aggressiven Anwandlungen, die ihn jetzt nicht nur in betrunkenem, sondern auch in nüchternem Zustand überkamen.

Er aß fast nichts und magerte ab; violette Ringe lagen unter seinen Augen, und in seinem eingefallenen Gesicht wirkte seine gebrochene Nase noch größer und schiefer, wie bei einem dieser Götzen, die er früher gern aus Holz geschnitzt hatte und von denen er behauptete, sie seien die alten Götter des Pantheons der Maori.

Von seiner Arbeit ging er direkt zu den kleinen Hafenslokalen, die mittlerweile auf zwölf angewachsen waren. Er bewegte sich langsam auf dem Hafendamm vorwärts, dem Quai du Commerce, allein, hinkend, auf seinen Stock gestützt, mit deutlichen Zeichen körperlicher Qual

im Gesicht, mürrisch, finster, ohne jemandes Gruß zu erwidern. Er, der während langer Zeiten ein sehr geselliges Leben mit Eingeborenen und Siedlern geführt hatte, wurde menschenfeindlich, unnahbar. An einem Tag wählte er diese Terrasse eines Lokals, am andern Tag eine andere. Er trank ein Glas Absinth oder Rum oder Wein oder ein Bier, und bald erlangten seine Augen das glasige Aussehen, seine Zunge die Schwere und seine Gesten die fahrig-eingeschränkte Langsamkeit der Gewohnheitstrinker.

Dann unterhielt er sich mit den Wirten, den Straßenhuren, den Vagabunden und Säufern der Umgebung oder mit Pierre Levergos, der aus Punaauia kam, um ihm Gesellschaft zu leisten, weil er sich seiner Einsamkeit erbarmte. Der ehemalige Soldat hielt es für einen Irrtum, zu glauben, Paul sei dem Tode nahe. In seinen Augen geschah etwas Schlimmeres mit ihm: Er war dabei, den Verstand zu verlieren, sein Kopf war ein einziges Durcheinander. Er sprach von seiner Tochter Aline, die mit zwanzig Jahren in Kopenhagen gestorben war, ohne daß er Abschied von ihr hatte nehmen können, und wetteuerte zugleich in der schlimmsten gott- und ruchlosen Weise gegen die katholische Religion. Er beschuldigte sie, die Arier, die lokalen Götter, ausgelöscht zu haben, und die gesunden, freien, vorurteilslosen Sitten der Eingeborenen zu vergiften und zu verderben, indem sie ihnen die geistigen Vorurteile, Verbote und Laster aufzwang, denen Europa seinen gegenwärtigen Verfall verdankte. Sein Haß und seine Wut richteten sich gegen alles und jedes. An manchen Tagen konzentrierten sie sich auf die in Tahiti ansässigen Chinesen, die er beschuldigte, sich dieser Inseln bemächtigen zu wollen, um den Tahi-

tianern und Siedlern den Garaus zu machen und das gelbe Reich auszuweiten. Oder er verwickelte sich in lange, unverständliche Selbstgespräche über die Notwendigkeit, das westliche Schönheitsideal der Kunst – Frau und Mann mit weißer Hautfarbe und harmonischen Proportionen, wie es die Griechen geschaffen hatten – durch die unharmonischen, asymmetrischen und ästhetisch kühnen Werte der primitiven Völker zu ersetzen, deren Schönheitsmuster origineller, vielfältiger und unreiner waren als die europäischen.

Es war ihm egal, ob man ihm zuhörte; wenn jemand ihn mit einer Frage unterbrach, dann ignorierte er ihn oder brachte ihn mit einer Grobheit zum Schweigen. Er versank in seiner Welt, immer weniger zugänglich für die anderen. Schlimm waren seine Wutanfälle, bei denen er sich plötzlich mit irgendeinem gerade in Papeete angekommenen Seemann anlegte, oder Anstalten machte, einem Kunden, der zu seinem Pech seinen Blick erwiderte, einen Stuhl auf dem Kopf zu zertrümmern. In solchen Fällen schleppte die Gendarmen ihn zum Polizeiposten und ließen ihn in einer Zelle ausnüchtern. Während die Einwohner ihn kannten und seinen Provokationen keine Beachtung schenkten, verhielt es sich anders mit den Seeleuten auf der Durchreise, die sich bisweilen mit ihm prügelten. Und jetzt war es Paul, der den kürzeren zog, mit blauen Flecken im Gesicht und zerschundenem Körper. Er war erst neunundvierzig Jahre alt, doch sein Körper war genauso verfallen wie sein Geist.

Ein weiteres obsessives Thema Kokes war sein Umzug auf die Marquesas. Wer immer in diesen weitab gele-

genen Kolonien gewesen war, deren nächste mehr als tausendfünfhundert Kilometer von Tahiti entfernt war, versuchte, ihn von der wirklichkeitsfernen Vorstellung abzubringen, die er sich von diesen Inseln machte, ließ es jedoch bald sein, wenn er merkte, daß er auf taube Ohren stieß. Pauls Kopf schien nicht mehr imstande zu sein, zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu unterscheiden. Er behauptete, daß alles, was katholische Priester und protestantische Pfarrer sowie französische Siedler und chinesische Händler auf Tahiti und auf den anderen Inseln des Archipels pervertiert und zerstört hatten, auf den Marquesas unversehrt, unberührt, rein und echt erhalten sei. Daß dort das Volk der Maori noch immer dasselbe wie früher sei, das stolze, freie, barbarische, kraftvolle primitive Volk, eins mit der Natur und mit den Göttern; daß es noch immer in der Unschuld seiner Nacktheit, seines Heidentums, seiner Feste und seiner Musik lebe, in der Unschuld der heiligen Riten, der kunstvollen Tätowierungen, der kollektiven sexuellen Rituale und des regenerierenden Kannibalismus. Das war es, was er suchte, seitdem er den bürgerlichen Panzer abgeschüttelt hatte, in dem er seit seiner Kindheit gefangen gewesen war; seit einem Vierteljahrhundert folgte er nun den Spuren dieser paradiesischen Welt, ohne sie zu finden. Er hatte sie in der traditionsreichen, katholischen Bretagne gesucht, die stolz war auf ihren Glauben und ihre Sitten, aber die malenden Touristen und die westliche Modernität hatten sie längst befleckt. Er hatte sie auch nicht in Panama gefunden, weder auf Martinique noch hier, auf Tahiti, wo die europäische Kultur die primitive

verdrängt und den Lebensnerv dieser höheren Zivilisation, von der nur noch elende Reste blieben, bereits tödlich getroffen hatte. Deshalb mußte er fortgehen. Sobald er ein wenig Geld beisammen hätte, würde er ein Schiff nach den Marquesas nehmen. Er würde seine westliche Kleidung, seine Gitarre und sein Akkordeon, seine Leinwände und seine Pinsel verbrennen. Er würde in die Wälder eindringen, bis er auf ein abgelegenes Dorf, sein künftiges Zuhause, stieße. Er würde lernen, die blutrünstigen Götter anzubeten, die den Trieben, Träumen, Wünschen und der Phantasie des Menschen Nahrung gaben und den Körper niemals dem Verstand opferten. Er würde die Kunst der Tätowierungen studieren und imstande sein, ihr labyrinthisches Zeichensystem zu beherrschen, das chiffrierte Wissen, in dem ihre reiche kulturelle Vergangenheit aufbewahrt war. Er würde lernen zu jagen, zu tanzen, in diesem elementaren Maori zu beten, das älter war als das Tahitianische, und er würde seinen Organismus erneuern, indem er das Fleisch seines Nächsten aße. »Ich werde mich nie in Reichweite deiner Zähne begeben, Koke«, sagte Pierre Levergos zu ihm, der einzige, dessen Scherze er duldete.

Die Einwohner lachten hinter seinem Rücken über ihn. Sie erzählten sich seine verrückten Ein- und Ausfälle und nannten ihn den Barbaren oder den Hinkfuß oder auch den Kannibalen. Daß er nicht mehr ganz richtig im Kopf war, offenbarten die Widersprüche, in die er sich verwickelte, wenn er sein vergangenes Leben heraufbeschwor. Er rühmte sich, ein direkter Nachfahre des letzten Aztekenherrschers, genannt Moctezuma, zu sein, und wenn jemand ihn respektvoll darauf hinwies, er

habe vor einigen Tagen versichert, daß er in gerader Linie von einem Vizekönig Perus abstamme, sagte er, so sei es in der Tat, und außerdem habe er eine Großmutter, Flora Tristan, Anarchistin zu Zeiten Louis-Philippes, der er als Kind geholfen habe, die Bomben und das Pulver für die terroristischen Attentate auf die Bankiers vorzubereiten. Es machte ihm nichts aus, sich zu Behauptungen zu versteigen, die weder Hand noch Fuß hatten, oder in grobe Anachronismen zu verfallen; seine Erinnerungen waren die Augenblickserfindungen von jemandem, der von der Wirklichkeit abgekoppelt war, eines Kopfes, der sich eine Vergangenheit fabriziert hatte, weil Krankheiten, Medikamente, Wahnideen und Alkoholräusche seine eigene aufgelöst hatten.

Kein Siedler, kein Offizier der kleinen Garnison, kein Beamter lud ihn zu sich nach Hause ein, noch gestattete man ihm den Zutritt zum Militärklub. Für die Familien der kleinen kolonialen Gesellschaft von Tahiti-nui war er fortan ein Aussätziger: wegen seines skandalösen Lebenswandels, weil er in aller Offenheit mit eingeborenen Frauen zusammengelebt, sich mit Prostituierten geschmückt und sowohl in Mataiea als auch in Punaauia Sittenskandale provoziert hatte – die der Klatsch bis zum Delirium übertrieb –, und wegen des schlechten Rufs, den er den Priestern und Pastoren (vor allem Pater Damián) verdankte, die zwar im Streit um die Seelen der Eingeborenen heftig miteinander rivalisierten, sich aber darin einig waren, daß Paul, der betrunkene, degensierte Maler, eine öffentliche Gefahr, eine Schande für die Gesellschaft, eine Quelle sittlicher Verfehlungen darstellte. Jeden Augenblick könnte er irgendein Ver-

brechen begehen. Was war von einem Subjekt zu erwarten, das öffentliche Lobreden auf den Kannibalismus hielt?

Eines Tages erschien im Bauamt ein schwangeres Eingeborenenmädchen, das nach ihm fragte. Es war Pau'ura. Mit der größten Selbstverständlichkeit, als hätten sie sich am Vorabend verabschiedet – »Guten Tag, Koke« –, zeigte sie mit einem halben Lächeln auf ihren Bauch. In der Hand hielt sie ihr Kleiderbündel.

»Kommst du zu mir zurück?«

Pau'ura nickte.

»Was du da im Bauch hast, ist das von mir?«

Das Mädchen nickte abermals, sehr sicher, mit Schalk in den Augen.

Er freute sich sehr. Doch sogleich traten Schwierigkeiten auf, wie es nicht anders sein konnte bei dir, Koke. Die Besitzerin der Pension erlaubte nicht, daß Pau'ura das Zimmer mit Paul teilte, mit der Begründung, ihre Pension sei zwar bescheiden, aber ehrbar, und unter ihrem Dach lebten keine illegitimen Paare zusammen, schon gar nicht ein Weißer mit einer Eingeborenen. Daraufhin begann eine elende Odyssee durch die Familienhäuser Papeetes, die Zimmer vermieteten. Überall weigerte man sich, sie aufzunehmen. Paul und Pau'ura mußten nach Punaauia fliehen, auf das kleine Landgut von Pierre Levergos, der bereit war, sie so lange zu beherbergen, bis sie einen Unterschlupf fänden, womit der ehemalige Soldat sich die Feindschaft von Pater Damián und Ehrwürden Riquelme einhandelte.

Das Leben Kokes, der nun in Punaauia lebte und in Papeete arbeitete, wurde äußerst schwierig. Er mußte, noch

im Dunkeln, den ersten öffentlichen Wagen nehmen und kam trotzdem eine halbe Stunde zu spät zu seinem Arbeitsplatz. Als Ausgleich für die Verspätung erbot er sich, nach dem Schließen der Büros eine halbe Stunde länger zu bleiben.

Als hätte er nicht schon genug Probleme, setzte er sich etwas völlig Absurdes in den Kopf: Er wollte die Pensionen und Herbergen Papeetes gerichtlich belangen, die ihm mit seiner *vahine* die Unterkunft verweigert hatten, unter der Anklage, daß sie gegen die Gesetze Frankreichs verstoßen hatten, die verboten, Bürger aus rassistischen oder religiösen Gründen zu diskriminieren. Er verlor Stunden und Tage damit, Anwälte zu befragen und den Staatsanwalt über die Höhe der Entschädigungen zu konsultieren, die er und Pau'ura für das ihnen angetane Unrecht verlangen konnten. Alle versuchten, ihn davon abzubringen, mit dem Argument, daß er einen derartigen Prozeß niemals gewinnen würde, weil die Gesetze den Besitzern und Verwaltern von Hotels und Pensionen das Recht gaben, Personen abzuweisen, die sie nicht für achtbar hielten. Und welche Achtbarkeit konnte er geltend machen, er, der in einem offen ehebrecherischen Verhältnis, einer illegitimen Verbindung oder in Bigamie lebte, noch dazu mit einer Eingeborenen, der aufgrund seiner alkoholischen Exzesse unzählige Male polizeilich auffällig geworden war und auf dem obendrein die Anklage lastete, aus der Klinik geflohen zu sein, um nicht zahlen zu müssen, was er ihr schuldete? Es war ein Akt des Mitleids, daß die Ärzte des Hospitals Vaiami wegen des entstandenen Schadens nicht rechtlich gegen ihn

vorgegangen waren; wenn er jedoch auf diesem Prozeß beharrte, käme diese Angelegenheit ans Licht der Öffentlichkeit, und Koke hätte das Nachsehen.

Es waren nicht diese Argumente, die ihn von seinem Vorhaben abbrachten, sondern ein gemeinsamer Brief seiner Freunde Daniel de Monfreid und des guten Schuff, der ihn Mitte 1897 wie ein Geschenk des Himmels erreichte. Er kam zusammen mit einer Überweisung von tausendfünfhundert Francs und kündete eine weitere Geldsendung in nächster Zeit an. Ambroise Vollard habe begonnen, seine Bilder und Skulpturen zu verkaufen. Nicht nur einem einzigen Kunden, sondern mehreren. Er habe Verkäufe in Aussicht, die in jedem Augenblick zustande kommen könnten. Es scheine sich eine Wende anzubahnen in seiner Malerei. Seine beiden Freunde freuten sich, daß die Sammler endlich zu erkennen begannen, was einige Kritiker und Maler bereits halblaut zugaben: daß Paul ein großer Künstler war, daß er die ästhetischen Muster revolutioniert hatte. »Wir schließen nicht aus, daß mit Dir das gleiche passiert wie mit Vincent«, fügten sie hinzu. »Nachdem er systematisch ignoriert wurde, streiten sich jetzt alle um seine Bilder und bezahlen irrsinnige Preise für sie.«

Am gleichen Tag, an dem er diesen Brief erhielt, gab Paul seine Anstellung im Bauamt auf. In Punaauia erwarb er ein Grundstück, nicht weit von Pierre Levergos' kleinem Gut entfernt, wo er und seine *vahine*, da das Haus seines Freundes sehr klein war, unter einem wandlosen Schutzdach am Rand des Obstgartens schliefen. Mit Hilfe des Briefes seiner Freunde und des Schecks sowie der Ankündigung baldiger Geldüber-

weisungen gelang es ihm, von der Bank von Papeete ein Darlehen für sein neues Haus zu erhalten, dessen Pläne er selbst entwarf und dessen Bau er sorgsam überwachte.

Seit Pau'uras Rückkehr besserte sich sein Zustand erheblich. Er ernährte sich wieder, gewann seine Farbe und vor allem seinen Lebensmut zurück. Man hörte ihn wieder lachen, und er zeigte sich erneut gesellig gegenüber seinen Nachbarn. Nicht nur die Gegenwart seiner *vahine* machte ihn froh, auch die Aussicht, Vater eines Tahitianers zu werden. Das würde die endgültige Verwurzelung in dieser Erde bedeuten, der Beweis, daß die Götter des Ortes, die Ariori, ihn endlich akzeptierten.

In zwei Monaten war das neue Haus bewohnbar. Es war kleiner als das vorherige, aber solider, mit Wänden und einem Dach, die Regen und Wind standhalten würden. Er hatte nicht wieder gemalt, aber Pierre Levergos zweifelte schon daran, daß er sein Gelöbnis, niemals mehr zum Pinsel zu greifen, halten würde. Denn die Kunst, die Malerei waren ein häufiges Thema ihrer Gespräche. Der ehemalige Soldat hörte mit vorgespielem Interesse zu, wie Paul Maler kritisierte, von denen er nie etwas gehört hatte, und unverständliche Ideen verfocht. Wie konnte man *malend* eine Revolution machen, in welcher Manier auch immer? Er vernahm ungläubig, wie Paul in Augenblicken leidenschaftlicher Erregung versicherte, daß Europas, Frankreichs Tragödie begonnen habe, als die Bilder und Skulpturen aufhörten, Teil des Lebens der Menschen zu sein, wie sie es noch im Mittelalter und in allen alten Zivilisationen, der ägyptischen, griechischen,

babylonischen, skythischen, inkaischen, aztekischen und auch der hiesigen der alten Maori gewesen waren. Und es noch immer auf den Marquesas waren, wohin er und Pau'ura und das Kind in einiger Zeit übersiedeln würden.

Die unaussprechliche Krankheit machte Kokes körperlicher und seelischer Erholung ein Ende, als sie im März plötzlich heftiger denn je zurückkehrte. Die Wunden an seinen Beinen brachen wieder auf und eitereten. Dieses Mal verschaffte ihm die aus Arsen hergestellte Salbe keine Linderung. Zugleich verstärkten sich wieder die Schmerzen im Knöchel. Der Apotheker in Papeete weigerte sich, ihm weiterhin Laudanum ohne ärztliches Rezept zu verkaufen. Mit hängendem Kopf, zutiefst gedemütigt, mußte er sich ins Hospital Vaiami bringen lassen. Dort weigerte man sich, ihn aufzunehmen, wenn er nicht zuvor bezahlte, was er damals bei seiner Flucht aus dem Fenster schuldig geblieben war. Er mußte außerdem eine Anzahlung leisten als Sicherheit dafür, daß er die Rechnung dieses Mal begleichen würde.

Er blieb acht Tage im Krankenhaus. Doktor Lagrange fand sich bereit, ihm abermals Laudanum zu verschreiben, machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß er nicht länger Mißbrauch mit diesem Betäubungsmittel betreiben dürfe, das zu einem guten Teil schuld sei an seinem Gedächtnisverlust und an den Phasen geistiger Verwirrung – wenn er nicht wußte, wer er war, wo er war und wohin er ging –, über die er jetzt klage. Als der Arzt umständlich, um seine Empfindlichkeit nicht zu verletzen, anzudeuten wagte, ob es angesichts seines Gesundheitszustandes nicht besser für ihn sei, eine

Rückkehr nach Frankreich, seinem Heimatland, zu erwägen, zu den Seinen, Menschen seiner Sprache, seines Blutes und seiner Rasse, um in ihrem Kreis seine letzten Jahre zu verbringen – sie würden sehr schlimm sein, das mußte er wissen –, erhob Paul die Stimme:

»Meine Sprache, mein Blut und meine Rasse sind hier, in Tahiti-nui, Doktor. Ich werde keinen Fuß mehr nach Frankreich setzen, ein Land, dem ich nur Niederlagen und Mißhelligkeiten verdanke.«

Er verließ die Klinik mit unverheilten Wunden an den Beinen und ohne daß die Schmerzen im Knöchel nachgelassen hätten. Doch das Laudanum schützte ihn gegen das Brennen und gegen die Verzweiflung. Es war eine ganz eigene Erfahrung, sich allmählich von der Umgebung zu lösen, in ein Reich reiner Empfindungen, aufscheinender Bilder, zerfaserter Phantasien einzutauchen, das ihn vom Schmerz und vom Ekel der Gewißheit befreite, daß er bei lebendigem Leib verfaulte, daß diese Wunden an den Beinen, deren Gestank durch die mit Salbe getränkten Verbände drang, seine Sünden, all das Schmutzige, Niedrige, Schlechte seines ganzen Lebens offenbarten. Ein Leben, das anscheinend nicht mehr lange dauern würde, Paul. Würdest du sterben, bevor du die Marquesas erreicht hättest?

Am 19. April 1898 wurde das Kind von Koke und Pau'ura geboren, ein gesunder Junge mit gutem Gewicht, dem sie in einer gemeinsamen Entscheidung den Namen Emile gaben.

XI

Arequipa

Marseille, Juli 1844

Es gibt Städte, die man verabscheut, ohne sie zu kennen, dachte Flora, kaum daß sie aus dem *coupé* gestiegen war, in dem sie in Gesellschaft eines Priesters und eines Kaufmanns aus Avignon angereist war. Sie betrachtete voll Mißfallen die Häuser von Marseille. Warum dieser Haß auf eine Stadt, die du noch gar nicht gesehen hattest, Florita? Später sollte sie sich sagen, daß es an ihrem Wohlstand lag: Es gab zu viele Reiche und wohlhabende Leute in diesem kleinen Babylon aus Glückssuchern und habgierigen Einwanderern. Die fiebrige Handelstätigkeit und das Übermaß der Reichtümer hatten ihren Bewohnern ein Gewinnstreben und einen brutalen Individualismus eingeimpft, der sogar auf die Armen und Ausgebeuteten abgefärbt hatte, unter denen sie ebenfalls nicht den geringsten Ansatz von Solidarität fand, vielmehr eine steinharte Gleichgültigkeit gegenüber den Ideen der Arbeiterunion und der universellen Brüderlichkeit, die sie ihnen nahebringen wollte. Verfluchte Stadt, in der die Menschen nur an den Profit dachten! Das Geld war das Gift der Gesellschaft; es verdarb alles und machte den Menschen zu einer gierigen, räuberischen Bestie.

Als wollte Marseille ihr Gründe liefern, die ihre Abnei-

gung rechtfertigten, ging alles schief, seitdem sie die Stadt betreten hatte. Das Hôtel Montmorency erwies sich als fürchterlich und von Läusen infiziert, die sie an ihre Ankunft im September 1833 in Peru, im Hafen von Islay, erinnerten, wo sie in der ersten Nacht im Haus von Don Justo, dem Postdirektor, geglaubt hatte, an den Stichen dieses Ungeziefers zu sterben, das sich erbarmungslos über sie hermachte. Am nächsten Tag floh sie in eine Herberge im Zentrum von Marseille, die von einer spanischen Familie geführt wurde; man gab ihr ein einfaches, weiträumiges Zimmer und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß sie dort Gruppen von Arbeitern empfing. Der Dichter-Maurer Charles Poney, Verfasser der Hymne an die Arbeiterunion, auf dessen Beistand Flora für ihre Versammlungen mit den Arbeitern gerechnet hatte, war nach Algier gereist, nicht ohne ihr eine Nachricht zu hinterlassen: Er sei erschöpft, und seine Nerven und Muskeln brauchten Ruhe und Erholung. Was konnte man von den Dichtern erwarten, auch wenn sie Arbeiter waren? Auch sie waren Monstren an Egoismus, blind und taub für das Schicksal des Mitmenschen, jeder ein Narziß im Banne des Leids, das er sich erfand, um es besingen zu können. Vielleicht solltest du darüber nachdenken, Andalusierin, ob man in der künftigen Arbeiterunion außer dem Geld auch die Dichter verbieten sollte, wie Plato es in seiner Republik getan hatte.

Zu allem Überdruß verschlimmerten sich seit dem ersten Tag in Marseille ihre Leiden. Besonders die Kolitis. Kaum aß sie etwas, blähte sich ihr Magen auf, und die Krämpfe waren so heftig, daß sie sich vor Schmerzen

krümmte. Entschlossen, sich nicht geschlagen zu geben, setzte sie ihre Besuche und Versammlungen fort, entschied jedoch, nichts zu essen außer Säuglingsbrei oder faden Brühen, die ihr geschundener Magen behalten konnte.

Am zweiten Tag in Marseille, nach einer Versammlung mit einer Gruppe von Schustern, Bäckern und Schneidern, die zwei Friseure und Fourier-Anhänger organisiert hatten, denen sie auf Empfehlung von Victor Considérant aus Paris geschrieben hatte, erlebte sie einen unangenehmen Zwischenfall im Hafen, wo sie Zeugin eines Vorgangs wurde, der ihr das Blut zum Sieden brachte. Sie beobachtete vom Hafendamm aus, wie die Ladung eines kürzlich eingelaufenen Schiffes gelöscht wurde. Hier konnte sie mit eigenen Augen sehen, wie das System der »weißen Sklaven« funktionierte, über das man sie gerade in der Versammlung informiert hatte. »Die Stauer werden nicht zu Ihnen kommen, Madame«, hatte man ihr gesagt. »Die behandeln die Armen am allerschlimmsten.« Sie besaßen einen Bestallungsbrief, der nur ihnen das Recht gab, in den Ladeluken der Schiffe zu arbeiten, die Waren zu laden oder auszuladen und den Passagieren mit dem Gepäck zu helfen. Viele zogen es vor, ihre Arbeit den Genuesen, Türken oder Griechen unterzuvermieten, die sich gegenüber dem Anlegeplatz drängten und mit Gesten und Rufen darum flehten, herbeigerufen zu werden. Die Stauer erhielten pro Ladung einen guten Lohn, andert-halb Francs, und gaben dem Mitarbeiter fünfzig Centimes, womit sie sich, ohne einen Finger zu rühren, einen Franc Kommission in die Tasche steckten. Flora geriet

außer sich, als sie mitansehen mußte, wie einer der Stauer einen riesigen Koffer – fast eine Truhe – einer Genuesin überließ, die groß und stark war, aber hochschwanger. Gebückt, mit ihrer Last auf dem Rücken, bewegte sich die Frau schnaufend, mit von der Anstrengung hochrotem Gesicht und schweißüberströmt, auf die Kutsche der Passagiere zu. Der Stauer reichte ihr fünfundzwanzig Centimes. Und als sie in ungehobeltem Französisch die restlichen fünfundzwanzig Centimes von ihm forderte, drohte er ihr und beschimpfte sie.

Flora trat dem Stauer entgegen, als dieser in einer Gruppe von Gefährten zum Schiff zurückkehrte.

»Weißt du, was du bist, du Unglückseliger?« sagte sie, außer sich. »Ein Verräter und ein Feigling. Schämst du dich nicht, diese arme Frau so zu behandeln, wie die Ausbeuter dich und deine Brüder behandeln?«

Der Mann schaute sie verständnislos an und fragte sich bestimmt, ob er es mit einer Geisteskranken zu tun hatte. Schließlich sagte er unter dem Gelächter und Gejohle der Umstehenden, wobei er eine beleidigte Miene aufsetzte:

»Wer sind Sie? Wer hat Ihnen erlaubt, von mir Rechenschaft zu fordern?«

»Ich heiße Flora Tristan«, sagte sie zornig. »Behalten Sie meinen Namen. Flora Tristan. Ich widme mein Leben dem Kampf gegen die Ungerechtigkeiten, unter denen die Armen leiden. Nicht einmal die Bürger sind so verachtenswert wie Arbeiter, die andere Arbeiter ausbeuten.«

Die Augen des Mannes – er war stark, finster, dickbäuchig und krummbeinig – blitzten empört auf.

»Werd Hure, da wird's dir bessergehen«, rief er aus, während er sich entfernte und eine spöttische Geste in Richtung der Gaffer auf dem Hafendamm machte.

Als Flora die Pension erreichte, hatte sie Schüttelfrost und hohes Fieber. Sie aß einige Löffel Brühe und legte sich ins Bett. Obwohl sie sich gut zugedeckt hatte und es Hochsommer war, fror sie. Stundenlang konnte sie kein Auge zutun. Ach, Florita, dein vermaledeiter Körper war deinen Sorgen, Verpflichtungen und Plänen, war deiner Willenskraft nicht gewachsen. Warst du denn so alt? Mit einundvierzig Jahren war ein Mensch doch voller Leben. Wie hatte sich dein körperlicher Zustand verschlechtert, Andalusierin. Vor nur elf Jahren hattest du diese schreckliche Reise von Frankreich nach Valparaiso, dann die Strecke von Valparaiso nach Islay und schließlich den Überfall der Läuse, die dich eine ganze Nacht zerstachen, so gut verkraftet. Was für einen Empfang hatte Peru dir bereitet!

Islay: eine einzige kleine Straße mit Bambushütten, ein Strand mit schwarzem Sand und ein Hafen ohne Pier, wo die Passagiere wie die Gepäckstücke und die Tiere ausgeschifft wurden, indem man sie mit Seilwinden vom Schiffsdeck auf große Holzbarkassen hinabließ. Die Ankunft der französischen Nichte des mächtigen Don Pío Tristan verursachte Aufsehen in der kleinen Hafenstadt mit ihren tausend Seelen. Diesem Umstand verdanktest du, daß man dich im besten Haus des Ortes, bei Don Justo, dem Postdirektor, unterbrachte. Das beste, aber deshalb nicht frei von Läusen, die in Islay ungehindert ihr Unwesen trieben. Am zweiten Abend, als die Ehefrau Don Justos sah, daß du von Kopf bis Fuß

zerstochen warst und dich unaufhörlich kratztest, gab sie dir ihr Rezept, um schlafen zu können: fünf Stühle in einer Reihe, der letzte berührte das Bett. Am ersten Stuhl solltest du dich des Kleides entledigen und es von der Sklavin mitsamt seinen Läusen fortschaffen lassen. Am zweiten Stuhl die Unterkleider ausziehen und dir die bloßen Körperteile mit einer Mischung aus lauem Wasser und Kölnischwasser einreiben, um die auf der Haut klebenden Läuse abzustreifen. Dann an jedem Stuhl ein weiteres Kleidungsstück ablegen, gefolgt von den jeweiligen Einreibungen der befreiten Körperteile, bis zum fünften, wo dich ein mit Kölnischwasser getränktes Nachthemd erwartete, das, solange der Duft nicht verflog, das Ungeziefer in Schach halten würde. Auf diese Weise könntest du Schlaf finden. Zwei oder drei Stunden später würden die Läuse mit frischem Mut abermals attackieren, aber dann würdest du schon schlafen und sie mit ein wenig Glück und ein wenig Gewöhnung nicht spüren.

Das war die erste Lektion, Florita, die dir das Land deines Vaters und Don Píos erteilte, das Land deiner großen väterlichen Familie, das du mit der Hoffnung erkunden wolltest, etwas vom Erbe Don Marianos zu erhalten. In diesem Land solltest du ein Jahr verbringen, hier solltest du den Überfluß entdecken und was es bedeutete, im Schoß einer fast schon unreal anmutenden Familie voll Dünkel und ohne Geldsorgen zu leben.

Wie stark und gesund warst du damals mit deinen dreißig Jahren, Andalusierin. Sonst hättest du diese vierzig Stunden zu Pferde, die Anden hinauf und durch die Wüste, zwischen Islay und Arequipa, nicht überstan-

den. Vom Ufer des Meeres bis zu einer Höhe von zweitausendsechshundert Metern, durch Schluchten und über steile Berge – die Wolken lagen dir zu Füßen –, während die Tiere schwitzten und wieherten, von der Anstrengung erschöpft. Auf die Kälte der Berggipfel folgte die Hitze einer endlosen Einöde ohne Bäume, ohne einen einzigen grünen Schatten, ohne einen Bach oder Brunnen, voll ausgeglühter Steine und Sanddünen, auf denen ihnen plötzlich der Tod in Form von Rinder-, Esel- und Pferdeskeletten entgegentrat. Eine Einöde ohne Vögel, Schlangen oder Füchse, ohne lebende Wesen irgendeiner Art. Zur Qual des Durstes gesellte sich die der Ungewißheit. Du allein inmitten der fünfzehn Männer der Karawane, die dich alle mit unverhohlenem Begehren anschauten: ein Arzt, zwei Händler, der Führer und elf Maultiertreiber. Würdest du Arequipa erreichen? Würdest du überleben?

Du hattest Arequipa erreicht, und du hattest überlebt. In deiner jetzigen körperlichen Verfassung wärest du in dieser Wüste gestorben, und man hätte dich begraben wie jenen Studenten, dessen Grab mit dem groben Holzkreuz in den zwei Tagen, die sie brauchten, um diese Mondlandschaft zwischen dem Hafen Islay und den majestätischen Vulkanen der Weißen Stadt zu durchqueren, das einzige Zeichen menschlicher Anwesenheit war.

Weil sie sich so unwohl fühlte, verlor sie in Marseille rasch die Geduld, wenn die Arbeiter, die zu ihr in die Herberge der Spanier kamen, bei den Versammlungen dumme Fragen stellten. Verglichen mit den Arbeitern in Lyon, lebten sie in Marseille in der Steinzeit, waren

ungebildet, ungeschlachtet, ohne die geringste Neugier für die soziale Frage. Sie hörten ihr gleichgültig, gähnend zu, als sie ihnen erklärte, daß sie dank der Arbeiterunion eine sichere Arbeit haben würden und ihren Kindern eine ebenso gute Erziehung geben könnten, wie sie die Bürger den ihren gaben. Was Flora am meisten irritierte, war die argwöhnische Ungläubigkeit, ja offene Feindseligkeit, mit der sie ihr zuhörten, wenn sie gegen das Geld wetterte und sagte, mit der Revolution werde der Handel verschwinden und Männer und Frauen würden wie in den urchristlichen Gemeinschaften nicht aus materiellem Anreiz, sondern aus Altruismus arbeiten, um die eigenen und die fremden Bedürfnisse zu befriedigen. Und alle würden in dieser künftigen Welt ein einfaches Leben ohne schwarze und weiße Sklaven führen. Und kein Mann hätte eine Geliebte oder wäre Bigamist oder polygam, wie so viele Männer in Marseille.

Ihre Streitreden gegen das Geld und den Handel erschreckten die Arbeiter. Sie las es in ihren verstörten, ablehnenden Gesichtern. Und es erschien ihnen absurd, daß Flora es als unbillig, als schändlich ansah, wenn Männer Geliebte hatten, zu Prostituierten gingen oder einen Harem unterhielten wie ein türkischer Pascha. Einer von ihnen wagte es ihr zu sagen:

»Vielleicht verstehen Sie die Bedürfnisse der Männer nicht, Madame, weil Sie eine Frau sind. Ihr Frauen seid glücklich, wenn ihr einen Ehemann habt. Das ist für euch mehr als genug. Aber für uns ist eine einzige Frau das ganze Leben lang eintönig. Vielleicht ist Ihnen das nicht klar, aber Männer und Frauen sind da sehr

verschieden. Das sagt sogar die Bibel.«

Dir wurde schwindlig, wenn du solche Gemeinplätze hörtest, Florita. Nirgendwo sonst hattest du wie in dieser Stadt opulenter Kaufleute eine so zynische Zurschaustellung der Wollust und der sexuellen Ausbeutung gesehen. Oder so viele Prostituierte, die ähnlich dreist nach Kunden suchten. Deine Versuche, mit den Straßendirnen in den nah am Hafen gelegenen Gäßchen voller kleiner Lokale und Bordelle zu sprechen – die weniger schäbig waren als die in London, das mußtest du zugeben –, gerieten zum Fiasko. Viele verstanden dich nicht, denn es waren Algerierinnen, Griechinnen, Türkinen oder Genovesinen, die kaum mehr als ein paar Worte Französisch radebrechten. Alle wandten sich erschrocken von dir ab, weil sie fürchteten, du könntest eine religiöse Predigerin oder eine Vertreterin der Behörden sein. Du hättest dich als Mann verkleiden müssen, wie in England, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Du glaubtest zu träumen, wenn du bei Treffen mit Pressevertretern, mit Angehörigen gehobener Berufe, die Sympathien für Fourier, Saint-Simon oder die Ikarier an den Tag legten, oder auch mit gewöhnlichen Arbeitern hören mußtest, wie mit aller Unbefangenheit und Bewunderung über die Bankiers, Reeder, Schiffsmakler und Kaufleute gesprochen wurde, die sich Geliebte hielten, über die Wohnungen, die sie ihnen einrichteten, über die Kleider und Schmuckstücke, mit denen sie sie ausstaffierten, und darüber, wie sie sie verwöhnten: »Wie gut Monsieur Laferrière für seine Geliebten sorgt«, »Keiner behandelt sie besser als er, er ist ein großer Herr«. Was für eine Revolution konnte man mit solchen Leuten machen?

In ihrer Zurschaustellung von Macht und Reichtum glichen diese Händler nicht den Reichen in Paris oder in London, sondern denen im fernen Arequipa. Denn Flora hatte zum ersten Mal verstanden, was Begriffe wie »Privileg«, wie »Reichtum« in ihrer ganzen schwindelerregenden Dimension bedeuteten, als ihr nach ihrem Ritt von Islay her Dutzende von Personen entgegengeritten kamen, die alle nach der Pariser Mode gekleidet und fast alle Blutsverwandte oder angeheiratete Verwandte von ihr waren – die großen Familien Arequipas hatten biblische Ausmaße und waren alle miteinander verwandt –, um sie auf der Höhe von Tiabaya willkommen zu heißen. Sie geleiteten sie zum Haus von Don Pío Tristan, in der Calle Santo Domingo, im Herzen der Stadt. Wie ein Traumbild erschien ihr in der Erinnerung dieser triumphale Einzug in das Land ihres Vaters: das Grün und die Lieblichkeit des vom Chili-Fluß bewässerten Tals, die Herden der Lamas mit ihren steifen Ohren und die drei prachtvollen, schneebedeckten Vulkane, zu deren Füßen sich die kleinen, aus weißem Vulkangestein gebauten Häuser dieser dreißigtausend Seelen zählenden Stadt ausbreiteten. Peru war seit einigen Jahren Republik, doch alles in dieser Stadt, wo die Weißen sich als Adlige ausgaben und davon träumten, es zu sein, verriet die Kolonialzeit. Eine Stadt voller Kirchen, Konvente und Klöster, voller barfüßiger Indios und Neger, durchzogen von schnurgeraden, mit schartigen Steinen gepflasterten Straßen, in deren Mitte ein Wassergraben verlief, in den die Leute ihren Abfall warfen, die Armen ihre Notdurft verrichteten und aus dem die Lasttiere, Hunde und Straßenkinder tranken,

eine Stadt, in der sich zwischen elenden Behausungen und Hütten aus Brettern und Stroh plötzlich wie majestätische Paläste die Häuser der großen Familien erhoben. Das von Don Pío war eines davon. Er selbst befand sich nicht in Arequipa, sondern auf seinen Zuckerplantagen in Camaná, doch das große Herrenhaus mit der weißen Fassade aus Vulkangestein erwartete Flora festlich geschmückt und inmitten eines ohrenbetäubenden Feuerwerks. Der große Eingangshof wurde von Fackeln aus Harz erleuchtet, und die gesamte Dienerschaft – Domestiken und Sklaven – hatte dort Aufstellung genommen, um sie willkommen zu heißen. Eine Frau mit Mantille, die Hände voller Ringe und den Hals voller Ketten, umarmte sie: »Ich bin deine Kusine Carmen de Pié-rola, Florita, willkommen in deinem Zuhause.« Du trauest deinen Augen nicht; du fühltest dich wie eine Bettlerin in diesem ganzen Luxus. Im großen Empfangssalon herrschte blendende Helligkeit; außer dem riesigen Lüster aus Bergkristall standen, überall verteilt, Kandelaber mit vielfarbigen Kerzen. Benommen gingst du von einer Person zur anderen, mit ausgestreckter Hand. Die Herren küßten sie dir unter galanten Verbeugungen, und die Frauen umarmten dich nach spanischer Sitte. Viele sprachen dich auf französisch an, und alle fragten dich nach einem Frankreich, das du nicht kanntest, dem Frankreich der Theater, der Modengeschäfte, der Pferderennen, der Opernbälle. Es gab auch mehrere Dominikanermönche in weißen Kutten, die der Familie Tristan zugeteilt waren – das reine Mittelalter, Florita! –, und mitten im Trubel des Empfangs bat der Prior plötzlich um Ruhe,

um einige Grußworte an die soeben Eintreffene zu richten und vom Himmel Segen für ihren Aufenthalt in Arequipa zu erbitten. Die Kusine Carmen hatte ein Abendessen vorbereitet. Doch du, halbtot vor Müdigkeit durch die Reise, durch das Neue und die Aufregung, batest um Entschuldigung: Du warst erschöpft und wolltest ausruhen.

Die Kusine Carmen – herzlich, überschwenglich, halslos und mit pockennarbigem Gesicht – begleitete dich in deine Gemächer, in einem hinteren Flügel des Hauses: ein großes Ankleidezimmer und ein Schlafzimmer mit hoher, gewölbter Decke. An der Tür zeigte sie auf eine kleine Negerin mit lebhaften Augen, die sie erwartete, reglos wie eine Statue:

»Diese Sklavin ist für dich, Florita. Sie hat dir ein Bad mit lauem Wasser und Milch vorbereitet, damit du erfrischt zu Bett gehen kannst.«

Wie die Reichen in Arequipa schienen auch die Kaufleute in Marseille nicht zu merken, wie obszön das Schauspiel des Überflusses inmitten der Armut war. Freilich waren die Armen in Marseille reich im Vergleich zu den kleinen, in ihre Ponchos gehüllten Indios, die an den Kirchenportalen Arequipas bettelten, wo sie ihre blinden Augen oder ihre verkrüppelten Glieder vorzeigten, um Mitleid zu erregen, oder neben ihren Lamas einhertrotteten und ihre Produkte zum samstäglichen Markt unter den Säulengängen der Plaza de Armas brachten. Doch auch hier in Marseille gab es viele Bedürftige; es waren fast alle Einwanderer, die aus ebendiesem Grund in den Werkstätten, im Hafen und auf den Landgütern der Umgebung ausgebeutet wurden.

Sie war noch nicht eine Woche in Marseille und hatte trotz ihres schlechten Befindens schon einige Versammlungen abgehalten und etwa ein halbes Hundert Exemplare von *L'Union Ouvrière* verkauft, als sie ein Erlebnis hatte, an das sie später manchmal lachend, manchmal empört zurückdenken sollte. Eine Frau, die nur ihren Vornamen, nicht ihren Familiennamen hinterlassen hatte, war mehrere Male auf der Suche nach ihr zur Herberge der Spanier gekommen. Beim vierten oder fünften Mal traf sie Flora an. Es war eine alterslose Frau, die auf dem linken Fuß hinkte. Trotz der Hitze war sie dunkel gekleidet, trug ein Tuch, das ihr Haar bedeckte, und am Arm eine große Tasche aus Tuch. Sie bestand so sehr darauf, unter vier Augen mit ihr zu sprechen, daß Flora sie in ihr Zimmer treten ließ. Madame Victoire mußte Italienerin oder Spanierin sein, ihres Akzents wegen, obwohl sie auch aus der Gegend stammen konnte, denn in Marseille wurde Französisch mit einer eigenartigen Betonung gesprochen, die es für Flora bisweilen unverständlich machte. Madame Victoire überschüttete sie mit Schmeicheleien – was für prächtiges kohlschwarzes Haar, diese Augen glühten bestimmt wie Leuchtkäfer in der Nacht, was für eine zarte Figur, was für zierliche Füße –, bis Flora errötete.

»Sie sind sehr freundlich, Madame«, fiel sie ihr schließlich ins Wort. »Aber ich habe viele Verpflichtungen und kann mich nicht lange aufhalten. Warum wollten Sie mich sehen?«

»Um dich reich und glücklich zu machen«, sagte Madame Victoire vertraulich, während sie die Arme ausbreitete und die Augen aufriß, als umfinge sie ein

Universum aus Luxus und Fortune. »Mein Besuch kann dein Leben ändern. Nie wirst du Worte genug finden, um es mir zu danken, meine Schöne.«

Sie war Kupplerin. Sie kam, um dir zu sagen, daß ein sehr reicher, großzügiger und gutaussehender Mann aus der oberen Gesellschaft von Marseille sie gesehen und sich in sie verliebt habe: Dieser Herr, ein romantischer Geist, glaube an die Liebe auf den ersten Blick und sei bereit, sie aus dieser schäbigen Pension herauszuholen, ihr eine Wohnung einzurichten und sich um ihre Bedürfnisse und Launen zu kümmern, so daß sie fortan ein Leben nach dem Maß ihrer Schönheit führen könne. Was meinstest du dazu, Florita?

Flora, die perplex, mit glühendem Gesicht zugehört hatte, wurde von einem Lachanfall gepackt, der ihr die Luft abschnürte. Madame Victoire lachte ebenfalls, weil sie glaubte, das Geschäft sei abgeschlossen. Aber sie erlebte eine gewaltige Überraschung, als sie sah, wie aus Floras Lachen Wut wurde und sie sich unter Beschimpfungen auf sie stürzte und ihr drohte, sie bei der Polizei anzuzeigen, wenn sie nicht sofort verschwände. Die Kupplerin entfernte sich, wobei sie vor sich hin murrte, Flora würde diese kindische Reaktion noch bedauern, wenn sie erst einmal nachgedacht hätte.

»Man muß nach dem Glück greifen, wenn es sich bietet, meine Schöne, denn es kehrt nie zurück.«

Flora wurde nachdenklich. Die Empörung wich einem Gefühl der Eitelkeit, von innerer Koketterie. Wer wollte dein Liebhaber und Beschützer sein? Ein hinfälliger, alter Mann? Du hättest Interesse heucheln, Madame Victoire seinen Namen entlocken sollen. Dann hättest du

vor ihm erscheinen und Rechenschaft von ihm fordern können. Daß einer dieser reichen Lüstlinge aus Marseille mit einem solchen Ansinnen an dich herantrat, hieß jedoch auch, daß du trotz deiner vielen Mißgeschicke, trotz deines ruhelosen Lebens, trotz der Krankheiten noch immer eine attraktive Frau sein mußtest, die imstande war, die Männer zu entflammen, sie zu närrischen Handlungen zu treiben. Deine einundvierzig Jahre standen dir gut, Florita. Hatte Olympe dir nicht bisweilen in leidenschaftlichen Augenblicken gesagt: »Ich glaube, du bist unsterblich, mein Liebling?«

In Arequipa hielten alle die kleine Französin für eine Schönheit. Das sagten ihr seit dem ersten Tag ihre Tanten und Onkel, ihre Kusinen und Vetter, ihre Nichten und Neffen und der bunte Haufe von Verwandten der Verwandten, von Freunden der Familie und von vornehmen Neugierigen beiderlei Geschlechts, die in den ersten Wochen kamen, um Flora ihre Aufwartung zu machen, ihr kleine Geschenke zu bringen und diese frivole, klatschsüchtige, krankhafte Neugier zu befriedigen, eine endemische Krankheit der »guten Gesellschaft« Arequipas (wie sie selbst sie nannten). Mit welcher Distanziertheit und Verachtung sahst du jetzt all diese Leute, die in Peru geboren waren und lebten, aber nur von Frankreich und Paris träumten, diese neuen Republikaner, die vorgaben, Aristokraten zu sein, diese hochanständigen Damen und Herren, deren Leben nicht schaler, parasitärer, egoistischer und oberflächlicher sein konnte. Jetzt warst du imstande, dieses strenge Urteil zu fällen. Damals nicht. Noch nicht. In den ersten Monaten im Land deines Vaters fühltest du dich geschmeichelt,

lebtest glücklich unter reichen Bürgern. Diese privilegierten Blutsauger mit ihren Liebenswürdigkeiten und Einladungen, ihrer Zuneigung und Galanterie gaben dir das Gefühl, ebenfalls reich zu sein, ebenfalls anständig, bürgerlich und aristokratisch zu sein, Florita.

Sie glaubten natürlich, du seist Jungfrau und unverheiratet. Niemand ahnte etwas von dem dramatischen Eheleben, vor dem du geflohen warst. Wie schön, morgens aufzustehen und bedient zu werden, ständig eine Sklavin zur Verfügung zu haben, die auf deine Befehle wartete, dich niemals um Geld zu sorgen, denn solange du in diesem Haus lebtest, würde es für dich immer Essen, ein Dach, Fürsorge und eine Garderobe geben, die sich dank der Großzügigkeit der Verwandtschaft, vor allem deiner Kusine Carmen de Piérola, in wenigen Tagen vervielfacht hatte. Bedeutete diese Behandlung, daß Don Pío und die Familie Tristan beschlossen hatten, zu vergessen, daß du eine uneheliche Tochter warst, und dich mit allen Rechten als eheliche Tochter anzuerkennen? Das würdest du erst bei Don Píos Rückkehr endgültig erfahren, aber die Anzeichen waren ermutigend. Alle behandelten sie dich, als hättest du dich nie von der Familie entfernt. Vielleicht war das Herz deines Onkels Pío weich geworden. Er würde dich als legitime Tochter seines Bruders Mariano anerkennen und dir den Teil des Erbes deiner Großmutter und deines Vaters überlassen, der dir zustand. Du könntest mit einem Einkommen nach Frankreich zurückkehren, das dir in Zukunft erlauben würde, ein bürgerliches Leben zu führen.

Ach, Florita! Besser, daß es anders gekommen war,

nicht wahr? Du hättest dich am Ende in eine dieser reichen, dummen Puten verwandelt, die du jetzt so verachtetest. Wieviel besser, daß du diese Enttäuschung in Arequipa erleben mußt und durch Niederlagen lernen konntest, die Ungerechtigkeit zu erkennen, sie zu hassen und zu bekämpfen. Das Land deines Vaters entließ dich nicht als reiche Frau nach Frankreich, wohl aber als Rebellin, als Kämpferin für die Gerechtigkeit, als »Paria«, wie du dich selbst voll Stolz in dem Buch über dein Leben nennen solltest. Im Grunde hattest du Arequipa viel zu verdanken, Florita.

Die interessanteste Versammlung in Marseille hielt sie bei einer Bruderschaft von Sattlern ab. In dem Lokal, das erfüllt war vom Geruch nach Leder, Färbemitteln und feuchtem Holz und in dem sich etwa zwanzig Personen eingefunden hatten, erschien plötzlich Benjamin Mazel, ein Schüler von Charles Fourier. Er war ein stattlicher Mann in den Vierzigern, strotzend vor Energie, mit dem wirren Haarschopf eines romantischen Dichters, eingehüllt in einen fleckigen, mit Haarschuppen übersäten Umhang, ein leidenschaftlicher Redner. Er hatte ein mit Anmerkungen versehenes Exemplar von *L'Union Ouvrière* bei sich. Seine Ausführungen und seine Kritik faszinierten dich augenblicklich. Mazel, der dich mit seinem athletischen Körperbau und seiner leicht entflammaren Begeisterung an Oberst Clemente Althaus in Arequipa erinnerte, erklärte, während er wie ein Italiener gestikulierte, daß im Entwurf der sozialen Reform der Arbeiterunion neben dem Recht auf Arbeit und Bildung das Recht auf das tägliche, kostenlose Brot fehle. Er legte seine These ausführlich dar und überzeugte die etwa

zwanzig Sattler und Flora selbst sofort. In der künftigen Gesellschaft würden die Bäckereien, ausnahmslos in staatlichen Händen, eine öffentliche Dienstleistung erbringen, wie die Schulen und die Polizei; sie wären keine kommerziellen Einrichtungen mehr und würden den Staatsbürgern kostenlos Brot liefern. Die damit verbundenen Kosten würden mit Steuern finanziert. So würde niemand Hungers sterben, niemand müßig leben, und alle Kinder und Jugendlichen könnten Schulbildung erhalten.

Mazel verfaßte Broschüren und hatte eine kleine Zeitung geleitet, die als subversiv verboten worden war. Während sie um einen Tisch mit Erfrischungsgetränken und Teetassen saßen und Flora ihn von seinen politischen Mißgeschicken erzählen hörte – er war mehrmals als Agitator festgenommen worden –, konnte sie nicht aufhören, an Althaus zu denken, den Menschen, der sie, von der Marschallin abgesehen, damals in Peru am meisten beeindruckt hatte. Wie Mazel verströmte auch Clemente Althaus Energie und Vitalität aus allen Poren, verkörperte er Abenteuer, Gefahr, Taten. Doch im Unterschied zu Mazel machte ihm die Ungerechtigkeit nichts aus, weder die Tatsache, daß es so viele Arme und so wenige Reiche gab, noch daß letztere die Mittellosen so grausam behandelten. Für Althaus kam es darauf an, daß es Kriege in der Welt gab, damit er an ihnen teilnehmen, damit er schießen, töten, befehlen, eine Strategie entwerfen und anwenden konnte. Krieg führen war seine Berufung und sein Beruf. Er war ein großer, blonder Deutscher mit apollinischem Körper und stahlblauen Augen, der, als Flora ihn

kennenlernte, sehr viel jünger wirkte als achtundvierzig Jahre. Er sprach Französisch so gut wie Deutsch und Spanisch. Seit jungen Jahren Söldner, war er auf den Schlachtfeldern Europas groß geworden, wo er während der Napoleonischen Kriege in den Reihen der Allianz gekämpft hatte, und danach auf der Suche nach weiteren Kriegen, in denen er sich als Militäringenieur verdingen konnte, nach Südamerika gekommen. Die peruanische Regierung hatte ihn angeheuert und zum Obersten des peruanischen Heeres ernannt. Und so nahm er seit nunmehr vierzehn Jahren an sämtlichen Bürgerkriegen teil, die die junge Republik seit dem Tag ihrer Unabhängigkeit erschüttert hatten, ständig das Lager wechselnd, je nach den Angeboten, die er von den kämpfenden Parteien erhielt. Flora sollte bald entdecken, daß dieses Wechseln des politischen Lagers – angefangen bei ihrem Onkel Don Pío, der es vom Vizekönig der spanischen Kolonie zum Präsidenten der Republik gebracht hatte – der Lieblingssport der peruanischen Gesellschaft war. Seltsam nur, daß alle sich dessen rühmten, als wäre es eine raffinierte Kunst, den Gefahren auszuweichen und Nutzen aus dem chronischen Zustand bewaffneter Konflikte zu ziehen, in dem das Land lebte. Doch niemand brüstete sich dieses Mangels an Prinzipien, Idealen und Loyalitäten, dieser reinen Suche nach Abenteuer und Sold, die den Ausschlag gaben, wenn es galt, sich für eine Seite zu entscheiden, so charmant und ungezwungen wie Oberst Clemente Althaus. Er lebte in Arequipa, weil er sich in dieser Stadt, in die er mit dem Generalstab Simón Bolívars gekommen war, in Manuela de Flores, Floras

Kusine, Tochter einer Schwester von Don Pío und Don Mariano, verliebt und sie geheiratet hatte. Da seine Frau sich in Camaná befand, bei Don Pío und dessen Hofstaat, wurde Althaus zum ständigen Begleiter Floras. Er zeigte ihr alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, von ihren jahrhundertealten Kirchen und Klöstern bis zu den Mysterienspielen, die unter freiem Himmel, auf der Plaza de las Mercedes, vor einer bunten Menge aufgeführt wurden, die Stunden um Stunden das Mienenspiel und die Deklamationen der Schauspieler verfolgte. Er führte sie zu den Hahnenkämpfen in den beiden Arenen von Arequipa, zu den Stierkämpfen auf der Plaza de Armas, ins Theater, wo klassische Komödien von Calderón de la Barca oder anonyme Farcen aufgeführt wurden, und zu den häufig stattfindenden Prozessionen, die Flora auf den Gedanken brachten, daß so oder ähnlich die Bacchanalien und Saturnalien gewesen sein mußten: schamlose Possen, um das Volk zu unterhalten und es weiter seiner Lethargie zu überlassen. Zambos und Neger zogen, von einer Musikkapelle angeführt, als Pierrots, Harlekine, Hanswürste verkleidet oder hinter Masken verborgen, durch die Straßen und amüsierten den Pöbel unter allerlei Verrenkungen mit ihren dummen Streichen. Danach kamen, eingehüllt in Weihrauch und anderes Räucherwerk, die Büsser, Ketten hinter sich her schleppend, Kreuze tragend, sich geißelnd, gefolgt von einer anonymen Masse von Indios, die in Quechua beteten und laut weinten. Die Träger der Traggestelle stärkten sich mit Brantwein und Alkohol aus vergorenem Mais – den sie *chicha* nannten – und waren völlig betrunken.

»Dieses abergläubische Volk bringt die schlechtesten Soldaten der Welt hervor«, sagte Althaus lachend zu dir, und du hörtest ihm gebannt zu. »Feige, dumme, schmutzige, undisziplinierte Soldaten. Man kann sie nur durch Terror daran hindern, vor dem Kampf zu fliehen.«

Er erzählte dir, dank ihm sei in Peru die deutsche Sitte eingeführt worden, daß die Offiziere selbst, nicht ihre Untergebenen, die körperlichen Strafen an der Truppe vollzogen.

»Die Peitsche des Offiziers macht den guten Soldaten, so wie die Peitsche des Dompteurs das Raubtier im Zirkus gefügig macht«, erklärte er amüsiert. Du dachtest: ›Er ist wie einer dieser barbarischen Germanen, die dem Römischen Reich ein Ende machten.‹

Eines Tages, als sie sich mit einigen Freunden nach Tingo begeben hatten, um die Thermalbäder kennenzulernen (es gab mehrere in der Umgebung von Arequipa), trennten sie und Althaus sich von den anderen, um einige Höhlen zu besichtigen. Plötzlich nahm der Deutsche sie in die Arme – du fühltest dich zerbrechlich, verletzlich wie ein kleiner Vogel, gefangen in diesen Muskeln –, streichelte ihre Brüste und küßte sie auf den Mund. Flora mußte sich gewaltig anstrengen, um nicht den Zärtlichkeiten dieses Mannes zu erliegen, der einen Zauber auf sie ausübte, wie es ihr zuvor bei keinem Mann widerfahren war. Doch die Abscheu vor der Sexualität, die sie seit ihrer Ehe mit Chazal empfand, war stärker.

»Ich bedaure es, daß Sie mit dieser Plumpheit die Sympathie zerstört haben, die ich Ihnen entgegengebracht habe, Clemente.«

Und sie gab ihm eine eher kraftlose Ohrfeige, die das überraschte blonde Gesicht kaum erschütterte.

»Ich bin es, der es bedauert, Florita«, sagte Althaus, während er die Hacken zusammenschlug. »Es wird nicht noch einmal vorkommen. Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre.«

Er hielt sich an sein Wort, und in den restlichen Monaten, die Flora in Arequipa verbrachte, trat er ihr weder in Worten noch in Taten zu nahe, wenn sie auch bisweilen in seinen meerblauen Augen ein Aufflammen von Begehren bemerkte.

Wenige Tage nach diesem Vorfall in den Bädern von Tingo erlebte sie das erste Erdbeben ihres Lebens. Sie befand sich in ihrem Vorzimmer und schrieb gerade einen Brief, als sie, Sekunden bevor alles zu beben begann, ein gewaltiges Hundegebell in der Stadt vernahm – man hatte ihr gesagt, daß die Hunde die ersten seien, die fühlten, was kommen würde – und sah, daß im gleichen Augenblick ihre Sklavin Dominga auf die Knie fiel und mit erhobenen Armen und schreckgeweiteten Augen laut zum Herrn der Erdbeben zu beten begann:

Erbarmen, Herr
Besänftige, Herr, deinen Zorn
Deine Gerechtigkeit und deine Strenge
Süßer Jesus meines Lebens
Bei deinen hochheiligen Wunden
Erbarmen, Herr.

Die Erde bebte ununterbrochen zwei Minuten lang, mit einem dumpfen, tiefen Grollen, während Flora, wie ge-

lähmt, vergaß, zur Türschwelle zu laufen, wie ihre Verwandten sie gelehrt hatten. Das Beben richtete in Arequipa keine großen Schäden an, aber es zerstörte Städte an der Küste, Tacna und Arica. Die drei oder vier Nachbeben, die folgten, waren leicht im Vergleich zur ersten Erschütterung. Nie würdest du dieses Gefühl von Ohnmacht und Katastrophe vergessen, das du während dieser endlosen Minuten empfunden hattest. Hier in Marseille, elf Jahre später, ließ es dich noch immer erschauern.

Die letzten Tage in dem Mittelmeerhafen verbrachte sie im Bett, erschöpft von der Hitze, den Magenschmerzen, der allgemeinen Schwäche und den anfallartig auftretenden Neuralgien. Es machte sie wütend, auf diese Weise ihre Zeit zu verlieren, wo ihr noch so viel zu tun blieb. Ihr Eindruck von den Arbeitern in Marseille verbesserte sich in diesen Tagen ein wenig. Als sie sahen, daß sie krank war, kümmerten sie sich aufopferungsvoll um sie. Sie erschienen in kleinen Gruppen in der Pension, brachten ihr Obst oder einen kleinen Blumenstrauß, verharrten an ihrem Bett, aufmerksam und verlegen, mit ihren Mützen in der Hand, und warteten ergeben darauf, daß sie eine Bitte äußerte. Mit Hilfe von Benjamin Mazel konnte sie ein zehnköpfiges Komitee der Arbeiterunion bilden, dem außer dem Broschürenverfasser und Agitator nur Handwerker angehörten: ein Schneider, ein Tischler, ein Maurer, zwei Sattler, zwei Friseure, eine Näherin und sogar ein Stauer.

Die Versammlungen in ihrem Schlafzimmer in der Herberge verliefen entspannt. Wegen ihrer Schwäche und ihres Unwohlseins sprach Flora wenig. Aber sie

hörte viel zu, und sie amüsierte sich über die Naivität ihrer Besucher und ihren ungeheuren Mangel an Bildung oder ärgerte sich über die bürgerlichen Vorurteile, die sie übernommen hatten. Gegen die türkischen, griechischen und genuesischen Einwanderer zum Beispiel, die sie für sämtliche Diebstähle und Verbrechen verantwortlich machten; oder gegen die Frauen, die sie nicht für ihresgleichen und für gleichberechtigt anzusehen vermochten. Um sie nicht aufzubringen, taten sie, als würden sie ihre Ideen über die Frau akzeptieren, doch Flora sah an ihren Gesichtern und an den verstohlenen Blicken, die sie miteinander tauschten, daß sie sie nicht überzeugt hatte.

Bei einer dieser Versammlungen erfuhr sie von Mazel, daß Madame Victoire nicht nur Kupplerin, sondern auch Spitzel der Polizei war. Und daß sie seit Tagen an einschlägigen Orten in Marseille Erkundigungen über sie einzog. Also folgten auch hier die Behörden ihren Schritten. Salin, ein Tischler, der sie täglich besuchte, hörte dies mit großer Sorge, und da er fürchtete, die Polizei könnte sie festnehmen und in eine Besserungsanstalt für Prostituierte und Diebinnen einsperren, schlug er ihr vor, sie mit seiner Uniform der Nationalgarde zu verkleiden und in einer Hirtenhütte in den Bergen unterzubringen. Der Vorschlag brachte alle Anwesenden zum Lachen. Flora erzählte ihnen, sie habe bereits ein ähnliches Erlebnis gehabt. Und sie berichtete ihnen von ihren Abenteuern in London, wo sie vor fünf Jahren lange Monate verbracht hatte, fast immer als Mann gekleidet, um sich frei bewegen und ihre sozialen Forschungen betreiben zu können. Während sie sprach,

versagten ihre Kräfte, und sie wurde ohnmächtig.

Auch in Arequipa hattest du dich als Mann verkleidet, beim Karneval, und als Husar mit Degen, Federhut, Stiefeln und Schnurrbart an einem Maskenball teilgenommen. Die Angehörigen der »guten Gesellschaft« amüsierten sich nachts, indem sie sich mit parfümierten Blumen, Papierschlangen oder Duftwassern bewarfen, doch am Tag feierten sie den Karneval genau wie die einfachen Leute und gingen mit Wasserkübeln und hohlen, mit Farbwasser gefüllten Eiern in wahren Straßenschlachten aufeinander los. Von Don Píos Dachterrasse aus betrachtetest du das Schauspiel mit der Faszination, die dieses Land dir einflößte, das so verschieden war von denen, die du kanntest.

Alles in Arequipa erstaunte und verwirrte dich und warf deine Vorstellungen über die Menschen, die Gesellschaft und das Leben über den Haufen. Zum Beispiel, daß das einträglichste Geschäft der religiösen Orden dann bestand, den Sterbenden die Ordenskleider zu verkaufen, denn in Arequipa war es Sitte, die Toten in religiösen Gewändern zu bestatten. Auch, daß das gesellschaftliche, mondäne Leben in dieser kleinen Stadt intensiver war als in Paris. Den ganzen Tag verbrachten die Familien mit gegenseitigen Besuchen; am Nachmittag aßen sie die köstlichen Biskuits und andere Süßigkeiten, die sie bei den in Klausur lebenden Nonnen von Santa Catalina, Santa Teresa und Santa Rosa kauften, tranken aus Cusco gebrachte Schokolade und rauchten – die Frauen mehr als die Männer – pausenlos. Klatsch, Gerüchte, Enthüllungen, üble Nachrede und Indiskretionen, die um intime Einzelheiten und Schand-

flecke der Familien kreisten, waren das Glück der Tischgäste. Bei all diesen Treffen sprach man natürlich mit Wehmut, Neid und Verzweiflung von Paris, das für die Bewohner Arequipas so etwas wie eine Außenstelle des Paradieses war. Sie bestürmten dich mit Fragen über das Pariser Leben, und du, der es unbekannter war als ihnen, mußttest dir alle möglichen Dinge ausdenken, um sie nicht zu enttäuschen.

Nach anderthalb Monaten in Arequipa war der Onkel Don Pío noch immer in Camaná und ließ nicht erkennen, daß er an Rückkehr dachte. War diese lange Abwesenheit eine Strategie, um dich in deinen Forderungen zu entmutigen? Fürchtete Don Pío, du könntest neue Beweise mitgebracht haben und so die Justiz zwingen, dich zur ehelichen Tochter und somit zu Don Mariano Tristans berechtigter Erbin zu erklären? Mit diesen Überlegungen war sie beschäftigt, als man ihr ankündigte, daß Kapitän Zacharie Chabrié, der gerade in Arequipa eingetroffen sei, sie am Nachmittag besuchen werde. Das Erscheinen des bretonischen Seemannes, an den sie nicht mehr gedacht hatte, seit sie sich in Valparaiso von ihm verabschiedet hatte, wirkte wie ein weiteres Erdbeben auf sie. Er würde ohne jeden Zweifel darauf beharren, sie zu heiraten.

Am ersten Tag verlief die Wiederbegegnung mit Chabrié freundlich und herzlich, dank der Anwesenheit eines halben Dutzends Verwandter im Salon, die den Seemann daran hinderten, die leidenschaftliche Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die ihn hergeführt hatte. Doch seine Augen sagten Flora, was sein Mund verschwieg. Am nächsten Tag erschien er am Vormittag,

und Flora konnte nicht vermeiden, allein mit ihm zu sein. Auf den Knien liegend, ihr die Hand küssend, flehte Zacharie Chabrié sie an, ihm ihr Jawort zu geben. Er werde den Rest seines Lebens damit verbringen, sie glücklich zu machen, er wäre ein vorbildlicher Vater für Aline; Floras Töchterchen würde wie sein eigenes sein. In deiner hilflosen Benommenheit warst du nahe daran, ihm die Wahrheit zu sagen: daß du eine verheiratete Frau warst, nicht nur ein Kind hattest, sondern zwei (denn das dritte war gestorben), und gesetzlich und moralisch gehindert, noch einmal zu heiraten. Doch dich hielt die Furcht zurück, Chabrié konnte dich in einem Anfall von Verzweiflung bei der Familie Tristan verraten. Was würde dann geschehen? Diese Gesellschaft, die dich mit offenen Armen aufgenommen hatte, würde dich als Lügnerin und Zynikerin, als entflohene Ehefrau und seelenlose Mutter verstoßen.

Wie konnte sie sich also von ihm befreien? In ihrem Bett in Marseille, während sie sich in der glühenden Abenddämmerung dieses Oktobers Luft zufächelte und dem Gesang der Zikaden lauschte, spürte Flora erneut das Ziehen im Magen und das Schuldgefühl, das schlechte Gewissen. Das geschah jedesmal, wenn sie an die List dachte, mit deren Hilfe sie Chabrié enttäuscht und sich seiner Verfolgung entzogen hatte. Jetzt fühltest du auch das kalte Metall der Kugel nah am Herzen.

»Gut, Zacharie. Wenn es stimmt, daß Sie mich so sehr lieben, dann beweisen Sie mir es. Beschaffen Sie mir ein Zertifikat, eine Geburtsurkunde, die beweist, daß ich die eheliche Tochter meiner Eltern bin. Auf diese Weise werde ich mein Erbe einfordern können, und wir

werden damit ruhig und sicher in Kalifornien leben können. Werden Sie das tun? Sie haben Bekannte und Einfluß in Frankreich. Werden Sie mir diese Urkunde beschaffen, auch wenn Sie dafür einen Beamten bestechen müssen?«

Der rechtschaffene Mann und integre Katholik wurde blaß und riß die Augen auf, ohne glauben zu können, was er gerade gehört hatte.

»Aber Flora, begreifen Sie, worum Sie mich da bitten?«

»Der wahren Liebe ist nichts unmöglich, Zacharie.«

»Flora, Flora. Ist das der Liebesbeweis, den Sie brauchen? Daß ich ein Verbrechen begehe? Daß ich gegen das Gesetz verstoße? Das erwarten Sie von mir? Daß ich zum Verbrecher werde, damit Sie in den Besitz eines Erbes gelangen können?«

»Ich sehe schon. Sie lieben mich nicht genug, damit ich Ihre Frau werden kann, Zacharie.«

Du sahst, wie er erst noch blasser wurde und dann rot anlief, als träfe ihn gleich der Schlag. Er stand schwankend da, kurz davor, zusammenzubrechen. Schließlich entfernte er sich, mit dem Rücken zu dir, mit schlep-penden Schritten, wie ein alter Mann. An der Tür wandte er sich um und sagte mit erhobener Hand, als wollte er dich exorzieren:

»Sie sollen wissen, daß ich Sie jetzt ebenso hasse, wie ich Sie geliebt habe, Flora.«

Was mochte in all diesen Jahren aus dem guten Chabrié geworden sein? Du hattest nie wieder von ihm gehört. Vielleicht hatte er die *Fahrten einer Paria* gelesen und auf diese Weise den wahren Grund der häßlichen List erfahren, mit der du seine Liebe zurückgewiesen

hattest. Hätte er dir verziehen? Haßte er dich vielleicht noch immer? Wie wäre dein Leben gewesen, Florita, wenn du Chabrié geheiratet und dich mit ihm in Kalifornien begraben hättest, ohne jemals wieder den Fuß nach Frankreich zu setzen? Ruhig und sicher, ohne Zweifel. Aber dann wären dir nie die Augen aufgegangen, und du hättest keine Bücher geschrieben und dich nicht in die Bannerträgerin der Revolution verwandelt, um die Frauen aus der Sklaverei und die Armen der Welt von der Ausbeutung zu befreien. Letztlich hattest du gut daran getan, diesem herzensguten Mann in Arequipa so übel mitzuspielen.

Als Flora sich etwas von ihren Leiden erholt hatte und ihre Koffer packte, um ihre Reise in Richtung Toulon fortzusetzen, brachte Benjamin Mazel ihr eine amüsante Nachricht. Der Dichter-Maurer Charles Poney, der sie unter dem Vorwand einer Erholungsreise nach Algier versetzt hatte, war nie über das Mittelmeer gefahren. Er hatte zwar das Schiff bestiegen, aber noch vor dem Auslaufen vor lauter Entsetzen angesichts der Gefahr eines Schiffbruchs einen Nervenanstfall erlitten und schreiend und weinend verlangt, man solle den Steg auslegen und ihn vom Schiff gehen lassen. Die Schiffsoffiziere entschieden sich für das Mittel, mit dem die englische Marine den Rekruten die Angst vor dem Meer zu nehmen pflegte: sie warfen ihn kurzerhand über Bord. Halbtot vor Scham, hatte Charles Poney sich in seinem kleinen Haus in Marseille versteckt, wo er die Zeit verstreichen ließ, um die Welt glauben zu machen, er befinde sich in Algier auf der Suche nach den Musen. Ein Nachbar hatte ihn verraten, und jetzt war er das

Gespött der ganzen Stadt.

»So sind sie, die Dichter«, befand Flora.

XII

Wer sind wir?

Punaauia, Mai 1898

Er kam sehr früh nach Papeete, bevor die Hitze einsetzte. Das am Vorabend angekündigte Postschiff aus San Francisco war bereits in die Lagune eingelaufen und hatte angelegt. Er wartete bei einem Bier in einem Hafenlokal auf das Erscheinen der Postangestellten. Er sah sie auf dem Quai du Commerce in einem Wagen vorbeifahren, der von einem trägen Pferd gezogen wurde, und der ältere der Postbeamten, Foncheval oder Fonteval – du irrtest dich immer –, grüßte ihn mit einem Neigen des Kopfes. In aller Ruhe, ohne mit jemandem zu sprechen, ließ er sich das Bier schmecken, in das er seine letzten Centimes investiert hatte, und wartete, daß die beiden Angestellten unter den Flamboyant-Bäumen und Akazien der Rue de Rivoli seinen Blicken entschwanden. Er vertrieb sich die Zeit damit, zu schätzen, wie lange sie brauchen würden, um die auf dem Boden des kleinen Büros verstreuten Pakete und Briefe in Kisten und Säcke zu ordnen. Der Knöchel tat ihm nicht weh. Er spürte nicht das Brennen an den Waden, das ihn die ganze Nacht wach gehalten und seinen Körper mit kaltem

Schweiß bedeckt hatte. Dieses Mal würdest du mehr Glück haben als mit dem letzten Schiff vor einem Monat, Koke.

Er zuckelte gemächlich zum Postamt, ohne das Pony anzutreiben, das den kleinen Wagen zog. Auf dem Kopf spürte er die Zunge einer Sonne, die in den folgenden Minuten und Stunden immer glühender werden würde, um dann zwischen zwei und drei Uhr den unerträglichen Höhepunkt zu erreichen. Die Rue de Rivoli lag halbverlassen da, doch es waren Leute in den Gärten und auf den Balkonen der großen Holzhäuser zu sehen. Zwischen dem Grün der hohen Mangobäume erblickte er den Turm der Kathedrale in der Ferne. Die Post war geöffnet. Du warst der erste Kunde dieses Morgens, Koke. Die beiden Postbeamten waren damit beschäftigt, Briefe und Pakete zu ordnen, die bereits in alphabetischer Folge auf dem Auslegetisch aufgereiht waren.

»Für Sie ist nichts dabei«, begrüßte ihn Foncheval oder Fonteval mit betrübttem Gesicht. »Tut mir leid.«

»Nichts?« Er spürte das scharfe Brennen an den Waden, den stechenden Schmerz im Knöchel. »Sind Sie sicher?«

»Tut mir leid«, wiederholte der alte Postbeamte schulterzuckend.

Er wußte sofort, was er tun mußte. Ohne Eile kehrte er nach Punaauia zurück, im Tempo des Pferdes, das seinen kleinen, halbbezahlten Wagen zog, während er die Pariser Galeristen verfluchte, von denen er mindestens seit einem halben Jahr nichts gehört hatte. Das nächste Schiff, das die Route über Sydney befuhr,

würde erst in einem Monat eintreffen. Wovon würdest du bis dahin leben, Koke? Der Chinese Teng, Besitzer des einzigen Kaufladens in Punaauia, hatte ihm den Kredit gesperrt, weil er die für Konserven, Tabak und Alkohol aufgelaufenen Schulden seit zwei Monaten nicht bezahlt hatte. Aber das war nicht das Schlimmste, Koke. Du warst daran gewöhnt, bei der halben Welt verschuldet zu sein, ohne deshalb dein Selbstvertrauen oder die Liebe zum Leben zu verlieren. Doch ein Gefühl von Leere, von Verbrauchtheit hatte sich vor drei oder vier Tagen deiner bemächtigt, als dir klar wurde, daß das riesige, vier Meter breite und fast zwei Meter hohe Bild, das größte, das du je gemalt hattest und für das du mehr Zeit als für jedes andere auf gewendet hattest – mehrere Monate –, endgültig beendet war. Jede weitere Retusche würde es verderben. War es nicht dumm, daß du das beste Bild deines fünfzigjährigen Lebens auf einer Sackleinwand gemalt hattest, die durch die Feuchtigkeit und den Regen in kurzer Zeit verrotten würde? Er dachte: ›Macht es etwas aus, wenn es verschwindet, ohne daß jemand es gesehen hat? Es würde ohnehin niemand erfassen, daß es sich um ein Meisterwerk handelte. Niemand würde es verstehen. Wie war es möglich, daß nicht einmal Daniel de Monfreid dir geschrieben hatte, dieser treue Freund, den du vor drei Monaten mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden um Hilfe gebeten hattest?

Er erreichte Punaauia gegen Mittag. Zum Glück waren Pau'ura und der kleine Emile nicht zu Hause. Nicht, weil sie deine Pläne hätte durchkreuzen können, denn das Mädchen war als echte Maori daran gewöhnt, ihrem

Ehemann in allem zu gehorchen, was dieser tat oder wollte, sondern weil du mit ihr hättest sprechen und ihre dummen Fragen beantworten müssen, und jetzt hattest du weder Zeit noch Bereitschaft oder Geduld für Dummheit. Und schon gar nicht für das Geschrei des Kindes. Er dachte daran, wie intelligent Teha'amana gewesen war. Mit ihr zu reden hatte dir geholfen, stürmische Zeiten zu überstehen; mit Pau'ura nicht. Er kletterte die schwankende Außentreppe der Hütte zum Schlafzimmer empor, auf der Suche nach der Tüte mit dem Arsenikpulver, mit dem er sich die Wunden an den Beinen einrieb. Er nahm seinen Strohhut und den Stock, in dessen Griff er einen steifen Phallus geschnitzt hatte, und verließ das Haus, ohne dem Chaos aus Büchern, Heften, Kleidungsstücken, Postkarten, Gläsern und Flaschen, zwischen denen die Katze schlummerte, einen Abschiedsblick zu gönnen. Nicht einmal seinem Atelier, in dem er in den letzten Wochen wie in einem Gefängnis, in einem Zustand glühender Erregung, gelebt hatte, völlig hingegeben an das riesige Bild. Er ging blicklos an der kleinen benachbarten Schule vorbei, aus der Stimmengewirr und Getrappel zu hören waren, und beeilte sich, die Obstplantage seines Freundes, des ehemaligen Soldaten Pierre Levergos, zu durchqueren. Er durch-watete den Bach und schlug die Richtung zum Tal von Punaruu ein, das sich von der Küste entfernte und den dichtbewaldeten, steilen Bergen zustrebte.

Es herrschte bereits große Hitze, die typische Sommerhitze, die dem Unvorsichtigen, der sich der sengenden Sonne längere Zeit mit unbedecktem Kopf aussetzte, die Sinne rauben konnte. In einigen der spärlichen

Eingeborenenhütten hörte er Lachen und Gesänge. Das Neujahrsfest, das vor einer Woche begonnen hatte. Und zweimal bevor er das Tal verließ, hörte er, wie man ihn grüßte (»Koke«, »Koke«), seinen Spitznamen rief, der in Wirklichkeit ein Versuch der Tahitianer war, seinen Nachnamen so genau wie möglich auszusprechen. Er antwortete ihnen mit einer Handbewegung, ohne stehenzubleiben, und beschleunigte den Schritt, was das Brennen der Beine und die stechenden Schmerzen im Knöchel verstärkte.

Aber er kam nur langsam voran, hinkend, auf den Stock gestützt. Ab und zu wischte er sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn. Fünfzig Jahre war ein angemessenes Alter, um zu sterben. Würde der Nachruhm kommen, an den du in deinen jungen Jahren in Paris, in Finistère, in Panama und auf Martinique so fest geglaubt hattest? Wenn die Nachricht deines Todes in Frankreich eintraf, würden die Pariser dann in ihrer Frivolität eine prickelnde Neugier für dein Werk und deine Person entwickeln? Würde dir das gleiche widerfahren wie dem verrückten Holländer nach seinem Selbstmord? Die Neugier, die Anerkennung, die Bewunderung, das Vergessen. Es bedeutete dir nicht das geringste.

Er hatte begonnen, den Berg auf einem schmalen Pfad zu erklimmen, der im Schatten einer dichten Vegetation aus Kokospalmen, Mangobäumen und Brotbäumen lag, die halb von Gestrüpp überwuchert waren. Er mußte sich den Weg bahnen, indem er den Stock wie eine Machete benutzte. »Ich bereue nichts in meinem Leben«, dachte er. Falsch. Du bereuest, dich mit der unaus-

sprechlichen Krankheit angesteckt zu haben, Koke. Je steiler der Weg wurde, desto langsamer bewegte er sich vorwärts. Sein Herz raste von der Anstrengung. Daß dich nur nicht gerade jetzt ein Infarkt ereilte. Dein Tod würde sein, wie du ihn geplant hattest, nicht wie und wann die unaussprechliche Krankheit es wollte. Im Schutz der Vegetation des Berghangs zu laufen war tausendmal besser, als es im Tal zu tun, unter dem Himmelsfeuer, diesem Instrument, das einem den Schädel durchbohrte. Er blieb mehrmals stehen, um Luft zu holen, bevor er das kleine Hochplateau erreichte. Er war vor Monaten hier oben gewesen, geführt von Pau'ura, und kaum hatte er diese baumlose, jedoch mit zahllosen Farnen in allen Größen bewachsene Esplanade betreten, von der aus man das Tal, die weiße Linie der Küste, die bläuliche Lagune, das rosafarbene Licht der Korallenriffe und dahinter das Meer sehen konnte, das mit dem Himmel verschmolz, war ihm der Gedanke gekommen: ›Hier will ich sterben.‹ Es war ein wunderschöner Ort. Ruhig, vollkommen, unberührt. Vielleicht der einzige auf ganz Tahiti, der genau dem Refugium glich, das du im Sinn hattest, als du 1891, vor sieben Jahren, aus Frankreich in Richtung Südsee gezogen warst, nicht ohne zuvor deinen Freunden zu verkünden, du wolltest der vom goldenen Kalb verdorbenen europäischen Zivilisation den Rücken kehren und auf die Suche nach einer reinen, ursprünglichen Welt gehen, unter deren winterlosen Himmeln die Kunst nicht ein weiteres Geschäft wäre, sondern eine existentielle, religiöse, sportliche Betätigung, und wo ein Künstler wie Adam und Eva im Garten Eden nur die Hand

auszustrecken und seine Nahrung von den fruchtbaren Bäumen zu pflücken brauchte. Die Wirklichkeit hatte deinen Träumen nicht standgehalten, Koke.

Bis hinauf zu diesem kleinen natürlichen, am Berg hängenden Balkon stieg mit einer sanften Brise der intensive Duft, der in den Regenmonaten von den Pflanzen ausging und den die Tahitianer *noa noa* nannten. Er atmete ihn genußvoll ein, und einige Sekunden lang vergaß er seinen Knöchel und seine Beine. Er setzte sich auf ein Stück trockene Erde, am Fuß eines Farnstrauchs, der ihm den Himmel verdeckte. Ohne jede Emotion, ohne daß ihm die Hand zitterte, öffnete er die Tüte und schluckte das ganze Arsenikpulver, wobei er seinen Speichel zu Hilfe nahm und kleine Pausen machte, um sich nicht zu verschlucken. Dann leckte er die letzten Reste der Tüte aus. Es hatte einen erdigen, leicht sauren Geschmack. Er wartete auf die Wirkung des Giftes, ohne Angst, ohne sich eines dieser schauerlichen Bilder auszumalen, die ihm so gefielen, mit distanzierter Neugier. Nicht lange, und er begann zu gähnen. Würdest du einschlafen? Würdest du sanft, bewußtlos vom Leben in den Tod hinübergleiten? Du glaubtest, es sei dramatisch, an Gift zu sterben, sei mit grausamen Schmerzen, reißenden Muskeln, versagenden Eingeweiden verbunden. Statt dessen versankst du in einer nebligen Welt und beganst zu träumen.

Er träumte von der Negerin in Panama, im April oder Mai 1887, deren Geschlecht rot war wie ein Blutgerinnsel. Vor der Tür ihrer Bretterhütte wartete immer eine längere Schlange als vor den anderen kolumbianischen Huren des Lagers. Die Kanalarbeiter

gaben ihr den Vorzug wegen des »Hündchens«, was, wie Paul erst nach einer Weile herausfand, so etwas wie die panamesische, gutartige Variante der furchteinflößenden *vagina dentata* der Mythologie war. Die Vagina dieser Negerin kastrierte keinen ihrer Kunden, den Tagelöhnern zufolge, sondern traktierte sie mit zärtlichen Bissen, und dieses unerwartete Gekitzel verschaffte ihnen höchsten Genuß. Neugierig geworden, reihte auch er sich am Zahltag in die Schlange ein, wie die anderen Arbeiter seines Trupps, aber er bemerkte nichts Außergewöhnliches am Geschlecht der Negerin. Du erinnerst dich an den mächtigen Dunsthauch ihres schweißbedeckten Körpers, an die warme Gastfreundschaft ihres Bauches, ihrer Schenkel und Brüste. Hatte sie dich mit der unaussprechlichen Krankheit angesteckt? Der Verdacht nagte an ihm seit den verzehrenden Fieberanfällen auf Martinique, die ihn fast umgebracht hätten. Dieser panamesischen Negerin verdanktest du, daß dein Sehvermögen geschwächt war, daß dein Herz versagte, daß deine Beine sich mit Pusteln bedeckt hatten? Der Gedanke machte ihn traurig, und plötzlich weinte er um Aline: Du hattest sie seit so vielen Jahren nicht gesehen, und du würdest sie niemals Wiedersehen, denn deine Tochter war in Dänemark gestorben, hinweggerafft von einer Lungenentzündung, als sie sicher schon ein schönes dänisches Fräulein war und Französisch vermutlich genauso schlecht sprach wie Pau'ura Und jetzt starbst du hier, auf dieser kleinen verlorenen Südsee-Insel: Tahiti-nui. Und dann träumte er von seinem Gefährten und Freund Charles Laval. Du hattest ihn in der guten Zeit in Pont-Aven kennen-

gelernt, und er hatte dich nach Panama und Martinique begleitet, auf der Suche nach dem Paradies. Doch dort befand es sich nicht; du und Charles, ihr wart eher in der Hölle gelandet. Charles bekam Gelbfieber und versuchte, sich umzubringen. Doch warum jetzt Mitleid mit Charles Laval haben, Koke? Hatte er sich nicht von der Seuche erholt? Hatte er seinen Selbstmordversuch nicht überlebt? War er nicht nach Frankreich zurückgekehrt, um seine Abenteuer zu erzählen, wie ein Kreuzritter, der nach der Eroberung von Jerusalem wieder Heimatboden betritt? Hatte er sich nicht einen annehmbaren Ruf als Maler gemacht? Und vor allem, hatte er nicht die schöne, zarte, ätherische Madeleine geheiratet, die Schwester von Emile Bernard, in die du damals in der Bretagne verliebt gewesen warst? Plötzlich wurde sein Traum zum Alptraum. Er erstickte. Etwas Zähflüssiges, Heißes stieg seine Speiseröhre hinauf und verschloß seinen Hals. Du konntest es nicht ausspucken. Lange Zeit lag er so da, gequält, nach Luft ringend, sich windend, von Angst gepackt. Als er die Augen öffnete, hatte er sich erbrochen, und eine Reihe roter Ameisen zog über seine Brust, an den Rändern des Erbrochenen entlang.

Warst du lebendig? Du warst lebendig. Wenn auch verwirrt, benommen, beschämt und so kraftlos, daß du nicht einmal die Arme heben konntest. Der Abend dämmerte herauf, und er erahnte, in der Ferne, das letzte Aufflammen des Sonnenuntergangs. Ab und zu verlor er das Bewußtsein, und eine Reihe von Bildern zog durch seinen Kopf. Vor allem eines kehrte immer wieder, das Deck der *Jerome-Napoléon*. Ein Offizier fragte dich: »Wo hat man dir die Nase gebrochen, Matrose Gauguin?«

»Sie ist nicht gebrochen, Monsieur, sie ist so. Trotz meiner blauen Augen und meines französischen Namens bin ich ein Inka, Monsieur. Mein Merkmal ist meine Nase.« Es war dunkel geworden; als er die Augen aufschlug, sah er Sterne und zitterte vor Kälte. Er schlief ein, erwachte, schlief abermals ein, und plötzlich wußte er mit absoluter Klarheit, welcher Titel dem Bild angemessen war, das er in den letzten Monaten gemalt hatte, nachdem er ein halbes Jahr weder einen Pinsel angefaßt noch eine einzige Skizze in seine Hefte gezeichnet hatte. Diese Gewißheit erfüllte ihn mit einer beruhigenden Sicherheit und verdrängte die Scham, die er empfand, weil auch er bei seinem Selbstmord gescheitert war, wie Charles Laval damals in der Karibik, im April oder Mai 1887, als er sich mit der Seuche angesteckt hatte. Mit dem ersten Morgenlicht gewann er seinen klaren Verstand zurück und die Kraft, sich aufzurichten und aufzustehen. Seine Beine zitterten, aber sie brannten nicht, und der Knöchel tat ihm jetzt überhaupt nicht weh. Bevor er den Rückweg antrat, war er eine gute Weile damit beschäftigt, die roten Ameisen abzustreifen, die über seinen Körper liefen. Wie enttäuscht sie sein mußten, weil du nicht gestorben warst, Koke, was für einen Festschmaus hätten sie mit deinem Kadaver veranstaltet, der verfault war und doch so zäh und dumm darauf bestand, zu leben.

Obwohl ihn starker Durst quälte – seine Zunge war versteinert wie die einer Eidechse –, während er ins Tal hinunterstieg, fühlte er sich nicht schlecht, weder körperlich noch seelisch, sondern eher in einem Zustand von Erregung. Du wolltest so rasch wie möglich dein

Haus erreichen, in den Fluß von Punaauia eintauchen, in dem du jeden Morgen badetest, bevor du mit der Arbeit begannst, einen Liter Wasser trinken und einen schön heißen Tee mit einem Schuß Rum (war noch Rum da?), und dann die Pfeife anzünden (war noch Tabak da?), in dein Atelier gehen und ohne Zeit zu verlieren den Titel malen, den du dank deines gescheiterten Selbstmords gefunden hattest, in schwarzen Buchstaben, in die linke obere Ecke dieser vier Meter breiten Sackleinwand, die dich in den letzten Wochen wie ein Magnet an sich gefesselt hatte. Ein Meisterwerk? Ja, Koke. In dieser oberen Ecke würden die schrecklichen Fragen das Bild überschreiben. Du hattest nicht die geringste Ahnung, wie die Antworten lauteten. Wohl aber die Gewißheit, daß sie für den, der sie zu suchen wußte, in den zwölf Gestalten des Bildes enthalten waren, die in einem Bogen entgegen dem Uhrzeigersinn den menschlichen Lebensweg von seinem Anfang in der Kindheit bis zu seinem Ende im unwürdigen Alter veranschaulichten.

Kurz bevor er das Tal erreichte, traf er auf einen kleinen Wasserfall, der sich vom Berghang in eine schlammige Rinne ergoß. Er trank glücklich. Dann befeuchtete er sich das Gesicht, den Kopf, die Arme, die Brust und setzte sich zum Ausruhen an den Wegrand, mit baumelnden Beinen, eingetaucht in eine angenehme Benommenheit. Den Rest des Weges legte er trunken vor Erschöpfung zurück, wenn auch guter Dinge.

Er betrat sein Haus kurz vor Mittag, als kehrte er von einer Weltreise zurück. Der kleine Emile schlief nackt, rücklings, in seinem Korb, und Pau'ura saß auf den Strohmatten, die Katze um die Beine gerollt, und

versuchte, der Gitarre eine Melodie zu entlocken. Sie schaute ihn an und lächelte, ohne von den Saiten des Instruments zu lassen, das sie sich niemals gefügig machen würde. Sie verfehlte den Ton bei jeder Note.

»Ich habe versucht, mich umzubringen, und bin gescheitert, ich habe so viel Gift geschluckt, daß ich mich erbrechen mußte, und das hat mich gerettet, aber ich habe kein Arsen mehr für meine Beine«, sagte er langsam auf französisch, das Pau'ura sehr gut verstand, wenn sie es auch nur mit Mühe sprach. »Ich bin nicht nur ein gescheiterter Künstler und ein Hungerleider. Sondern auch ein gescheiterter Selbstmörder. Komm, mach mir eine Tasse Tee.«

Der abwesende Ausdruck seiner Frau veränderte sich nicht. Mechanisch deutete sie ein weiteres Lächeln an, während ihre Hände noch immer versuchten, der malträtierten Gitarre ein paar Akkorde zu entlocken.

»Koke«, sagte sie, ohne sich von der Stelle zu rühren. »Eine Tasse Tee.«

»Eine Tasse Tee!« wiederholte er, während er sich auf das Bett warf und ihr kleine Klapse versetzte. »Jetzt sofort.«

Sie schob die Katze beiseite, legte die Gitarre auf den Boden und ging, sich sanft wiegend, zur Tür. Sie wirkte älter als ihre sechzehn oder siebzehn Jahre. Ihre Rundungen waren ausgeprägt, sie war nicht sehr groß, hatte langes blaueschwarzes Haar und seidige Haut, die im Widerspiel zu ihrem roten Pareo zu phosphoreszieren schien. Ein hübsches Mädchen, vielleicht die schönste *vahine*, mit der du zusammengelebt hattest, seitdem du in Tahiti angekommen warst. Sie hatte schon

zweimal geboren, und ihr Körper war nicht im mindesten aus der Form gegangen; ihre Figur war weiter schlank und jugendlich. Du warst schon Jahre mit ihr zusammen, doch nie hattest du sie so geliebt wie Teha'amana, die du bisweilen noch immer mit unveränderter Sehnsucht vermißtetest. Und warum hattest du sie nicht lieben können, Koke, wo sie doch nicht nur schön, sondern auch fügsam und gefällig war? Weil sie zu dumm war. In der letzten Zeit hatte er die Dialoge mit seiner kleinen tahitianischen Frau auf ein Minimum reduziert. Wenn sie stumm war, gelang es ihm, für Pau'ura eine gewisse Zuneigung zu empfinden; sie war ihm Gesellschaft, Hilfe, und wenn ihn das Begehren anfiel, was ihm jetzt weniger oft als früher passierte, ein junger, fester und sinnlicher Körper. Doch wenn sie ihren Mund aufmachte und in ihrem armen Französisch oder in einem Tahitianisch sprach, das ihm nicht immer verständlich war, deprimierten ihn die Banalität ihrer Fragen und ihr Unvermögen, die Erklärungen zu verstehen, die er ihr zu geben suchte. Aber vor allem erzürnte ihn ihre grenzenlose, träge Unfähigkeit, Interesse für irgend etwas Geistiges, Künstlerisches oder schlicht Intelligentes zu entwickeln. Hatte sie verstanden, daß du dich umbringen wolltest? Sie hatte es genau verstanden. Aber was sollte sie dazu sagen, wo doch alles, was ihr Ehemann tat, gut war. Hatte sie denn Stimme und Einfluß bei den Angelegenheiten ihres Herrn und Meisters? Sie war keine Frau, Koke. Sie war ein jugendlicher kleiner Körper, ein Geschlecht und ein Paar Brüste, weiter nichts.

Er schlief ein. Aber nicht lange, denn als er die Augen

öffnete, war die Tasse Tee, die Pau'ura ihm neben das Bett gestellt hatte, noch immer heiß. Er suchte die letzte Flasche Rum im Vorratsschrank. Sie war fast leer, doch die wenigen Tropfen, die er in den Tee goß, gaben dem Getränk Feuer. Er schlürfte es in kleinen Schlucken, während er mit einer gewissen Angst in sein Atelier ging. Er warf einen langen Blick auf die riesige Leinwand; sie war auf eine Staffelei gespannt, die er, wie das Gerüst eines Gebäudes, eigens für sie konstruiert hatte. Die zwischen den Bambusrohren eindringenden Pfeile der Sonne machten das Bild lebendig und gaben ihm etwas seltsam Flirrendes. Eine Schmetterlingsunruhe, wie im Wald von Punaruu zur Zeit der größten Hitze. Ja, Koke, der Titel war angemessen. Er nahm seine Farbpalette und schrieb mit einem der feinsten Pinsel in die linke obere Ecke: »Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?«

War es das Bild, das du hattest malen wollen? Jetzt, wo der Tod hinter dir lag – ein schöner Ausdruck, Koke – und du es mit dem Blick und der Gelassenheit sahst, die dir die Rückkehr aus dem Jenseits gab, warst du nicht mehr so sicher. War es das Paradies, neuerfunden von einem wilden Maler, der sich auf der Insel Tahiti niedergelassen hatte? Das war deine vage ursprüngliche Absicht gewesen. Oder besser gesagt, du hattest aus der Hölle deiner nicht abreißenden Mißgeschicke heraus einen nicht abstrakten, nicht europäischen, nicht mystischen Garten Eden, sondern ein Maori-Eden malen wollen. Ein materielles Eden, das hier und jetzt Gestalt annahm. Aber das war es nicht, was du vor dir hattest. Wer war diese große zentrale Gestalt mit weißem

Lendenschurz, die eine Frucht von dem unsichtbaren Baum über ihrem Kopf pflückte und die Leinwand in zwei Hälften teilte? Nicht Eva, das war gewiß. Er war nicht einmal sicher, daß es eine Frau war, denn obwohl ihre Haut, ihre Taille und ihre Arme als 'weiblich' gelten konnten, gehörten die Formen, die sich unter dem Lendenschurz wölbten, nicht zu einer Frau: es war ein gutes Paar Hoden und ein kräftiger Phallus, der vielleicht gerade im Begriff war, sich aufzurichten.

Er brach in Lachen aus. Ein *taata vahine*! Ein *mahu*! Das hattest du gemalt, Koke: einen Frau-Mann. Als du vor sieben Jahren, im Juni 1891, in Tahiti eintrafst und Leutnant Jénot (was mochte aus ihm geworden sein?) dir erzählte, daß die Eingeborenen dich wegen deiner langen flatternden Haarmähne und deines Buffalo-Bill-Hutes für einen *taata vahine*, einen *mahu*, hielten, hatte es dich geschaudert. Ein Frau-Mann, du? Hattest du etwa deine Männlichkeit nicht unter Beweis gestellt, seit du denken konntest? In deinem Unbehagen hattest du dir die lange Mähne abgeschnitten und den Mohikanerhut durch einen Strohhut ersetzt. Später jedoch, als dir klar wurde, daß die Tahitianer im Unterschied zu den Europäern einen *taata vahine* genauso akzeptierten wie einen Mann oder eine Frau, ändertest du deine Meinung. Jetzt machte es dich stolz, daß man dich für einen *mahu* gehalten hatte. »Das einzige, was die Missionare ihnen nicht haben nehmen können«, dachte er. Gab es denn nicht *taata vahine* in den Dörfern, im Schoß vieler Familien, trotz der vehementen Predigt von Priestern und Pastoren, die alles daran setzten, eine strikte sexuelle Symmetrie zu etablieren, hier Männer, da

Frauen, und jede Form von Ambivalenz zwischen den Geschlechtern zu beseitigen? Das hatten sie den Eingeborenen nicht austreiben können: ihre sexuelle Weisheit. Er erinnerte sich amüsiert an sein Abenteuer mit dem Holzfäller Jotefa, am Wasserfall: Es war gar nicht so lange her, und doch schien es eine Ewigkeit zu sein, Koke. Ja, es gab noch viele *taata vahine* auf Tahiti. Nicht in Papeete, wohl aber im Inneren der Insel, das der Einfluß der Europäer spät, unvollkommen oder nie erreichte. Er hatte oft gesehen, wie diese Jungen, die ihre Köpfe mit dem Blumenschmuck der Frauen schmückten, die kochten und webten und die Hausarbeit verrichteten, bei Festen, wenn alle betrunken waren, von Männern liebkost und bisweilen mit der größten Natürlichkeit wie Frauen gebraucht wurden. Und er hatte unter den gleichen Umständen auch Mädchen und Frauen gesehen, die sich umarmten und streichelten, ohne daß jemand darüber befremdet gewesen wäre. Die letzten Reste der verschwundenen Zivilisation, die du gesucht und nicht gefunden hattest, Koke, die letzte Spur dieser ursprünglichen, gesunden, heidnischen, glücklichen Kultur ohne körperliche Scham, die nicht durch den dekadenten Begriff der Sünde deformiert war. Das einzige, was blieb von dem, was dich in die Südsee geführt hatte, Koke, diese weise Hinnahme der Notwendigkeit der unverstellten Liebe, der Liebe in all ihren Metamorphosen, bis hin zum Hermaphroditismus. Es würde nicht mehr lange dauern. Europa würde auch den *taata vahine* ein Ende machen, wie es den alten Göttern, den alten religiösen Vorstellungen, den alten Sitten, der alten Nacktheit, den Tätowierungen und dem

Kannibalismus ein Ende gemacht hatte, dieser ganzen heilen, fröhlichen, kraftvollen Zivilisation, die es einmal gegeben hatte. Doch sie existierte noch auf den Marquesas. Dorthin mußt du gehen, bevor du krepieren würdest.

Unbewußt und unbeabsichtigt hattest du einen *taata vahine* in die Mitte deines besten Bildes gemalt. Eine Huldigung an das Ausgelöschte, an das, was man den Tahitia-ern geraubt hatte. In all den Jahren, in denen du hier lebstest, hattest du nicht einen einzigen Menschen getroffen, der sich erinnert hätte, wie die Sitten, die Beziehungen, das tägliche Leben früher gewesen waren. Man hatte ihnen nicht einmal die prachtvolle Nacktheit gelassen, in der sie auf deinem Bild erschienen. Die Missionare hatten ihre kupferfarbenen Körper in diese Tuniken gesteckt, die wie religiöse Gewänder wirkten. Was für ein Verbrechen! Diese schönen ockerfarbenen, blaß- oder bläulichgrauen Gestalten zu verbergen, die sich jahrhundertlang voll Stolz, in animalischer Unschuld, der Sonne dargeboten hatten. Die Tuniken, die man sie zu tragen zwang, machten ihre Anmut, ihre Gelöstheit, ihre Kraft zunichte und versahen sie mit dem schmachvollen Siegel der Knechte. Koke, Koke: Diese verschwundene Kultur hattest du von A bis Z erschaffen müssen, damit sie existierte. Waren die Maori einmal so gewesen, wie sie auf dem Bild erschienen? Natürliche Wesen, Freunde ihrer Körper, Brüder der Bäume, die ihnen ihre Früchte schenkten, des Meeres und der Lagune, in denen sie fischten und badeten und mit flinken Kanus ihre Spuren zogen, vor Mißgeschicken geschützt durch ihre beunruhigende Göttin Hina, die du

ebenfalls für sie erfinden mußttest, da sich kein Tahitianer erinnern konnte, wie sie war, als seine Vorfahren sie anbeteten. Die Missionare hatten ihnen die Erinnerung geraubt und sie um ihr Gedächtnis gebracht.

Es war gut und richtig gewesen, die oberen Ecken mit diesem verblaßten Gelb abzuheben, um die Vorstellung eines alten Freskos mit vom Alter verwischten Rändern hervorzurufen. Das galt auch für den konstanten Ton der Landschaft, der vom sanften Blau und vom Veronesegrün des Hintergrunds getragen wurde, auf dem sich tanzende Zweige und Stämme wie Tentakel oder Schlangen umeinander wanden. Die Bäume, die einzigen kriegerischen Gestalten des Bildes. Die Tiere dagegen waren friedlich: Die Katzen, das Zicklein, der Hund, die Vögel lebten brüderlich mit den Menschen zusammen. Selbst die alte Frau auf der linken Seite, die sterben würde oder vielleicht schon gestorben war und in der Stellung der peruanischen Mumien dahockte, die du nie hattest vergessen können, schien sich mit ihrer Auslöschung abzufinden.

Und die beiden in rosafarbene Tuniken gehüllten Gestalten, die im Mittelgrund, unter dem Baum der Erkenntnis, gegen die Zeit, vom Tod zum Leben, schritten? Während du sie maltest, kam dir der Gedanke, du selbst könntest das sein, mit der unglücklichen Aline. Doch nein. Diese miteinander flüsternden Gestalten stellten nicht dich und deine tote Tochter dar. Sie waren auch keine Tahitianer. Es lag etwas Unheimliches, Plumpes, Ränkesüchtiges, Nichtiges in ihrer Art der Heimlichtuerei, der Beschränkung auf sich selbst, der Interesslosigkeit für ihre Umgebung. Er

schloß die Augen, suchte tief in seinem Innern. Was hattest du in diesem Paar dargestellt, Koke? Er wußte es nicht. Du würdest es nie wissen. Ein gutes Zeichen. Du hattest dein bestes Bild nicht nur mit den Händen, mit deinen Ideen, mit deiner Phantasie, mit deinem alten handwerklichen Können gemalt. Sondern auch mit den dunklen Kräften, die aus der Tiefe der Seele kamen, mit deinen aufflammenden Leidenschaften, dem Furor deiner Instinkte, mit jenen Trieben, die wie gewaltsam in die außergewöhnlichen Bilder einbrachen. Die Bilder, die niemals sterben würden, Koke. Wie die *Olympia* von Manet.

Lange Zeit stand er noch versunken in den Anblick seines Bildes und versuchte, es ganz und gar zu begreifen. Als er aus dem Atelier herunterkam, hatte Pau'ura das Abendessen zubereitet und erwartete ihn unten, in dem nach zwei Seiten hin offenen Raum, der als Eßzimmer diente. Sie hielt Emile in den Armen, und der Junge – für den du nie die Zärtlichkeit empfinden konntest, die seine kleine, kurz nach der Geburt gestorbene Schwester dir eingeflößt hatte – lag zwar mit weit geöffneten Augen da, blieb jedoch stumm und völlig reglos. Ein Glück. Auf dem Tisch standen eine Schüssel mit Obst und ein Omelett; du hattest deiner *vahine* beigebracht, es so zuzubereiten, wie es dir schmeckte: leicht und weich, fast flüssig. Ganz in der Nähe war die Dünung des unsichtbaren Meeres zu hören.

»Der Chinese Teng hat uns also noch einmal Kredit gegeben«, freute er sich lächelnd. »Wie hast du ihn dazu gebracht?«

»Koke«, sagte sie nickend. »Chinesische Eier. Salz.«

Etwas Stilles, Sanftes, Kindliches lag in ihren Augen, das einen Gegensatz bildete zu den erwachsenen Rundungen ihres Körpers.

»Wenn ich dich diese Nacht liebe, werde ich mich wirklich fühlen, als wäre ich von den Toten wiederauferstanden«, sagte er laut, während er sich an den Tisch setzte.

»Wirklich«, nickte Pau'ura und verzog das Gesicht.

XIII

Die Nonne Gutiérrez

Toulon, August 1844

Floras erster Eindruck von Toulon, wo sie im Morgen-grauen des 29. Juli 1844 eintraf, hätte nicht schlimmer sein können: »Eine Stadt von Militärs und Verbrechern. Hier werde ich nichts ausrichten können.« Was sie pessimistisch stimmte, war der Umstand, daß Toulon von der Schiffswerft lebte, auf der fünftausend Arbeiter der Stadt arbeiteten, vermischt mit Gefangenen, die zu Zwangsarbeit verurteilt waren. Noch dazu ließen ihr die Kolitis und die neuralgischen Schmerzen seit Marseille keine Ruhe.

In Toulon wurde sie von bürgerlichen Saintsimonisten empfangen, die sehr modern waren, wenn sie von Technik, wissenschaftlichem Fortschritt und industrieller Produktion sprachen, aber voll Furcht, Floras Ausfälle könnten ihnen Probleme mit den Behörden einhandeln. Ihr Anführer, ein geckenhafter Hauptmann namens Joseph Corrèze, ermüdete sie mit Ratschlägen, die sie zu Vorsicht und Mäßigung ermahnten.

»Wenn es darum ginge, vorsichtig und maßvoll zu sein, hätte ich diese Reise nicht unternommen«, wies Flora ihn zurecht. »Dafür sind Sie da. Ich bin gekommen, um eine Revolution zu machen, und werde einige Wahrheiten sagen müssen, anders geht es nicht. Wenn

das die Obrigkeit ärgert, wird mich das um so mehr bei den Arbeitern empfehlen.«

Die Obrigkeit ärgerte sich in der Tat, noch bevor Flora in der Öffentlichkeit den Mund aufgetan hatte. Am Tag nach ihrer Ankunft erschien der Polizeikommissar von Toulon, ein bärtiger, nach Lavendel duftender Mann um die Fünzig, in ihrem Hotel und befragte sie eine halbe Stunde lang über ihre Absichten in der Stadt. Jeder Akt, der die öffentliche Ordnung störe, werde energisch bestraft, warnte er sie. Und Stunden später erhielt sie eine Vorladung des Königlichen Prokurators, sich in seinen Amtsräumen einzufinden.

»Sagen Sie Ihrem Vorgesetzten, daß ich nicht kommen werde«, entfuhr es Madame-la-Colère empört. »Wenn ich ein Verbrechen begangen habe, dann soll er mich festnehmen lassen. Aber wenn er mich einschüchtern und meine Zeit vergeuden will, dann wird ihm das nicht gelingen.«

Der Amtsdienner, ein junger Mann mit rücksichtsvollen Manieren, schaute sie perplex und beunruhigt an, als könnte diese Frau, die laut auf ihn einredete und Millimeter vor seiner Nase mit einem drohenden Zeigefinger herumfuchtelte, zum körperlichen Angriff übergehen. Genauso verblüfft, verwirrt und erschrocken hatte dich vor zehn Jahren im Familienstammsitz in der Calle Santo Domingo, in Arequipa, dein Onkel Don Pío Tristan angeschaut, Florita, an dem Morgen kurz nach der ersten Begegnung, als ihr endlich das heikle Thema des Erbes ansprechen konntet. Don Pío, ein kleiner, grauhaariger, nicht sehr kräftiger Herr mit blauen Augen, elegant und redegewandt, hatte seine Argumentation

sorgfältig vorbereitet. Nach einer freundlichen Einleitung, in der er dich mit lateinischen Brocken und spitzfindigen Gesetzeszitaten überhäufte, teilte er dir mit, daß du als Tochter von Eltern, deren Verbindung, wie du in einem Brief an ihn eingeräumt hattest, jeder nachweisbaren Legalität entbehrte, nicht beanspruchen konntest, auch nur einen Centavo des Erbes seines geliebten Bruders Mariano zu erhalten.

Don Pío hatte drei Monate auf sich warten lassen, bevor er von seinen Zuckerplantagen in Camaná zurückgekehrt war, als fürchtete er sich vor der Begegnung mit seiner französischen Nichte. Es rührte dich zu Tränen, den jüngeren Bruder deines Vaters kennenzulernen, der diesem wie aus dem Gesicht geschnitten war. Du warst noch immer sentimental, Andalusierin. Du umarmtest deinen Onkel bebend, sagtest ihm leise, du wollest ihn lieben und er solle dich lieben; du warst glücklich, deine väterliche Familie zurückzugewinnen, durch sie eine Wärme und Sicherheit zu finden, die du seit deiner Kindheit im Haus in Vaugirard nicht gekannt hattest. Du sagtest es und du fühltest es, Florita! Und der Onkel Tristan war ebenfalls bewegt, wie es schien; er umarmte dich und murmelte, die blauen Augen feucht vor Rührung:

»Mein Gott, du bist ja das lebendige Abbild meines Bruders, Töchterchen.«

In den folgenden Tagen überschüttete der kleine Alte – mit seinen vierundsechzig Jahren ein bestens erhaltener Mann und mit dreihunderttausend Francs Einkommen der reichste Reiche von Arequipa – seine Nichte mit Aufmerksamkeiten und Zuneigung. Doch als

er sich schließlich bereit fand, allein mit ihr zu sprechen, und Flora ihm ihr Anliegen vortrug, als eheliche Tochter Don Marianos anerkannt zu werden und als solche eine Rente von fünftausend Francs vom Erbe ihrer Großmutter und ihres Vaters zu erhalten, verwandelte Don Pío sich in ein eisiges, juristisches Wesen, in den unbeugsamen Verteidiger der gesetzlichen Norm: Die – heiligen – Gesetze mußten Vorrang haben vor den Gefühlen; andernfalls gäbe es keine Zivilisation. Nach dem Gesetz stehe Flora nichts zu; wenn sie ihm nicht glaube, dann solle sie sich mit Richtern und Anwälten beraten. Don Pío habe es bereits getan und wisse, wovon er spreche.

Daraufhin war Flora vor Wut explodiert, so wie jetzt in Toulon, wo sie den jungen Amtsdienner dazu gebracht hatte, blaß, fast fluchtartig das Weite zu suchen. Undankbar, niederträchtig, geizig – so lohne er die selbstlose Fürsorge Don Marianos, der sich in Frankreich um ihn gekümmert, ihn beschützt und erzogen hatte? Indem er seine hilflose Tochter mißhandele, ihre Rechte nicht anerkenne, sie zur Armut verurteile, er, ein steinreicher Mann? Flora erhob die Stimme so laut, daß Don Pío, kreidebleich, sich in einen Sessel fallen ließ. Er wirkte vernichtet und winzigklein in diesem großen Raum, an dessen Wänden die Porträts seiner Vorfahren hingen, allesamt hohe Beamte und Günstlinge der Kolonialverwaltung: Auditoren, Feldmeister, Bischöfe, Vizekönige, Bürgermeister, Generäle. Später gestand er Flora, er habe in seinem vierundsechzigjährigen Leben zum ersten Mal erleben müssen, daß eine Frau sich innerhalb oder außerhalb der Familie in dieser Weise

unbotmäßig verhalten und einem *pater familias* den Respekt versagt habe. Waren das jetzt die französischen Sitten?

Flora lachte auf. ›Nein, Onkel‹, dachte sie. ›Was die Frauen betrifft, sind die französischen Sitten noch weiter zurück als in Arequipa.‹ Als ihre Freunde unter den Saintsimonisten in Toulon vom Besuch des Kommissars und von der Vorladung des Prokurators erfuhren, waren sie beunruhigt. Man würde sicher ihr Hotelzimmer durchsuchen. Daraufhin versteckte Hauptmann Joseph Corrèze bei sich zu Hause sämtliche Papiere Floras über die Organisation der Arbeiterunion in den Provinzen Frankreichs. Doch aus irgendeinem geheimnisvollen Grund kam es während Floras Aufenthalt weder zur Durchsuchung noch zu einer erneuten Vorladung des Prokurators.

Um sie für die heftigen Aufregungen zu entschädigen, führten die Saintsimonisten sie zum Hafen, wo die »Seeturniere« stattfanden, ein Spektakel, zu dem jährlich viele Besucher aus allen Regionen, sogar aus Italien, nach Toulon strömten. Am Bug zweier Boote, die ihnen gleichsam als Seerösser dienten, standen auf einer kleinen Plattform zwei Lanzenkämpfer, mit langen, spitz zulaufenden Stangen bewaffnet und von hölzernen Schilden geschützt, und stürmten heftig aufeinander los, so schnell, wie die zwölf Ruderer die Boote vorwärtsbewegten. Durch den starken Aufprall fiel einer oder fielen oft auch beide Lanzenkämpfer ins Wasser, unter dem Gejohle der Menge, die sich auf den Molen und auf der Seepromenade drängte. Die Saintsimonisten waren leicht pikiert, als Flora ihnen nach Beendigung des

Spektakels erklärte, am meisten habe ihr zu denken gegeben, daß diese armen Männer, die sich zur Unterhaltung von Pöbel und Bürgern mit Lanzen attackierten, in das Schmutzwasser fielen, in das die Abwasserkanäle der Stadt ihren Unrat ergossen. Sie würden sich bestimmt Infektionen zuziehen.

Sie hatten dir nie gefallen, diese Massenvergnügungen, bei denen die Menschen im Schutz der Menge zu Tieren wurden, die Kontrolle über ihre Triebe verloren und sich wie Wilde aufführten. Deshalb hatten die Stierkämpfe auf der Plaza de Armas von Arequipa, zu denen Clemente Althaus dich führte, oder die Hahnenkämpfe, wo du von schreienden Zuschauern umgeben warst, die Wetten abschlossen und die blutenden Tiere anfeuerten, dir zutiefst mißfallen. Es war deine angeborene Neugier, alles zu wissen und zu erforschen, die dich dort hingeführt hatte und dich oft zwang, mehr als eine Kröte zu schlucken.

Oberst Althaus, der sich ebenfalls als Opfer von Don Pío Tristans Geiz zu erkennen gab, versuchte sie zu trösten. Und sie von ihrem Vorhaben abzubringen, juristische Schritte einzuleiten, um die Anerkennung als eheliche Tochter zu erhalten, denn, so versicherte er ihr, sie würde niemals einen guten Anwalt finden, der die Stirn hätte, sich mit dem mächtigsten Mann von Arequipa anzulegen, oder einen Richter, der wagen würde, Don Pío irgendeines Vergehens anzuklagen. »Das hier ist nicht Frankreich, Florita! Das ist Peru!« Auch der Deutsche machte sich Illusionen über »la douce France«.

In der Tat, die fünf oder sechs Anwälte, an die du dich

um Rat wandtest, waren kategorisch: Du hattest nicht die geringste Chance. Du selbst hattest dir die Schlinge um den Hals gelegt mit deinem naiven Brief an Don Pío, in dem du ihm die Wahrheit über die Ehe deiner Eltern erzählt hattest. Du würdest das Verfahren nie gewinnen, solltest du so verwegen sein, es anzustrengen. Flora konsultierte sogar einen fortschrittlich gesinnten Anwalt, der von der guten Gesellschaft Arequipas wegen seines Rufes als Pfaffenfresser geschnitten wurde, seitdem er vor zwei Jahren gewagt hatte, die Nonne Dominga Gutiérrez zu verteidigen, ein Skandal, der noch immer für hitziges Gerede in der Stadt sorgte. Der junge, ungestüme Mariano Llosa Benavides versetzte dir den Gnadenstoß:

»Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen, Doña Flora, aber auf gesetzlichem Wege werden Sie dieses Verfahren nie gewinnen. Selbst wenn Ihre Papiere in Ordnung wären und die Ehe Ihrer Eltern legal wäre, würden wir es verlieren. Niemand hat je einen Prozeß gegen Don Pío gewonnen. Wissen Sie denn nicht, daß halb Arequipa von ihm lebt und die andere Hälfte ebenfalls danach drängt, an diesem Euter zu hängen? Obwohl wir in der Theorie jetzt eine Republik sind, erfreut sich die Kolonie in Peru bester Gesundheit.«

Sie gestand sich widerwillig ihre Niederlage ein und mußte auf ihre Träume verzichten, ein Leben als wohlhabende Bürgersfrau zu führen. Besser so, nicht wahr, Florita? Ja, besser so. Deshalb, obwohl Arequipa so viele deiner Illusionen zerstört hatte, brachtest du der Stadt der Vulkane eine unzerstörbare Zuneigung entgegen. Sie hatte dir die Augen geöffnet über die

menschliche Ungerechtigkeit, den Rassismus, die Blindheit und den Egoismus der Reichen, das Inhumane des religiösen Fanatismus, dieser Quelle jeder Unterdrückung. Die Geschichte der Nonne Dominga Gutiérrez – natürlich eine Kusine von dir, in dieser Stadt zahlloser verschleierter Inzeste – beunruhigte, erstaunte, empörte dich und veranlaßte dich, die halbe Welt auszufragen, um dir eine Vorstellung davon zu machen, was ihr widerfahren war. Wenn man ihre Geschichte verstehen wollte, mußte man die geschlossenen Klöster kennen, eine weitere Eigenheit Arequipas, das sich nicht nur des weißen Vulkangesteins seiner Kirchen und Wohnhäuser, nicht nur seiner Erdbeben und Revolutionen rühmte, sondern sich auch etwas darauf zugute hielt, die katholischste aller Städte Perus, Amerikas und womöglich der ganzen Welt zu sein. Und du faßtest den Beschluß, sie kennenzulernen.

Mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit, die am Ende Berge zu versetzen vermochte, bat und flehte die kleine Französin, konspirierte mit Freunden und Verwandten, bis sie die erforderlichen Genehmigungen von Bischof Goyeneche erhielt, die drei größten geschlossenen Nonnenklöster Arequipas zu besuchen: Santa Rosa, Santa Teresa und Santa Catalina. Das Kloster Santa Catalina, in dem Flora fünf Nächte verbrachte, glich einer kleinen spanischen Stadt hinter seinen zinnenbewehrten Mauern im Herzen von Arequipa: prachtvolle Gassen mit Namen von Städten aus Andalusien und Estremadura, kleine beschauliche Plätze, geschmückt mit Nelken, Rosensträuchern und Springbrunnen, und eine weibliche Menschenmenge, die sich

zwischen Refektorien, Gebetshäusern, Aufenthaltsräumen, Kapellen und Wohnzellen mit Gärten, Terrassen und Küchen bewegte, wo jede Nonne das Recht hatte, sich mit vier Sklavinnen und vier Dienerinnen hinter den Klostermauern einzuschließen.

Flora traute ihren Augen nicht, als sie diese Pracht erblickte. Nie hätte sie gedacht, daß ein geschlossenes Kloster einen solchen Luxus bergen konnte. Außer dem überall sichtbaren Reichtum an Kunst, an Bildern, Skulpturen, Wandteppichen und Kultgegenständen aus Silber, Gold, Alabaster und Marmor gab es in den Zellen Teppiche und Kissen, Laken aus feinem Leinen und handbestickte Bettdecken. Die Erfrischungen und Mahlzeiten wurden in Geschirr und mit Silberbesteck serviert, die aus Frankreich, Flandern, Italien und Deutschland importiert waren. Die Nonnen von Santa Catalina bereiteten ihr einen lärmenden Empfang. Sie waren ungezwungen, heiter, reizend und hätten nicht weiblicher sein können. Um zu wissen, »wie sich die Französinen kleiden«, begnügten sie sich nicht damit, daß Flora sich die Bluse auszog und ihnen das Korsett und das Leibchen zeigte; auch die Röcke und die Leibbinde mußten herunter, denn sie brannten vor Neugier darauf, die Unterkleider der weiblichen französischen Mode zu berühren. Rot wie eine Tomate, stumm vor Scham, mußte sich Flora in Unterwäsche und Strümpfen eine ganze Weile der schnatternden Begutachtung durch die Nonnen aussetzen, bis die ebenfalls kichernde Priorin sie schließlich befreite.

Sie verbrachte einige lehrreiche und wirklich amüsante Tage in diesem aristokratischen Kloster, zu dem nur

adlige Novizinnen Zugang hatten, die in der Lage waren, die vom Orden geforderte hohe Mitgift zu bezahlen. Trotz ihres ständigen Eingesperrtseins und langer Stunden der Meditation und des Gebetes langweilten sich die Nonnen nicht. Die Strenge der Klausur wurde abgemildert durch den Komfort und das soziale Leben, das sie beschäftigte: Sie verbrachten einen Gutteil des Tages damit, sich gegenseitig zu bewirten, wie Mädchen zu spielen oder sich in den kleinen Häusern zu besuchen, die von den Sklavinnen – Zambas, Mulattinnen und Negerinnen – und von den indianischen Dienerinnen makellos sauber gehalten wurden. Sämtliche Nonnen von Santa Catalina, die sie befragte, glaubten fest, daß Dominga vom Teufel besessen war. Und alle sagten, daß in Santa Catalina niemals etwas so Unheimliches hätte geschehen können.

Denn Domingas Geschichte hatte sich in Santa Teresa zugetragen, einem Kloster barfüßiger Karmeliterinnen, das schlichter, härter und strenger war als Santa Catalina und in dem Flora, schaudernd vor Beklommenheit, ebenfalls vier Tage und drei Nächte verbrachte. Santa Teresa besaß drei wunderschöne Kreuzgänge mit sorgsam gehegten Kletterpflanzen, Jasminbüschen, Narden und Rosen und einen Gemüsegarten, den die Nonnen eigenhändig bebauten. Doch hier herrschte nicht das ungezwungene, mondäne, spielerische und frivole Ambiente von Santa Catalina. In Santa Teresa amüsierte sich niemand; man betete, meditierte und arbeitete schweigend, und man litt an Körper und Geist aus Liebe zu Gott. In den winzigen Zellen, in denen die Nonnen ihre Gebete verrichteten – sie schliefen nicht

dort –, gab es weder Luxus noch Bequemlichkeit, nur nackte Wände, einen asketischen Strohstuhl, einen Tisch aus groben Brettern und, an einem Nagel hängend, die Geißel, mit der sich die Nonnen kasteiten, um dem Herrn das Opfer ihres wunden Fleisches darzubringen. Von ihrer Zelle aus hörte Flora entsetzt das Weinen, das die nächtlichen Peitschenschläge der Geißlerinnen begleitete, und begriff, wie das Leben ihrer Kusine Dominga Gutiérrez in den zehn Jahren ausgesehen haben mußte, die sie seit ihrem vierzehnten Lebensjahr hier verbracht hatte.

In diesem Alter war Dominga auf Drängen ihrer Mutter nach einer enttäuschten Liebe – ihr junger Bräutigam heiratete eine andere – als Novizin in das Kloster Santa Teresa eingetreten. Nach wenigen Wochen, vielleicht nach wenigen Tagen, wurde ihr klar, daß sie sich niemals dieser Ordnung würde fügen können, in der alles Opfer, extreme Strenge, Schweigen und absolute Isolierung war und man kaum schlief, aß und lebte, weil man nichts anderes tat, als beten, die Hymnen singen, sich geißeln, beichten und die Erde mit den Händen bearbeiten. Vergeblich bat und flehte sie, wenn sie mit ihrer Mutter durch das Sprechgitter reden durfte, sie möge sie aus dem Kloster holen. Die Argumente ihres Beichtvaters verwirrten Dominga und stärkten die ihrer Mutter: Sie müsse diesen Anfechtungen widerstehen, der Teufel wolle sie dazu bringen, daß sie ihrer wahren religiösen Berufung entsage.

Ein Jahr später, nachdem sie die Gelübde abgelegt hatte, die sie bis zu ihrem Tod an diese Mauern und an diese Routine fesseln würden, hörte Dominga, als zur

Stunde der Vesper einige Seiten aus Santa Teresas *Buch des Lebens* vorgelesen wurden, die Geschichte eines Falls von Besessenheit: die Geschichte einer Nonne aus Salamanca, der der Teufel eine makabre List eingeflüstert hatte, um aus dem Kloster zu fliehen. Dominga, die gerade fünfzehn Jahre alt geworden war, ging ein Licht auf. Ja, das war eine Möglichkeit zur Flucht. Man mußte freilich mit unendlicher Vorsicht und Geduld zu Werke gehen, um Erfolg zu haben. Für die Durchführung ihres Plans brauchte sie acht Jahre. Wenn du daran dachtest, was für deine Kusine Dominga diese acht Jahre gewesen sein mußten, in denen sie Schritt für Schritt, unter endlosen Vorsichtsmaßnahmen, den komplizierten Plan einfädelte und jedesmal zurückschreckte, wenn sie fürchten mußte, entdeckt zu werden, um am nächsten Tag erneut zu beginnen – eine unermüdliche Penelope, die webte, das Gewebe auftrennte und neu webte –, zog sich dein Herz zusammen, erfaßte dich Zerstörungswut, und du bekamst Lust, wie die Revolutionäre von 1789 Klöster anzuzünden und diese fanatischen Unterdrücker des Geistes und des Körpers aufzuhängen oder zu guillotinierten. Danach bereuest du dann die apokalyptischen Gelüste, die deiner Empörung entsprangen.

Am 6. März 1831 konnte Dominga Gutiérrez, nunmehr dreiundzwanzig Jahre alt, ihren Plan durchführen. Am Vorabend hatten zwei ihrer Dienerinnen sich dank der Komplizenschaft eines Arztes des Hospitals San Juan de Dios den Leichnam einer Indiofrau verschafft. Im Schutz der Dunkelheit brachten sie ihn in einem großen Mehlsack in ein Zimmer, das sie zu diesem Zweck gegenüber dem Kloster gemietet hatten. Beim letzten

mitternächtlichen Glockenschlag schleppten sie ihn in das Innere des Klosters, durch die Hauptpforte, die von der ebenfalls in den Plan eingeweihten Schwester Pfortnerin offen gelassen worden war. Dort erwartete sie Dominga. Sie und die Domestiken legten die Leiche in die kleine Nische, in der die Nonne schlief. Sie entkleideten die Indiofrau und zogen ihr Domingas Ordensgewand und ihr Skapulier an. Sie übergossen die Leiche mit Öl und zündeten sie an, wobei sie dafür sorgten, daß die Flammen das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellten. Bevor sie flohen, brachten sie die Zelle in Unordnung, um dem vorgeblichen Unfall mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Von ihrem Versteck in dem gemieteten Zimmer aus verfolgte Dominga, wie die Nonnen von Santa Teresa die Totenmesse abhielten, bevor sie sie auf dem an den Gemüsegarten angrenzenden Friedhof begruben. Es hatte geklappt! Die junge Ex-Nonne suchte aus Angst vor ihrer Mutter keine Zuflucht bei sich zu Hause, sondern bei einem Onkel und einer Tante, die ihr als Kind große Zuneigung entgegengebracht hatten. Diese, entsetzt angesichts der Verantwortung, liefen zum Bischof Goyeneche und verrieten ihm die unglaubliche Geschichte. Das war nun zwei Jahre her, und der Skandal war noch immer nicht vergessen. Flora fand die Stadt in Befürworter und Gegner Domingas gespalten, die, nachdem Onkel und Tante sie aus dem Haus geworfen hatten, Unterschlupf bei einem ihrer Brüder auf einem kleinen Landgut in Chuquibamba fand, wo sie zu einer anderen Art von Klausur verurteilt lebte, während ihr Fall seinem gesetzlichen und kirchlichen Gang folgte.

Empfand sie Reue? Flora begab sich nach Chuquibamba, um es herauszufinden. Nach einer mühsamen Reise durch die Andenausläufer erreichte sie das schlichte kleine Haus, das Dominga als weltliches Gefängnis diente. Diese hatte nichts dagegen einzuwenden, ihre Kusine zu empfangen. Sie wirkte sehr viel älter als fünfundzwanzig. Leid, Angst und Ungewißheit hatten ihre gemeißelten Gesichtszüge mit den hervorstechenden Wangenknochen verstört; ein nervöses Zittern ließ ihre Unterlippe erbeben. Sie war einfach gekleidet; ihr geblümtes Bäuerinnenkleid war am Hals und an den Handgelenken geschlossen; ihre Hände, mit kurzgeschnittenen Nägeln, hatten Schwielen von der Landarbeit. In ihren tiefen, ernsten Augen lag etwas Ausweichendes und Ängstliches, als sei sie ständig auf der Hut vor einer Katastrophe. Sie sprach sanft, nach Worten suchend, immer in der Furcht, einen Fehler zu begehen, der ihre Situation verschlimmern konnte. Doch als sie auf Drängen Floras über ihren Fall sprach, war sie von unbeugsamer Festigkeit. Sie hatte schlecht gehandelt, ohne Zweifel. Doch was hätte sie anderes tun können, um aus diesem Gefängnis zu fliehen, gegen das ihre Seele, ihr Verstand jede Sekunde ihres Lebens rebellierten? Sich der Verzweiflung ergeben? Verrückt werden? Sich umbringen? Das hätte Gott von ihr erwartet? Am traurigsten machte sie, daß ihre Mutter sie seit ihrer Abtrünnigkeit als tot betrachtete, wie sie ihr hatte ausrichten lassen. Was waren ihre Pläne? Sie träumte davon, daß dieser Prozeß, diese Verwicklungen vor Gericht und vor der Kurie, endlich ein Ende fänden und sie nach Lima gehen könnte, um dort anonym zu

leben, sei es auch als Dienstmädchen, aber in Freiheit. Beim Abschied flüsterte sie Flora ins Ohr: »Bete für mich.«

Wie mochte es Dominga Gutiérrez in diesen elf Jahren ergangen sein? Lebte sie endlich fern von ihrer Heimat Arequipa, wo sie immer eine umstrittene Figur und Gegenstand öffentlicher Neugier sein würde? Hatte sie ihrem Wunsch gemäß nach Lima reisen und dort unsichtbar werden können? Und vielleicht erfahren, wie liebevoll und solidarisch du ihre Geschichte in den *Fahrten einer Paria* beschrieben hattest? Du würdest es nie wissen, Florita. Seitdem Don Pío Tristan deine Memoiren in Arequipa öffentlich verbrennen ließ, hattest du nie wieder einen Brief von den Bekannten und Verwandten erhalten, denen du einst bei deinem peruanischen Abenteuer begegnet warst.

Während des Besuches auf der Schiffswerft in Toulon, für den sie einen ganzen Tag brauchte, hatte Flora abermals Gelegenheit, wie einst in England, die Gefängniswelt aus der Nähe zu sehen. Es war nicht die Art Gefängnis, die deine Kusine Dominga gekannt hatte, sondern etwas Schlimmeres. Die Tausende von Gefangenen, die in den Anlagen der Werft Zwangsarbeit leisteten, trugen Ketten an den Knöcheln, die vielen von ihnen die Haut abgescheuert und mit Grind bedeckt hatten. Nicht nur die Ketten unterschieden sie von den Arbeitern, mit denen zusammen sie in Werkstätten und auf Baustellen arbeiteten; auch die gestreiften Kittel, die sie trugen, und die Mützen, deren Farbe die ihnen auferlegte Strafe anzeigte. Es war schwer, angesichts der Zwangsarbeiter mit grüner Mütze, was lebenslänglich

bedeutete, nicht zu schaudern. Wie Dominga wußten auch diese armen Teufel, daß sie, es sei denn, sie würden fliehen, für den Rest des Lebens unter der Aufsicht bewaffneter Wächter in dieser abstumpfenden Routine leben mußten, bis der Tod sie endlich von diesem Alptraum erlösen würde.

Wie in den englischen Gefängnissen überraschte sie auch hier die große Menge von Gefangenen, die durch bloßen Augenschein als Geisteskranke zu erkennen waren, elende Gestalten, die unter Kretinismus, Wahnvorstellungen und anderen Formen von Irresein litten. Sie schauten dich verwirrt an, mit offenem Mund, aus dem Speichelfäden hingen, und mit den glasigen, abwesenden Augen des Schwachsinnigen. Viele hatten vermutlich seit langer Zeit keine Frau gesehen, nach dem Ausdruck von Ekstase oder Schrecken zu urteilen, mit dem sie Flora vorbeigehen sahen. Einige Irre führten die Hand an ihr Geschlecht und begannen, mit gleichsam animalischer Natürlichkeit zu masturbieren.

War es gerecht, daß Geistesschwache, Zurückgebliebene und Verrückte wie geistig normale Personen gerichtet und verurteilt wurden? War es nicht eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit? Wie konnte ein Geisteskranker für seine Handlungen verantwortlich sein? Viele dieser Zwangsarbeiter hätten in Irrenhäusern untergebracht sein müssen, statt hier zu arbeiten. Wenn sie jedoch an die psychiatrischen Anstalten in England dachte und daran, wie die Irren dort behandelt wurden, dann war es besser, als Verbrecher verurteilt zu sein. Das war ein Thema, über das man nachdenken und für das man eine Lösung in der künftigen Gesellschaft suchen sollte, Florita.

Die Offiziere der Werft von Toulon hatten sie davor gewarnt, sich auf Gespräche mit den Gefangenen oder Arbeitern einzulassen, denn es könnten unangenehme Situationen entstehen. Doch Flora, ihrem Wesen treu, näherte sich den Gruppen, stellte Fragen über die Arbeitsbedingungen, über die Beziehung zwischen Zwangsarbeitern mit Ketten und normalen Arbeitern, und sah sich plötzlich zur Verwirrung der beiden Marineoffiziere und des zivilen Beamten, die sie begleiteten, unter freiem Himmel in eine hitzige Debatte über die Todesstrafe verwickelt. Sie verteidigte die Abschaffung der Guillotine als eine gerechte Maßnahme und verkündete, daß die Arbeiterunion sie verbieten werde. Viele Arbeiter protestierten wütend. Wenn jetzt, wo die Guillotine existierte, so viele Diebstähle und Verbrechen begangen wurden, was wäre dann erst, wenn das Hemmnis verschwände, das die Todesstrafe für die Verbrecher darstellte? Die Debatte wurde posenhaft unterbrochen, als eine Gruppe von Irren, angezogen von den streitenden Stimmen, sich an ihr zu beteiligen suchte. Erregt, wild gestikulierend und hüpfend, redeten sie alle auf einmal, einer unsinniger als der andere, oder sangen und tanzten, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, belacht von den anderen, bis die Wächter mit drohend geschwungenen Stöcken wieder Ordnung herstellten.

Für Flora war die Erfahrung überaus nützlich. Etliche Arbeiter interessierten sich aufgrund ihrer Ausführungen während des Besuches in der Werft für die Arbeiterunion und fragten sie, wo sie ungestört mit ihr sprechen könnten. Von diesem Tag an traf sich Flora zur

Überraschung ihrer saintsimonistischen Freunde, die lediglich zwei Begegnungen mit einer Handvoll Bürger für sie hatten organisieren können, zwei- oder dreimal am Tag mit Gruppen von Arbeitern; sie kamen voll Neugier, um dieser seltsamen Person in Rücken zuzuhören, die entschlossen war, universelle Gerechtigkeit in einer Welt ohne Ausbeuter und ohne Reiche zu schaffen, in der unter anderen exzentrischen Neuerungen die Frauen vor dem Gesetz, in der Familie und sogar bei der Arbeit die gleichen Rechte haben sollten wie die Männer. Der Pessimismus, mit dem sie in dieser Stadt der Militärs und der Verbrecher eingetroffen war, verwandelte sich in Begeisterung, die sogar ihre Beschwerden linderte. Sie fühlte sich kräftig wie in ihren besten Zeiten. Ihr Tag war vom Morgengrauen bis Mitternacht mit frenetischer Aktivität ausgefüllt. Während sie sich auskleidete – ach, dieses erstickende Korsett, gegen das du in deinem Roman *Méphis* gewettert hattest und das in der künftigen Gesellschaft als würdelos verboten werden mußte, da es den Frauen das Gefühl gab, wie Stuten gegurtet zu sein – und die Bilanz des Tages zog, freute sie sich. Die Ergebnisse konnten nicht besser sein; ein halbes Hundert Exemplare von *L'Union Ouvrière* waren fortgegangen, und sie hatte beim Verleger nachbestellen müssen. Die Anmeldungen für die Bewegung hatten schon bald die hundert überschritten.

Zu den Versammlungen in Privathäusern, Arbeitergesellschaften, Freimaurerlogen oder Werkstätten kamen bisweilen auch Einwanderer, die nicht Französisch sprachen. Mit den Griechen und Italienern gab es keine Pro-

bleme, denn unter ihnen war immer jemand zweisprachig und konnte als Übersetzer einspringen. Schwieriger war es mit den Arabern, die in einer Ecke hocken blieben und grollten, weil sie sich nicht beteiligen konnten.

Bei diesen Treffen kam es oft zu Zwischenfällen, und Flora mußte energisch gegen rassistische, kulturelle und religiöse Vorurteile vorgehen. Nicht immer hattest du dabei Erfolg, Florita! Wie schwierig war es, viele ihrer Landsleute davon zu überzeugen, daß alle Menschen gleich waren, unabhängig von ihrer Hautfarbe, ihrer Sprache oder von dem Gott, zu dem sie beteten! Auch wenn sie das zu akzeptieren schienen, kam es bei der geringsten Meinungsverschiedenheit sogleich zu herablassenden, verächtlichen Äußerungen, Beleidigungen, rassistischen und nationalistischen Ausfällen. Bei einer dieser Auseinandersetzungen verwahrte sich Flora empört gegen das Ansinnen eines französischen Kal-faterers, diese Versammlungen den »mohammedanischen Heiden« zu verbieten. Der Arbeiter stand auf und ging wütend zur Tür, von wo aus er ihr zurief: »Negerhure!« Flora nutzte sogleich die Gelegenheit, um die Versammelten dazu zu bringen, ihre Vorstellungen über Prostitution zu ändern.

Es war eine lange, komplizierte Debatte, bei der die Versammlungsteilnehmer, die sich durch Flora gehemmt fühlten, eine Weile brauchten, um sich ein Herz zu fassen und offen zu reden. Diejenigen, die die Prostituierten verurteilten, taten es ohne Überzeugung, eher Flora zu Gefallen, als weil sie glaubten, was sie sagten. Bis ein hagerer, leicht stotternder Töpfer – er

wurde Jojó genannt – seinen Gefährten zu widersprechen wagte. Mit gesenktem Blick, inmitten einer grabesähnlichen Stille, auf die maliziöses Kichern folgte, sagte er, er sei nicht einverstanden mit den Attacken gegen die Prostituierten. Sie seien letzten Endes »die Bräute und Geliebten« der Armen. Besaßen diese etwa die ökonomischen Mittel der Bürger, um eine Frau aushalten zu können? Ohne die Prostituierten wäre das Leben der Armen noch trauriger und langweiliger.

»Sie sagen das, weil Sie ein Mann sind«, unterbrach ihn Flora empört. »Würden Sie das gleiche sagen, wenn Sie eine Frau wären?«

Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung. Weitere Stimmen gaben dem Töpfer recht. Während der Debatte erfuhr Flora, daß es unter den Bürgern von Toulon Sitte war, sich gemeinsame Geliebte zu halten. Vier oder fünf Kaufleute, Industrielle oder Rentiers bildeten einen gemeinsamen Fonds, um ebenso viele Geliebte zu unterhalten, die diese schamlosen Kerle sich teilten. So senkten sie die Unterhaltskosten, und jeder kam in den Genuß eines kleinen Harems. Die Sitzung endete mit einer Rede Floras, in der sie vor skeptischen, wenn nicht mokanten Gesichtern ihre den Fourieristen diametral entgegengesetzte Idee darlegte, Diebe und Prostituierte in der künftigen Gesellschaft auf abgelegene Inseln zu verbannen, weit vom Rest der gewöhnlichen Menschen entfernt, die sie auf diese Weise nicht mit ihrem schlechten Lebenswandel ruinieren konnten.

Dein Haß auf die Prostitution hatte eine lange Geschichte und hing mit dem Ekel und Abscheu zusammen, den dir seit deiner Ehe und bis zu deiner Bekannt-

schaft mit Olympe Chodzko die Sexualität einflößte. So sehr dir auch deine Vernunft sagte, daß es bei vielen Frauen der Hunger, der Überlebenstrieb war, der sie veranlaßte, sich für Geld hinzulegen, und daß die Dirnen – wie die Elendsgestalten, die du im Londoner East End gesehen hattest – deshalb eher Mitleid als Verachtung verdienten, immer stieg eine instinktive, tiefinnere Ablehnung, eine Welle von Zorn in dir hoch, Florita, wenn du an den sittlichen Verfall, an die Würdelosigkeit der Frau dachtest, die ihren Körper an die Wollust der Männer verkaufte. »Im Grunde bist du eine Puritanerin, Florita«, hatte Olympe gespottet, während sie ihr sanft in die Brüste biß. »Sag bloß, daß du in diesem Augenblick keine Lust empfindest.«

Doch in Arequipa, während des Bürgerkriegs zwischen den Anhängern Orbegosos und den Gefolgsleuten Gamarras, den sie 1834 in den ersten Monaten erlebte, vermochte Flora zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben für die Marketenderinnen, die im Grunde so etwas wie Dirnen waren, Respekt und Bewunderung zu empfinden. Und darüber schriebst du in den *Fahrten einer Paria*, in der glühenden Lobrede, die du auf sie hieltest.

Was für eine Reise ins Land deines Vaters, Andalusierin! Sogar eine Revolution und einen Bürgerkrieg durftest du erleben, ja in gewisser Weise sogar Partei ergreifen in dem Konflikt. Du konntest dich kaum an die Ursachen und Umstände erinnern; sie waren letztlich bloße Vorwände für die zügellosen Machtgelüste, die Krankheit, unter der all diese großen und kleinen Generäle litten, die sich seit der Unabhängigkeit

mit legalen Mitteln oder öfter mit Gewehren und Kanonen um die Präsidentschaft stritten. In diesem Fall begann die Revolution, als der Nationalkonvent in Lima zum Nachfolger von Präsident Agustín Gamarra, dessen Amtszeit zu Ende ging, den Großmarschall Don Luis José de Orbegoso wählte statt General Pedro Bermúdez, den Protege Gamarras und vor allem von dessen Frau, Doña Francisca Zubiaga de Gamarra, genannt die Marschallin, eine Gestalt, deren Aureole von Abenteuer und Legende dich fesselte, seit du zum ersten Mal von ihr gehört hattest. Doña Pancha, die Marschallin, hatte in Uniform und zu Pferde an der Seite ihres Mannes gekämpft und gemeinsam mit ihm regiert. Als Gamarra die Präsidentschaft innehatte, besaß sie ebensoviel Autorität in Regierungsangelegenheiten wie er oder sogar mehr und zögerte nicht, die Pistole zu ziehen, um sich durchzusetzen, und die Peitsche zu benutzen oder jemanden zu ohrfeigen, der ihr nicht gehorchte oder den Respekt versagte, wie es der kämpferischste Mann getan hätte.

Als der Nationalkonvent Orbegoso statt Bermúdez wählte, putschte die Garnison von Lima, angestiftet von Gamarra und der Marschallin, am 3. Januar 1834. Doch der Putsch war nur teilweise erfolgreich, weil es Orbegoso gelang, mit einem Teil des Heeres Lima zu verlassen, um den Widerstand zu organisieren. Das Land teilte sich in zwei Lager, je nachdem, ob die Garnisonen sich für Orbegoso oder für Bermúdez aussprachen. Cusco und Puno, mit General San Román an der Spitze, ergriffen Partei für den Putsch, das heißt für Bermúdez, das heißt für Gamarra und die

Marschallin. Arequipa dagegen entschied sich für Orbegoso, den rechtmäßigen Präsidenten, und schickte sich unter dem militärischen Befehl von General Nieto an, dem Angriff der Aufständischen Widerstand zu leisten.

Lustige Tage, nicht wahr, Florita? Sie tauchte erregt in die Ereignisse ein und fühlte sich nie in Gefahr, nicht einmal während der Schlacht von Cangallo, die drei Monate nach Beginn des Bürgerkriegs über das Schicksal Arequipas entschied. Eine Schlacht, die Flora wie eine Opernvorstellung durch ein Fernglas verfolgte, von der Dachterrasse ihres Onkels Pío aus, während er und ihre Verwandten und die gesamte Gesellschaft Arequipas sich in den Klöstern, Konventen und Kirchen drängten, aus Furcht weniger vor den Kugeln als vor der Plünderung der Stadt, die unweigerlich auf die kriegesischen Auseinandersetzungen folgen würde, wer immer der Sieger wäre.

Zu diesem Zeitpunkt hatten Flora und Don Pío wie durch ein Wunder Frieden geschlossen. Nachdem seine Nichte akzeptiert hatte, daß sie gegen ihren Onkel nicht gesetzlich vorgehen konnte, versuchte dieser aus Furcht vor dem Skandal, mit dem sie ihn am Tag ihrer Auseinandersetzung bedroht hatte, Flora zu besänftigen, und schickte seine Frau, seine Kinder, seine Nichten und vor allem Oberst Althaus vor, damit sie Flora von ihrem Vorhaben abbrachten, das Haus der Familie Tristan zu verlassen. Sie solle dort bleiben, wo sie immer als hebe Nichte Don Píos behandelt werden würde, wo ihr die Fürsorge und Zuneigung der Verwandtschaft sicher seien. Nie sollte es ihr an etwas fehlen, alle wären ihr in Liebe zugetan. Flora – was blieb dir anderes übrig –

willigte ein.

Du bereuest es natürlich nicht. Es wäre schade gewesen, sich diese drei Monate brodelnder Unruhe, Wirren, Erschütterungen, diese Zeit unbeschreiblichen sozialen Aufruhrs entgehen zu lassen, in dem Arequipa seit Ausbruch der Revolution bis zur Schlacht von Cangallo lebte.

Kaum hatte General Nieto begonnen, die Stadt militärisch aufzurüsten und sie für den Widerstand gegen die Gamarra-Anhänger vorzubereiten, bekam Don Pío hysterische Anfälle. Für ihn bedeuteten die Bürgerkriege, daß die kämpfenden Parteien sein Vermögen plündern würden, unter dem Vorwand, Beiträge für die Verteidigung von Freiheit und Vaterland einzutreiben. Weinend wie ein Kind, erzählte er Flora, General Simón Bolívar habe ihm fünfundzwanzigtausend Pesos abgenommen und General Sucre weitere zehntausend, und natürlich hätten diese beiden Schurken ihm keinen Centavo zurückgezahlt. Was für einen Anteil würde ihm jetzt General Nieto abzwängen, der noch dazu eine Marionette dieses dämonischen revolutionären Geistlichen war, dieses gottlosen Dekans Juan Gualberto Valdivia, der in seiner Zeitung *El Chili* Bischof Goyeneche angeklagt hatte, das Geld der Armen zu stehlen, und gegen das Zölibat der Geistlichen protestierte, das er abschaffen wollte? Flora riet ihm, er solle, bevor General Nieto ihm einen Anteil auferlege, persönlich, in einem Akt spontaner Unterstützung, bei ihm vorstellig werden und ihm fünftausend Pesos übergeben. Auf diese Weise würde er ihn für sich gewinnen und wäre vor weiteren revolutionären Aderlässen geschützt.

»Glaubst du, Florita?« murmelte der Geizhals. »Würden nicht zweitausend genügen?«

»Nein, Onkel, Sie müssen ihm fünftausend geben, um ihn gefühlsmäßig zu entwaffnen.«

Don Pío hörte auf sie. Fortan beriet er mit Flora sein gesamtes Vorgehen in einem Konflikt, in dem es ihm wie allen vermögenden Bewohnern Arequipas nur darum ging, nicht von den streitenden Parteien ausgeraubt zu werden.

Oberst Althaus erhielt seine Ernennung zum Chef des Generalstabs von General Nieto, nachdem er erwogen hatte, sich in den Dienst des Gegners, General San Román, zu stellen, der sich von Puno her mit dem Gamarra-Heer näherte, um Arequipa einzunehmen. Althaus machte Flora allerlei vertrauliche Geständnisse; die Aussicht auf einen Krieg freute ihn gewaltig. Er spottete grausam über General Nieto, der mit dem, was er sich von den Besitzenden Arequipas in klingender Münze hatte auszahlen lassen – Flora hatte die zerknirschten Herren mit ihren Geldbeuteln unter dem Arm auf der Calle Santo Domingo in Richtung Präfektur vorbeiziehen sehen, wo sich das Hauptquartier befand –, »zweitausendachthundert Säbel« gekauft hatte, und das »für ein Heer von nur sechshundert Soldaten, die man mit Hilfe von Stricken auf der Straße ausgehoben hatte und die nicht einmal Schuhe an den Füßen trugen«.

Eine Meile vor der Stadt wurde das Feldlager errichtet. Unter dem Oberbefehl von Althaus bildeten etwa zwanzig Offiziere die Rekruten in der Kriegskunst aus. In ihrer Mitte bewegte sich, auf einem Maulesel und eingemummt in einen dunkelvioletten Umhang, mit einem

Karabiner über der Schulter und einer Pistole am Gürtel, der finstere Dekan Valdivia. Er war erst vierunddreißig Jahre alt, doch vorzeitig gealtert. Flora konnte einige Worte mit ihm wechseln und kam zu dem Schluß, daß dieser geistliche Freibeuter wahrscheinlich die einzige Person war, die in dieser Revolution für ein Ideal kämpfte und nicht für schäbige Interessen. Nach der militärischen Ausbildung forderte der Dekan die gähnenden Soldaten in leidenschaftlichen Ansprachen auf, die Verfassung und die Freiheit in Gestalt von Marschall Orbegoso bis zum Tod gegen »Ga-marra und seine Marketenderin, die Marschallin«, diese Putschisten und Umstürzler der demokratischen Ordnung, zu verteidigen. Nach der Überzeugung zu urteilen, mit der er sprach, glaubte der Dekan Valdivia felsenfest an das, was er sagte.

Außer dem regulären Heer, das aus den zwangsrekrutierten Soldaten bestand, gab es ein Bataillon junger Freiwilliger aus den vermögenden Familien Arequipas. Sie hatten sich selbst den Namen »die Unsterblichen« gegeben, ein weiterer Beweis für den Zauber, den hier alles besaß, was aus Frankreich kam. Diese jungen Männer der Oberklasse hatten ihre Sklaven und Diener mitgebracht, die ihnen beim Ankleiden halfen, ihnen das Essen zubereiteten und sie auf ihren Armen über morastige Stellen und über den Fluß trugen. Als Flora das Feldlager besuchte, richteten sie ihr ein Bankett aus, mit indianischen Musik- und Tanzgruppen. Würden diese jungen Männer der guten Gesellschaft, die wie auf einem dieser mondänen Feste wirkten, mit denen sie ihr Leben verbrachten, fähig sein zu kämpfen? Althaus

sagte, daß die Hälfte von ihnen durchaus kämpfen und sich töten lassen würde, doch nicht für Ideale, sondern um den Helden der französischen Romane zu gleichen; und daß die andere Hälfte, sobald die ersten Kugeln pfiffen, wie die Hasen davonrennen würden.

Die Marketenderinnen waren etwas anderes. Diese barfüßigen Indiofrauen und Zambas mit ihren bunten Röcken und langen Zöpfen, die unter ihren malerischen Bauernhüten hervorschauten – Konkubinen, Geliebte, Ehefrauen oder Dirnen der Rekruten und Soldaten – sorgten für das reibungslose Funktionieren des Lagers. Sie gruben Laufgräben, errichteten Schutzwälle, kochten für ihre Männer, wuschen ihre Kleidung, entlausten sie, fungierten als Botinnen und Wachposten, als Krankenschwestern und Heilerinnen und dienten der sexuellen Abfuhr der Kämpfer, wann immer es diese danach verlangte. Viele von ihnen waren schwanger und arbeiteten trotzdem wie die anderen, umringt von zerlumpten Kindern. Althaus zufolge waren sie, wenn es ans Kämpfen ging, die kriegesischsten und standen immer in der vordersten Linie; sie begleiteten und ermutigten ihre Männer, feuerten sie an und traten an ihre Stelle, wenn sie fielen. Die Heerführer schickten sie bei den Märschen voraus, damit sie die Dörfer besetzten und Nahrungsmittel und Gerät beschlagnahmten, um das Essen für die Truppe zu sichern. Diese Frauen mochten auch Huren sein, doch gab es nicht einen großen Unterschied zwischen Huren wie diesen Indiofrauen und denen, die sich mit Einbruch der Dämmerung in der Umgebung der Schiffswerft von Toulon herumtrieben?

Als Flora am 5. August 1844 nach Nîmes aufbrach,

sagte sie sich, daß ihr Aufenthalt in Toulon mehr als nützlich gewesen sei. Das Komitee der Arbeiterunion verfügte über eine achtköpfige Leitung und hundert-zehn Mitglieder, darunter acht Frauen.

XIV

Der Kampf mit dem Engel

Papeete, September 1901

Als Paul am 23. September 1900 im Rathaus von Papeete eine Versammlung der Katholischen Partei gegen »die Invasion der Chinesen« einberief, schlossen viele Personen, darunter sein Freund und Nachbar in Punaauia, der ehemalige Soldat Pierre Levergos, und sogar Pau'ura, seine Frau, daß der exzentrische, skandalumwitterte Maler endgültig verrückt geworden war. Der Chinese Teng, der Krämer von Punaauia, grüßte ihn nicht mehr und weigerte sich schon seit geraumer Zeit, ihm etwas zu verkaufen. Im übrigen gab auch Paul in seinen vernünftigen, klarsichtigen Momenten zu, daß die Krankheit und die Heilmittel seinen Geist angegriffen hatten und er oft nicht mehr imstande war, seine Handlungen zu kontrollieren, daß er instinktiv oder gefühlsmäßig entschied, wie es kleine Kinder oder vertrottelte Greise tun. Wirklich, du warst nicht mehr der gleiche wie früher, Koke. Du hattest seit Monaten, vielleicht Jahren, seitdem du *Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?* gemalt hattest, kein einziges Bild beendet. Wenn du nicht durch Krankheit, Alkohol oder Betäubungsmittel am Boden lagst, verwandtest du deine ganze Zeit auf dieses humoristische Pamphlet, auf das Monatsblättchen *Les Guêpes*, das

Organ der Siedler der Katholischen Partei von François Cardella, in dem du heftige Attacken gegen den Gouverneur Gustave Gallet, gegen die von deinem ehemaligen Freund Auguste Goupil angeführten protestantischen Siedler und gegen die chinesischen Händler rittest, die du verbissen beschuldigtest, der Stoßtrupp einer »barbarischen Invasion« zu sein, »schlimmer als die Horden Attilas«, mit dem Ziel, die französische Herrschaft über Polynesien durch die »gelbe Pest« zu ersetzen.

Was war das für ein Wahn? Weder Pierre Levergos noch seine anderen Freunde verstanden es. Wie hatte es mit Paul so weit kommen können, daß er in dieser extremen, um nicht zu sagen abscheulichen Weise den Interessen des Apothekers und Besitzers der Zuckerrohrplantage Atimaono, Monsieur Cardella, und anderer Siedler der Katholischen Partei diene, die den Gouverneur Gallet einzig deshalb haßten, weil dieser ihrem selbstherrlichen, willkürlichen Gebaren Schranken setzen und sie zwingen wollte, nach dem Gesetz und nicht wie Feudalherren zu handeln? Es war absurd und unbegreiflich, da Paul doch bis vor einigen Monaten und während all seiner Jahre auf Tahiti ein Aussätziger für diese Siedler gewesen war, die ihn einst verachtet hatten, weil er ein Bohémien war, anarchistische Meinungen vertrat und sich mit den Eingeborenen eingelassen hatte, die seine Bilder bevölkerten! Wie konnte man verstehen, daß dieselben Maori, deren Sitten und alte Glaubensvorstellungen er einst gepriesen hatte, nicht ohne darüber zu klagen, daß sie mehr und mehr von den westlichen verdrängt wurden, jetzt in *Les Guêpes* von

ihrem einstigen Beschützer als Diebe angeprangert und tausend anderer Laster beschuldigt wurden? In jeder Nummer warf *Les Guêpes* den Richtern ihre Duldsamkeit gegenüber den Eingeborenen und ihren Diebereien in den Familien der Siedler vor und beschuldigte sie, ein Auge zuzudrücken oder so leichte Strafen zu verhängen, daß es ein Hohn war für die Gerechtigkeit. Pau'ura mußte sich jeden Tag die Klagen der Bewohner von Punaauia anhören: »Stimmt es, daß Koke uns jetzt haßt?« »Was haben wir ihm getan?« Sie wußte nicht, was sie ihnen antworten sollte.

Diese Veränderung war auf das Geld zurückzuführen. Die katholischen Siedler hatten dich gekauft, Koke. Vorher bestand dein Leben aus Mühsal und Bedrängnis, aus angstvollen Fahrten zum Postamt von Papeete, um nachzusehen, ob deine Freunde aus Paris dir eine Überweisung geschickt hatten, aus Versuchen, dir bei der halben Welt Geld zu leihen, um dich, Pau'ura und Emile am Leben zu halten.

Jetzt, dank des Geldes, das dir die Katholische Partei dafür bezahlte, daß du diese vier Seiten von *Les Guêpes* mit Karikaturen und Schmähungen fülltest, kanntest du keine materiellen Sorgen mehr. Du hattest dein Häuschen in Punaauia wieder mit Lebensmitteln und Branntwein versorgt und, wenn deine schlechte Gesundheit es erlaubte, diese sonntäglichen, in Orgien endenden Abendessen veranstaltet, die selbst dem ehemaligen Soldaten Pierre Levergos, der glaubte, alles gesehen zu haben, die Schamröte ins Gesicht trieben. Ja, die materielle Not und der allmähliche Verfall deines Verstandes aufgrund deiner verfluchten Krankheit und dieser

verfluchten Heilmittel erklärten deine unglaubliche Veränderung seit einem Jahr. War es so, Koke? Oder war es eine andere Form, dich umzubringen, langsamer, aber wirkungsvoller als der vorige Versuch?

Die Versammlung am 23. September 1900 war noch schlimmer, als Pierre Levergos befürchtet hatte. Er wohnte ihr lustlos bei, um Paul nicht zu enttäuschen, für den er Sympathie, vielleicht Mitleid empfand, obwohl er wußte, daß die Sache ihm Verdruß bereiten würde. Pierre, der sich rühmte, französischer zu sein als jeder andere (er hatte es bewiesen, indem er Uniform und Waffen für Frankreich getragen hatte), mißbilligte den Krieg, den der Korse Cardella und andere reiche Siedler den chinesischen Händlern Tahitis im Namen des Patriotismus und der Reinheit der Rasse erklärt hatten. Wer würde diesen Schwindel glauben? Pierre Levergos wußte wie alle auf Tahitinui, daß die Chinesen gehaßt wurden, weil sie das Importmonopol durchbrochen hatten. In ihren Läden wurden eingeführte Waren billiger verkauft als in den Geschäften Cardellas und anderer Siedler. Paul war der einzige, der felsenfest zu glauben schien, daß die seit zwei Generationen auf Tahiti ansässigen Chinesen eine Bedrohung für Frankreich darstellten, daß der gelbe Imperialismus dessen Position in der Pazifikregion rauben wollte – und daß der Traum jedes Gelben darin bestand, eine weiße Frau zu schänden!

Diese und schlimmere Ungeheuerlichkeiten hörte Pierre Levergos aus dem Munde Pauls bei der Versammlung im Rathaus von Papeete, an der etwa fünfzig katholische Siedler teilnahmen. Doch auch unter ihnen,

die fest hinter François Cardella und seinem Kampf gegen den Gouverneur Gallet standen, gab es manche, die mit Unbehagen auf gewisse Passagen von Pauls rassistischer und chauvinistischer Rede reagierten, so als er in dramatischem Ton und heftig gestikulierend von den Chinesen der Inseln sagte: »Dieser gelbe Fleck auf der französischen Fahne läßt mich schamrot werden.«

Nachdem die Teilnehmer an der Tribüne vorbeidefiliiert waren, um den Redner zu beglückwünschen, gingen Paul und Pierre Levergos auf ein Glas in eines der kleinen Hafenlokale, bevor sie nach Punaauia zurückkehrten. Koke war sehr blaß, erschöpft. Sie bewegten sich langsam, und Paul stützte sich auf den Stock, dessen Griff jetzt nicht mehr aus einem eregierten Phallus bestand, sondern aus einer nackten Tahitianerin. Er hinkte stärker als sonst, und es schien, als würde er jeden Moment vor Erschöpfung zusammenbrechen. Als sie *Las Islas* erreichten, ließ er sich schwer an einem Tisch auf der von einem großen Sonnenschirm beschatteten Terrasse nieder und bestellte Absinth. Wie alt war er geworden, seit Pierre Levergos ihn nach seiner Rückkehr aus Paris, im September 1895, kennengelernt hatte! In diesen fünf Jahren war Paul um zehn oder mehr Jahre gealtert. Er war nicht mehr der stolze Kraftmensch wie einst, sondern ein alter, leicht gebeugter Mann, dessen Haar voller weißer Strähnen war. In seinem von Falten zerfurchten Gesicht mit dem angegrauten Bart funkelte eine aggressive Bitterkeit. Sogar die Nase sah aus, als sei sie noch schiefer und krummer geworden, wie ein morsches Stück Rebholz. Ab und zu zog er Grimassen, die Schmerz oder Empörung ausdrücken mochten. Seine

Hände zitterten wie bei einem Gewohnheitstrinker.

Pierre Levergos fürchtete, Paul könnte ihn über seine Rede befragen, aber er hatte Glück, denn weder solange sie im Hafen waren noch später, auf der Rückfahrt nach Punaauia, oder am Abend, während sie unter freiem Himmel aßen und zusahen, wie Pau'ura mit dem kleinen Emile spielte, erwähnte Paul das Thema, das ihn in der letzten Zeit so obsessiv beschäftigte: die Politik. Nichts dergleichen. Er redete ohne Pause über Religion. Wahrhaftig, Koke, du würdest niemals aufhören, die Leute zu verblüffen. Jetzt, vor dem perplexen Pierre, sagte er, nach seinem Tod werde ihn die Menschheit als Maler und als religiösen Reformers in Erinnerung behalten.

»Genau das bin ich«, sagte er im Brustton der Überzeugung. »Wenn der Aufsatz veröffentlicht wird, den ich gerade beendet habe, wirst du das verstehen, Pierre. In *Der moderne Geist und der Katholizismus* verweise ich die Katholiken im Namen des wahren Christentums an ihren Platz.«

Pierre Levergos kam aus dem Staunen nicht heraus. Zum Teufel. War das derselbe Paul, der in *Les Guêpes* verlangt hatte, man solle die protestantischen Lehrer aus den Schulen der Inseln entlassen und sie durch katholische Missionare ersetzen? Jetzt hatte er einen Aufsatz geschrieben, in dem er mit dem Katholizismus abrechnete. Kein Zweifel: Sein Hirn war verdorrt, und seine rechte Hand wußte nicht mehr, was die linke tat. Paul blieb bei seinem Thema: Früher oder später würde die Menschheit begreifen, daß *le sauvage péruvien* ein mystischer Künstler gewesen war und das religiöseste Bild der modernen Zeit *Die Vision nach der Predigt*, ein

Bild, das er Ende Sommer 1888 in Pont-Aven, dem kleinen Dorf im bretonischen Finistère, gemalt hatte. Dieses Gemälde hatte in der modernen Kunst wieder das spirituelle und religiöse Element zum Leben erweckt, das seit seiner Glanzzeit im Mittelalter geschlummert hatte.

Danach verstand Pierre Levergos kein Wort mehr von Kokes Monolog (er hatte viel getrunken, und seine Zunge war ziemlich schwer), in dem Personen, Dinge, Orte, Ereignisse auftauchten, die ihm nichts sagten. Sie mußten aus Erinnerungen stammen, die in dieser ruhigen Nacht ohne Mond, Hitze und Insekten aus irgendeinem Grund in sein Bewußtsein traten.

»Wir schreiben das Jahr 1900, nicht wahr?« Paul klopfte seinem Nachbarn leicht aufs Knie. »Ich rede vom Sommer 1888. Gerade einmal zwölf Jahre. Ein Sandkörnchen auf der Bahn, die Kronos zieht. Und doch ist es, als wären seither Jahrhunderte vergangen.«

So empfand es dieser geschundene, kranke, erschöpfte und von Wut erfüllte Körper, den du mit deinen zweiundfünfzig Jahren durch das Leben schlepptest. Was für ein Unterschied zur Stattlichkeit deiner vierzig Jahre, als du trotz des Geldmangels und der daraus folgenden Entbehrungen und Widrigkeiten, die dich heimsuchten, seitdem du die Geschäfte für die Malerei aufgegeben hattest, einen unbesiegbaren Optimismus ausstrahltest, was deine Berufung und dein Talent, was die Schönheit des Lebens und die Religion der Kunst betraf, eine Gewißheit, die mit allen Hindernissen fertig wurde. Idealisierst du die Vergangenheit nicht, Paul? In jenem Sommer 1888, bei deinem zweiten Aufenthalt

in Pont-Aven, warst du nicht so kraftvoll. Nicht dein Körper zumindest, dein Geist vielleicht wohl. Der Körper litt noch unter den Folgen der Malaria und des Fiebers, die du dir in Panama zugezogen hattest, obwohl deine Rückkehr nach Frankreich, im November 1887, schon zehn Monate zurücklag. Jedenfalls hattest du *Die Vision nach der Predigt* gemalt, während du von einer fürchterlichen Ruhr geplagt wurdest und die im Magen angesammelte Galle dir stechende Schmerzen bereitete, bevor sie durch den Anus austrat, begleitet von lauten Fürzen, über die die ganze Pension Gloanec lachte. Wie du dich schämtest in deiner Furcht, die junge, schöne, reine, immaterielle Madeleine Bernard könnte dieses ununterdrückbare Furzgewitter hören, auch ein Erbe des Sumpffiebers (oder womöglich die ersten Symptome der unaussprechlichen Krankheit, Paul?), das du dir bei deinem unglückseligen Abenteuer in Panama und auf Martinique geholt hattest!

Jetzt, während seine Zunge, ein ungehorsames, wildes kleines Tier, die Sache dem guten Pierre Levergos zu erklären versuchte, der auf seinem Stuhl eingenickt war, hegtest du nicht mehr den geringsten Groll gegen Emile Bernard. Obwohl dieser seit dem Bruch im Jahre 1891 allenthalben verkündet hatte, du habest ihm seine Ideen einer »synthetischen Kunst« streitig machen wollen. Als würde dich die Rolle eines Begründers von Schulen interessieren, an die sich später wahrscheinlich niemand mehr erinnerte. Als schmerzvoller hattest du andere Dinge empfunden, die der hübsche, feinsinnige Junge behauptet hatte, der, zwanzig Jahre jünger als du und Bruder der schönen Madeleine, mit seinen zarten

achtzehn Jahren eines Tages in der Pension Gloanec erschienen war, um dir stammelnd zu sagen: »Mich schickt Ihr Freund Schuffenecker aus Concarneau. Er sagt, Sie seien der einzige Mensch in der Welt, der mir helfen kann, ein wirklicher Künstler zu werden.« Jetzt behauptete er, du habest die Komposition, die Idee und die Hauben der verzückten Bretoninnen deiner *Vision nach der Predigt* von seinem zuvor entstandenen Bild *Bretoninnen auf der Wiese* übernommen.

»Blödsinn, mein lieber Pierre«, erklärte er, während er auf den Tisch klopfte. »Von diesen *Bretoninnen auf der Wiese* ist mir nur der Titel in Erinnerung geblieben. Was war mit meinem besten Schüler passiert, daß er plötzlich von Neid erfüllt war und mich haßte?«

Ihm war etwas sehr Menschliches passiert, Paul: Er hatte begriffen, daß *Die Vision nach der Predigt* ein Meisterwerk war. Das war zuviel für ihn. Aus Rache begann er, den zu hassen, den er so geliebt und bewundert hatte. Armer Emile! Was mochte aus ihm geworden sein? Obwohl es bei näherem Überlegen vielleicht nicht unzutreffend war, was er gesagt hatte. Ohne Bernard hättest du in jenem Sommer 1888 in deinem schmalen kleinen Zimmer in der Pension Gloanec mit all den befreundeten Malern, die dich als ihren Mentor betrachteten – Bernard, Laval, Chamaillard, Meyer de Haan –, womöglich niemals dieses Bild gemalt, auf dem ein Wunder oder vielleicht nur eine Vision dargestellt war. Nach der Sonntagspredigt eines tonsurtragenden Pfarrers, dessen Profil dem deinen glich und der an den äußersten Rand des Bildes gedrängt war, erblickte oder phantasierte vielleicht nur eine Gruppe frommer Bretoninnen, konzen-

triert im Gebet und im Zustand der Verzükkung, jene beunruhigende Episode der Genesis: Jakobs Kampf mit dem Engel, nachgebildet auf einem bretonischen Wiesengrund, der, durch einen Apfelbaum in zwei Teile geteilt, von einem unmöglichen Zinnoberrot war. Das wahre Wunder dieses Bildes, Paul, war nicht das Erscheinen der biblischen Gestalten in der Wirklichkeit oder im Geist dieser schlichten Bäuerinnen. Es waren die schamlosen, kühn antinaturalistischen Farben, das Zinnoberrot der Erde, das Flaschengrün der Kleidung Jakobs, das Ultramarinblau des Engels, das Preußischschwarz der weiblichen Kleidungsstücke und das rosa, grün oder blau schimmernde Weiß der langen Reihe von Hauben und Halskragen, die sich zwischen den Betrachter, den Apfelbaum und das kämpfende Paar schoben. Wundersam war die Schwerelosigkeit, die im Innern des Bildes herrschte, dieser Raum, in dem der Baum, die Kuh und die inbrünstigen Frauen im Banne ihres Glaubens zu schweben schienen. Das Wunder bestand darin, daß es ihm mit diesem Bild gelungen war, dem prosaischen Realismus ein Ende zu machen und eine neue Realität zu schaffen, in der das Objektive und das Subjektive, das Reale und das Übernatürliche untrennbar miteinander verschmolzen. Gut gemacht, Paul! Dein erstes Meisterwerk, Koke!

Diesen katholischen Glauben kanntest du damals nicht. Du hattest ihn verloren, wenn du ihn überhaupt jemals besessen hattest. Du warst nicht in die Bretagne gereist, um den Katholizismus zu suchen, wie ihn das vergangenheitszugewandte bretonische Volk bewahrt hatte, das sich in jenen Jahren still und unbeugsam den

antiklerikalen Bestrebungen der Dritten Republik widersetzte, die in Frankreich eine radikale Säkularisierung durchsetzen wollte. Du warst dorthin gereist, wie du dem guten Schuff erklärtest, um die Wildheit und die Primitivität zu suchen, die dir geeignet schienen, die große Kunst zum Blühen zu bringen. Die ländliche Bretagne faszinierte dich von Anfang an durch ihre Unverfälschtheit, ihren Aberglauben, ihr Festhalten an uralten Riten und Sitten: ein Land, das den Modernisierungsbestrebungen der Regierung unbekümmert den Rücken kehrte und auf die Säkularisierung mit immer mehr Prozessionen, überfüllten Kirchen und zahllosen Jungfrauenerscheinungen reagierte. All das zog dich in seinen Bann. Um dich dem Milieu anzupassen, übernahmst du die gestickte bretonische Weste und die Holzschuhe, die du selbst dir zurechtschnittest und verziertest. Du wohntest den »Vergebungen« bei, Zeremonien, die in Pont-Aven besonders großen Zulauf hatten und bei denen die Gläubigen, etliche von ihnen auf den Knien, die Kirche umrundeten und um Vergebung für ihre Sünden baten; du besuchtest sämtliche steinernen Kreuzigungsgruppen der Region, angefangen bei der in Nizon, die am meisten verehrt wurde, und pilgertest zur kleinen Kapelle von Tré-malo mit ihrem uralten Christus aus mehrfarbigem Holz, der dich zu einem weiteren religiösen Bild inspirieren sollte: *Gelber Christus*.

Ja, der Stoff für die antinaturalistische Malerei, von der du träumtest, befand sich in der Bretagne, wie du dem guten Schuff feierlich erklärtest: »Wenn meine Holzschuhe auf diesem Granitboden widerhallen, höre ich

den zugleich dumpfen und mächtigen Ton, den ich auf meinen Bildern zu erreichen suche.« Du hättest ihn nicht ohne Bernard und seine Schwester Madeleine erreicht. Ohne sie wäre in dir nicht das Gefühl gekeimt, daß auch du allmählich, ohne dir dessen anfänglich bewußt zu sein, von diesem Glauben durchdrungen wurdest, der ihnen angeboren war, nicht mehr und nicht weniger als ihre zarten Gesichtszüge, ihre gefällige Gestalt und die Anmut, mit der sie sich bewegten und sprachen. Die beiden Geschwister lebten die Religion vierundzwanzig Stunden am Tag.

Emile hatte die ganze Bretagne und Normandie durchwandert und Kirchen, Klöster, Kapellen und Kult- und Andachtsstätten besucht, auf der Suche nach Spuren des Mittelalters, das in seiner Gottgläubigkeit, in seiner alle öffentlichen und privaten Tätigkeiten durchdringenden Religiosität für ihn die erhabenste Epoche der menschlichen Zivilisation war. Bernard war kein Frömmeler, sondern ein Gläubiger, eine seltsame Spezies für dich, der den jungen Mann zuerst seiner glühenden Religiosität wegen verspottet und sich dann unmerklich von der Intensität hatte anstecken lassen, mit der Emile den christlichen Glauben lebte.

Ein unvergeßlicher Sommer, nicht wahr, Paul? »Wahrhaftig«, rief er aus, während er dem Tisch einen weiteren Fausthieb versetzte. Paul hatte sich mit dem Kind auf den Armen in die Hütte zurückgezogen, und beide schliefen bestimmt schon, friedlich vereint mit der Katze. Pierre Levergos schlummerte zusammengesunken auf seinem Stuhl und ließ ab und zu ein Schnarchen vernehmen. Die Nacht war dunkel gewesen, als sie sich

zum Essen hingesezt hatten, aber der Wind hatte die Wolken vertrieben, und jetzt erhellte das Licht des Halbmondes die Umgebung. Während du deine Pfeife rauchtest, konntest du die Kette goldener Sonnenblumen sehen, die sich um die Hütte zog. Man hatte dir versichert, daß sich die europäischen Sonnenblumen in der tropischen Feuchtigkeit Tahitis unmöglich akklimatisieren könnten. Doch du mit deiner Hartnäckigkeit hattest Daniel de Monfreid um die Samen gebeten und sie gemeinsam mit Pau'ura gepflanzt, begossen und liebevoll gehegt. Und da waren sie jetzt, lebendig, steil aufragend, leuchtend, exotisch. Weniger prachtvoll als die Sonnenblumen der Provence, die der verrückte Holländer mit so großem Eifer gemalt hatte; aber sie leisteten dir Gesellschaft und schenkten dir – warum, Paul? – eine gewisse geistige Gelassenheit. Pau'ura dagegen brachten diese sonderbaren Blumen zum Lachen.

In jenem Sommer 1888, in dem kleinen, am Aven gelegenen bretonischen Dorf, widerfuhren dir außergewöhnliche Dinge. Du hattest den katholischen Glauben verstanden, *Die Elenden* von Victor Hugo gelesen, ein bleibendes Werk gemalt – *Die Vision nach der Predigt* –, dich sittsam in Madeleine Bernard verliebt, diese fleischgewordene Jungfrau Maria, und ihren Bruder Emile ins Herz geschlossen. Es war der Sommer, in dem der verrückte Holländer dich in seinen leidenschaftlichen Briefen drängte, endlich zu ihm nach Arles zu kommen. Der Sommer, in dem du durch die Schuld Panamas – der bittere Tropfen – aus dem Scheißen nicht mehr herauskamst und dir Tausende von geräusch-

vollen Furzen entführen.

Was war das Wichtigste von allem gewesen? *Die Elen-den*, Koke. Den Roman Victor Hugos hatten alle Maler gelesen, die mit dir in der Pension der Witwe Marie-Jeanne Gloanec wohnten (selbst sie hatte ihn gelesen), Charles Laval, Meyer de Haan, Emile Bernard, Ernest de Chamail-lard. Alle lobten ihn. Du sträubtest dich, in diese umfangreiche Geschichte einzutauchen, die noch immer ganz Frankreich bewegte, von den Portiersfrauen bis zu den Herzogen, von den Modistinnen bis zu den Intellektuellen, von den Künstlern bis zu den Bankiers. Aber du fügtest dich den Bitten Madeleines, als sie dir gestand, dieses Buch habe »ihre Seele erschüttert« und sie habe »während der gesamten Lektüre feuchte Augen« gehabt. Dich brachte das Abenteuer Jean Valjeans nicht zum Weinen, aber es bewegte dich mehr als sämtliche Bücher, die du bislang gelesen hattest. So sehr, daß du, als der verrückte Holländer dir vorschlug, ihr solltet als Auftakt für euer bevorstehendes Zusammenleben in Arles eure Selbstbildnisse austauschen, dich als den Helden des Romans, Jean Valjean, maltest, als ehemaligen Sträfling, der zum Heiligen wird durch die grenzenlose Frömmigkeit des Bischofs, Monseigneur Bienvenu, der ihn an dem Tag, an dem er ihm die Kandelaber übergibt, die dieser ihm hatte stehlen wollen, für das Gute gewinnt. Der Roman faszinierte, beunruhigte, verstörte, verwirrte dich. Gab es eine solche sittliche Reinheit, eine Reinheit, die imstande war, sich über den menschlichen Schmutz zu erheben, gab es eine solche Großzügigkeit und Selbstlosigkeit in dieser niederträchtigen Welt? Die sanfte Made-

leine hatte einen Namen dafür, wenn sie sich an regenlosen Tagen abends auf die Terrasse der Pension Gloanec setzen konnten, um auf den Einbruch der Dunkelheit zu warten: Gnade. Doch wenn es die belebende Hand Gottes war, die durch Bischof Bienvenu und später durch Jean Vahean dem Guten zum Sieg über das Böse verhalf, das der unerbittliche Javert am Ende des Romans in seiner Seele mit auf den Grund der Seine nimmt, worin bestand dann das Verdienst des Wesens Mensch?

Auf dem Selbstbildnis als Jean Vahean, das du dem verrückten Holländer schicktest, hattest du den unverständenen Künstler gemalt, der durch die Blindheit, den Materialismus und das Philistertum seiner Mitbürger zum gesellschaftlichen Exil verurteilt ist. Doch vielleicht hattest du auf diesem Selbstbildnis schon das zu malen begonnen, was erst Monate später, mit der *Vision nach der Predigt*, ganz Wirklichkeit werden sollte: den Übergang vom Historischen zum Transzendenten, vom Materiellen zum Spirituellen, vom Menschlichen zum Göttlichen. Erinnerstest du dich an die Glückwünsche und Lobeshymnen deiner Freunde in Pont-Aven, als das Bild fertig war? Und an die Worte der schönen Madeleine? »Dieses Werk von Ihnen wird mich bis zum Ende meiner Tage begleiten, Monsieur Gauguin.«

Ob die spirituelle Madeleine sich wohl in Kairo, als sie ein Jahr nach dem armen Charles Laval an Tuberkulose starb, an *Die Vision nach der Predigt* erinnert hatte? Natürlich nicht. Bestimmt hatte sie dich, das Bild und wahrscheinlich sogar diesen Sommer 1888 in Pont-Aven

völlig vergessen. Du hattest nie gedacht, daß du dich nach Mette Gad jemals wieder verlieben würdest, Paul. Freilich lebtet ihr schon damals getrennt, sie in Kopenhagen mit euren fünf Kindern, und du in Pont-Aven, und das einzige, was von der Ehe übrigblieb, war ein Stück Papier und eine sporadische Korrespondenz. Dennoch und obwohl du ahntest, daß du mit Mette nie wieder eine Familie bilden und ein gemeinsames Heim haben würdest, hattest du dich gefühlsmäßig nie frei gefühlt. Bis jetzt, Koke. Schon 1888 warst du zu dem Schluß gekommen, daß die Liebe in ihrer westlichen Form ein Hindernis war, daß die Liebe für einen Künstler ausschließlich die körperliche, sinnliche Dimension haben durfte, die sie für die primitiven Völker besaß, daß sie nicht die Gefühle, die Seele in Mitleidenschaft ziehen durfte. Wenn du der Versuchung des Fleisches nachgabst und – vor allem mit Prostituierten – die körperliche Liebe suchtest, empfandest du dies daher als einen hygienischen Akt, ein Vergnügen ohne Zukunft. Die Ankunft Madeleines mit ihrem Bruder Emile in der Pension Gloanec in Pont-Aven in jenem Sommer vor zwölf Jahren gab dir dieses Gefühl zurück, das dich betäubte, verwirrte, sprachlos machte vor diesem jugendlichen Gesicht mit seiner hellen, glatten Haut, vor diesem wasserblauen Blick, diesem harmonischen, zerbrechlichen kleinen Körper, der Unschuld und Heiligkeit ausstrahlte, wenn sie das Speisezimmer betrat, auf die Terrasse hinausging oder am Ufer des Aven zerstreut die Abendkühle genoß und zuschaute, wie die Fischerboote ausführen, während du sie beobachtetest, verborgen zwischen den Bäumen.

Nie hattest du ihr ein zärtliches Wort gesagt noch ihr gegenüber die geringste Andeutung gemacht. Weil sie zu jung war, weil du doppelt so alt warst wie sie? Eher aus einer seltsamen moralischen Selbstzensur heraus. Es war die Ahnung, daß du ihre Integrität, ihre vergeistigte Schönheit durch dein Werben beschmutzen würdest. Deshalb verstelltest du dich, spieltest den großen Bruder, der dem kleinen Mädchen, das seine ersten Schritte in der Welt der Erwachsenen tut, mit seiner Erfahrung zur Seite steht. Andere hatten es nicht vermocht, die Gefühle zu unterdrücken, die Madeleines meerblaue Schönheit weckte. Charles Laval zum Beispiel. Hatte er ihr bereits in jenem lauen Sommer 1888 mit Liebesgedichten den Kopf verdreht, während du in deinem kleinen Zimmer der *Vision nach der Predigt* Form und Farbe gabst? Hatten Charles und Madeleine eine schöne Leidenschaft erlebt? Hoffentlich. Traurig, daß sie so jung sterben mußten, im Abstand von einem Jahr, sie im exotischen Ägypten, so weit entfernt von ihrer Heimat. So, wie auch du sterben wirst, Paul.

All diese Erfahrungen, *Die Elenden*, die lautere Liebe zu Madeleine, die Gespräche mit seinen Malerfreunden, bei denen das Thema der Religion häufig auftauchte – wie Emile Bernard war auch der Holländer Jacob Meyer de Haan, ein zum Katholizismus konvertierter Jude, von der Mystik besessen –, waren entscheidend für das Zustandekommen der *Vision nach der Predigt*. Als das Bild fertig war, verbrachtest du mehrere schlaflose Nächte, in denen du im Licht der winzigen Petroleumlampe des Schlafzimmers Briefe an die Freunde schriebst. Du sagtest ihnen, du habest endlich die länd-

liche, abergläubische Schlichtheit der gewöhnlichen Leute erlangt, die in ihrem einfachen Leben und ihren alten Glaubensvorstellungen nicht deutlich zwischen Wirklichkeit und Traum, zwischen Wahrheit und Phantasie, zwischen Beobachtung und Vision unterschieden. Schuff und dem verrückten Holländer erklärtest du, *Die Vision nach der Predigt* habe den Rahmen des Realismus gesprengt und eine Epoche eingeleitet, in der die Kunst nicht mehr die natürliche Welt imitieren, sondern mit Hilfe des Traums vom unmittelbar gegebenen Leben abstrahieren und nach dem Vorbild des Göttlichen Meisters das tun würde, was dieser getan hatte: schöpferisch sein. Es war die Pflicht des Künstlers, etwas Neues zu schaffen, nicht, zu imitieren. Fortan könnten die Künstler, von sklavischen Zwängen befreit, alles wagen in ihrem Bestreben, Welten zu schaffen, die sich von der wirklichen unterschieden.

In wessen Händen mochte *Die Vision nach der Predigt* gelandet sein? Bei der Versteigerung im Hôtel Drouot am Sonntag, dem 22. Februar 1891, die dir das Geld für deine erste Reise nach Tahiti verschaffen sollte, war *Die Vision nach der Predigt* das Bild, für das am meisten bezahlt wurde, fast neunhundert Francs. In welchem bürgerlichen Eßzimmer mochte es jetzt sein Leben fristen? Du hattest für *Die Vision nach der Predigt* ein religiöses Umfeld gewollt und angeboten, es der Kirche in Pont-Aven zu schenken. Der Pfarrer lehnte es ab, mit der Begründung, daß seine Farben – wo in der Bretagne gab es blutrote Erde? – den Respekt vermissen ließen, der den geweihten Stätten gebührte. Und noch entrüsteter wies es der Pfarrer von Nizon zurück, der

erklärte, ein derartiges Bild würde Unglauben und Empörung bei den Gemeindemitgliedern auslösen.

Wie sehr hatten sich die Dinge in diesen zwölf Jahren für dich verändert, Paul, seitdem du dem guten Schuff geschrieben hattest: »Nun, da die Probleme des Koitus und der Hygiene gelöst sind und ich mich mit völliger Unabhängigkeit auf die Arbeit konzentrieren kann, hat mein Leben seine Lösung gefunden.« Es hat sie nie gefunden, Paul. Auch jetzt nicht, obwohl du dank deiner Artikel, Zeichnungen und Karikaturen in *Les Guêpes* nicht mehr in der ständigen Angst leben mußt, nicht zu wissen, ob du am nächsten Tag zu essen haben würdest. Jetzt konntest du dank François Cardella und seiner Kumpane von der Katholischen Partei mit einer Regelmäßigkeit essen und trinken, die du in all deinen Jahren auf Tahiti nicht gekannt hattest. Oft lud der mächtige Cardella dich in sein imposantes, zweistöckiges Anwesen in der Rue Bréa ein, ein Haus mit kunstvoll geschnitzten Geländern um die Terrassen inmitten eines weitläufigen, von einem Holzzaun geschützten Gartens, oder zu den politischen Plaudereien in seiner Apotheke in der Rue de Rivoli. Warst du zufrieden? Nein. Du warst bitter und voll Überdruß. Warum hattest du seit mehr als einem Jahr nicht einmal ein einfaches Aquarell gemalt oder einen winzigen *tupapau* geschnitzt? Was für einen Sinn hatte es, weiter zu malen? Du wußtest jetzt, daß alle Werke, die es wert waren, zu dauern, deiner Vergangenheit angehörten. Zum Pinsel greifen, um Zeugnisse deines Verfalls und Ruins zu produzieren? Verdammt noch mal, nein.

Es war besser, alles, was an Schöpferkraft und Kampf-

geist in dir übrigblieb, auf *Les Guêpes* zu verwenden und die aus Paris gesandten Beamten, die Protestanten und die Chinesen zu attackieren, die dem Korsen und seinen Freunden so heftige Kopfschmerzen bereiteten. Hattest du zuweilen Gewissensbisse, weil du jetzt als Söldner im Dienst von Leuten standest, die dich früher verachtet hatten und in deinen Augen verachtenswert gewesen waren? Nein. Du hattest vor vielen Jahren beschlossen, daß man, wenn man Künstler sein wollte, jede Art bürgerlicher Vorurteile ablegen mußte, und Gewissensbisse gehörten zu diesem Ballast. Bereute es der Tiger, wenn er seine Zähne in den Damhirsch schlug, um sich zu ernähren? Hatte die Kobra Skrupel, wenn sie einen Vogel hypnotisierte und lebendig hinunterschlang? Nicht einmal als du in einer der ersten Nummern von *Les Guêpes*, im April oder Mai 1899, mit Pauken und Trompeten das irrwitzige Gerücht in die Welt setztest – du hattest es von Pierre Loti und seinem Roman *Le manage de Loti* übernommen, der den verrückten Holländer so begeistert hatte –, daß die Chinesen die Lepra nach Tahiti eingeschleppt hatten, erfaßte dich die geringste Reue über die Verbreitung dieser Verleumdung.

»Eine gute Hure leistet gute Arbeit, mein lieber Pierre«, lallte er, zu kraftlos, um aufzustehen. »Ich bin eine gute Hure, wage nur, das zu leugnen.«

Ihm antwortete ein tiefer Schnarcher von Pierre Levergos. Die Wolken hatten abermals den Mond bedeckt, und sie beide umgab eine Dunkelheit, die nur ab und zu durch die blinkenden Leuchtkäfer aufgehellte wurde.

Die Großmutter Flora hätte nicht gebilligt, was du ta-

test, Paul. Natürlich nicht. Dieser verrückte Blaustrumpf wäre auf sehen der Gerechtigkeit gewesen und nicht auf Seiten von François Cardella, dem größten Rumproduzenten Polynesiens. Was war Gerechtigkeit auf dieser Scheißinsel, die immer weniger der Welt der alten Maori glich und immer mehr dem verrotteten Frankreich? Die Großmutter Flora hätte versucht, das herauszufinden, indem sie ihre Nase in dieses Gewirr aus Zwisten, Intrigen, schmutzigen, altruistisch daherkommenden Interessen gesteckt hätte, um ein fulminantes Urteil zu fällen. Deshalb warst du mit nur einundvierzig Jahren gestorben, Großmutter! Er dagegen, der auf die Gerechtigkeit schi3, hatte schon dreiundfünzig Jahre gelebt, zwölf mehr als die Großmutter Flora. Viel länger würdest du nicht leben, Paul. Bah, was das eigentlich Wichtige betraf, die Schönheit und die Kunst, war deine Biographie ohnehin abgeschlossen.

Als ihn im Morgengrauen des nächsten Tages ein Regengu3 weckte, der ihn bis auf die Knochen durchnäßte, sa3 er noch immer auf demselben Stuhl, unter freiem Himmel, mit steifem Hals. Pierre Levergos war irgendwann in der Nacht gegangen. Er wartete, bis der Regen ihn ganz geweckt hatte, und schleppte sich dann in die Hütte, wo er sich auf sein Bett fallen lie3, um bis zum Mittag zu schlafen. Pau'ura und das Kind waren nicht da.

Seitdem er aufgehört hatte zu malen, stand er nicht mehr so früh auf wie früher. Er aalte sich bis zum späten Vormittag im Bett und ging dann fort, um den öffentlichen Wagen nach Papeete zu nehmen, wo er bis zum Abend blieb und die nächste Nummer von *Les Guêpes*

vorbereitete. Die Zeitschrift erschien monatlich und bestand aus vier Seiten, doch da alles in ihr von ihm stammte – Artikel, Karikaturen, Zeichnungen, heitere Verse, Witze, Klatsch und Anekdoten –, bedeutete jede Nummer viel Arbeit für ihn. Außerdem brachte er das Material in die Druckerei, korrigierte die Farben, die Fahnenabzüge, den Druck und kontrollierte, ob die Zeitschrift zu den Abonnenten und zu den öffentlichen Verkaufsstellen gelangte. All das machte ihm Spaß, und er widmete sich der Arbeit mit Begeisterung. Doch ihn langweilten die ständigen Treffen mit François Cardella und dessen Freunden von der Katholischen Partei, die die Zeitschrift finanzierten und ihn bezahlten.

Ständig belästigten sie ihn mit Ratschlägen, die verkappte Befehle waren. Und sie erlaubten sich, ihm Vorwürfe zu machen, weil er in seiner Kritik an Gallet zu weit gegangen oder nicht vehement genug gewesen war. Manchmal hörte er ihnen resigniert zu, während er mit den Gedanken woanders war. Andere Male verlor er die Geduld, stieß Flüche aus, und zweimal bot er ihnen seinen Rücktritt an. Sie akzeptierten ihn nicht. Durch wen sollten ihn diese Witzfiguren ersetzen, die kaum fähig waren, einen Brief zustande zu bringen?

So wäre sein Leben wer weiß wie lange weitergegangen, wenn ihm nicht Anfang 1901 seine körperlichen Beschwerden, die eine Zeitlang nachgelassen hatten, erneut zugesetzt hätten, und das grausamer denn je. In der Dämmerung eines Januartages in diesem ersten Jahr des neuen Jahrhunderts, als er im Haus François Cardellas in der Rue Bréa zu Gast war und ihm der Gastgeber eine Tasse Kaffee mit einem Schuß Brandy

reichte, begann Pauls Herz verrückt zu spielen. Es klopfte rasch, rasend, und seine Brust hob und senkte sich wie ein Blasebalg. Er bekam kaum Luft. Die ganze Woche litt er unter Herzrasen, Röcheln, und zum Schluß erbrach er Blut, so daß er gezwungen war, das Hospital Vaiami aufzusuchen.

»Und jetzt stellt sich raus, Doktor Lagrange, daß ich auch noch Herzprobleme habe?« sagte er zu dem Arzt, der ihn untersuchte.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Das war keine neue Krankheit, mein Freund. Es war dieselbe wie immer, die ihren unausweichlichen Lauf nahm. Wie zuvor seine Haut, sein Blut und seinen Kopf begann sie jetzt, sein Herz zu zerstören. Zwischen Januar und März 1901 mußte er dreimal ins Krankenhaus, jeweils für mehrere Tage und das letztmal für zwei Wochen. Im Vaiami behandelte man ihn gut, denn die meisten Ärzte, angefangen bei Doktor Lagrange, der das Hospital jetzt leitete, unterstützten Cardella in seiner Kampagne gegen die aus der Metropole gesandten Vertreter der Obrigkeit. Sie stellten ihm sogar eine Arbeitsplatte zur Verfügung, damit er von seinem Bett aus die Nummern von *Les Guêpes* vorbereiten konnte.

Diese erzwungenen Aufenthalte im Krankenhaus hatten jedoch eine unerwartete Folge. Er dachte viel nach und gelangte nach einer langen schlaflosen Nacht plötzlich zu einem Schluß: Du warst deine Tätigkeit leid, auch die Leute, für die du tätig warst. Du wolltest dich nicht für ein paar Schwachköpfe zu Tode arbeiten. Es war erbärmlich, soweit gesunken zu sein, du, der auf der Flucht vor dem Geld nach Tahiti gekommen war, der

mit dem verrückten Holländer damals in Arles, als ihr euch noch gut vertrugt, davon geträumt hatte, hier ein kleines Eden der Freiheit und Schönheit, der schöpferischen Tätigkeit und des Genusses zu schaffen, ohne die Zwänge der europäischen Kultur des Geldes. Das Haus der Wonnen, nannte es Vincent! Wie seltsam und launisch war das Schicksal, Koke.

Erinnertest du dich nicht mehr, Paul? Alles hatte vor anderthalb Jahren begonnen, nach deinem gescheiterten Selbstmordversuch, als du *Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?* maltest, das letzte deiner großen Werke. Es begannen Dinge aus der Hütte zu verschwinden – verschwanden sie, oder bildetest du dir das nur ein? –, und in deinem Kopf nahm die Gewißheit Gestalt an, daß die Diebe die Eingeborenen von Punaauia waren. Pau'ura sagte, das sei nicht wahr, du würdest träumen. Doch der wahnhafte Mechanismus setzte sich in Gang, unaufhaltsam. Du beharrtest darauf, daß das Gericht von Papeete den Dieben den Prozeß machte, und da die Richter sich vernünftigerweise weigerten, auf derart schwache Anschuldigungen hin rechtlich vorzugehen, schriebst du unerbittliche öffentliche Briefe voller Gift und Galle, in denen du die Kolonialverwaltung beschuldigtest, sich mit den Eingeborenen gegen die Franzosen zu verschwören. Auf diese Weise entstand *Le Sourire (Journal méchant)*, ein Blatt, dessen Häme die Siedler amüsierte. Sie kauften es voll Entzücken und schickten dir Glückwunschbillets. Daraufhin besuchte dich Cardella persönlich und versprach dir das Blaue vom Himmel, um dich dazu zu bringen, die Leitung von *Les Guêpes* zu übernehmen. Alles lief perfekt, fast ohne

daß es dir bewußt wurde. Achtzehn Monate lang hattest du gegessen und getrunken und mit deinen Streitreden ein kleines Erdbeben auf der Insel ausgelöst, und in diesem ganzen Wirbel hattest du dich ablenken lassen und vergessen, daß du Maler warst. Warst du zufrieden mit deinem Schicksal? Nein. Würdest du weiter für Cardella arbeiten? Auf keinen Fall.

Was würdest du dann tun? So bald wie möglich diese verfluchte Insel Tahiti verlassen, die Europa längst verdorben, auf der es alles zerstört hatte, was an ihr einst wild gewesen war und freies Atmen verhiess. Wohin würdest du deine müden Knochen und deinen kranken Körper schleppen, Paul? Auf die Marquesas natürlich. Dort bewahrte ein noch freies, ungezähmtes Volk von Maori unversehrt seine Kultur, seine Sitten, die Kunst der Tätowierungen und, im Herzen der Wälder, den heiligen Kannibalismus. Es wäre ein Reinigungsbad, Koke. In dieser neuen, frischen, jungfräulichen Umgebung würde die unaussprechliche Krankheit zum Stillstand kommen. Dort könntest du vielleicht wieder zum Pinsel greifen, Paul.

Kaum hatte er die Entscheidung getroffen, nahmen die Dinge auch schon eine günstige Wende. Man hatte ihn gerade aus dem Hospital Vaiami entlassen, als die wie eine Bombe einschlagende Nachricht eintraf, Paris habe den Gouverneur Gustave Gallet von seinem Posten abgesetzt. Die Siedler, für die du arbeitetest, waren so froh darüber, daß du sie ohne große Mühe von der Sinnlosigkeit überzeugen konntest, nach diesem Triumph die Zeitung weiter zu veröffentlichen. Sie entließen dich mit einer guten Abfindung.

Wenige Tage später, als er in einem dieser fiebrigen Zustände, die stets den großen Veränderungen in seinem Leben vorausgingen, Erkundigungen über Schiffe zwischen Tahiti und den Marquesainseln einholte, kam Pierre Levergos zu ihm, um ihm zu sagen, daß Axel Nordman, ein schwedischer Bürger, der sich kürzlich auf Tahiti niedergelassen hatte, ihm seine Hütte in Punaauia abkaufen wolle. Er habe sie im Vorbeigehen gesehen und Gefallen an ihr gefunden. Paul wurde mit ihm in achtundvierzig Stunden einig; von dem Geld konnte er sein Billett und den Transport seiner wenigen Habseligkeiten bezahlen und sogar noch eine kleine Summe abzweigen, die er Pau'ura und dem kleinen Emile schenkte. Das Mädchen weigerte sich entschieden, ihn auf die Marquesas zu begleiten. Was sollte sie dort, so weit von ihrer Familie entfernt? Das war eine sehr ferne und gefährliche Welt. Koke könnte jeden Augenblick sterben, und was würde dann aus ihr und dem Kind? Sie ging lieber zu ihrer Familie zurück.

Es machte dir nicht viel aus. In Wahrheit wären Pau'ura und Emile ein Hemmschuh gewesen beim Aufbau dieser neuen Existenz. Dagegen machte es dich zornig, daß Pierre Levergos sich weigerte, dich zu begleiten. Du botest ihm an, ihn als Koch mitzunehmen und deinen ganzen Besitz mit ihm zu teilen. Dein Nachbar war kategorisch: Nicht für alles Gold der Welt wäre er bereit, sich von der Stelle zu rühren. Nie würde er so verrückt sein, dir bei dieser absurden Entscheidung zu folgen. Daraufhin beschimpfte Paul ihn als verbürgerlicht, feige, mittelmäßig und treulos.

Pierre Levergos verharrte einen Augenblick nachdenk-

lich, ohne auf deine Beschimpfungen zu antworten, während er mit seinem Mund, dem die Hälfte der Zähne fehlte, auf einem Grashalm herumkaute. Sie saßen unter freiem Himmel, neben dem großen Mangobaum, der ihnen Schatten spendete. Schließlich, ohne die Stimme zu heben, ruhig, jede Silbe betonend, sagte er zu dir: »Du erzählst überall herum, daß du auf die Marquesas gehst, weil du dort billigere Modelle bekommst, weil das Land dort jungfräulich und die Kultur weniger dekadent ist. Ich glaube, daß du die Leute anlügst. Und daß du auch dich selbst belügst, Paul. Du verläßt Tahiti wegen der Schwären an deinen Beinen. Hier will keine Frau mehr mit dir schlafen, weil sie stinken. Deshalb will Pau'ura dich nicht begleiten. Du glaubst, daß du dir auf den Marquesas, wo die Leute ärmer sind als hier, für eine Handvoll Süßigkeiten kleine Mädchen kaufen kannst. Noch ein Traum von dir, der sich in einen Alp-traum verwandeln wird, Nachbar, du wirst schon sehen.«

Niemand verabschiedete ihn im Hafen von Papeete am 10. September 1901, als er die *Croix du Sud* bestieg, die nach Hiva Oa fuhr. Er hatte sein Akkordeon, seine Sammlung pornographischer Bilder, seine Reisetruhe mit den Erinnerungen, sein Selbstbildnis als Christus auf Golgatha und ein kleines Bild mit einer schneebedeckten bretonischen Landschaft bei sich. Trotz der Bitten des neuen Besitzers seines Hauses in Punaauia, alles mitzunehmen, ließ er einige eingerollte Bilder und ein Dutzend Holzfiguren seiner erfundenen *tupapaus* zurück. Wie Monsieur Axel Nordman ihm einige Monate später brieflich mitteilen sollte, hatte er alle Figuren ins Meer geworfen, da sie seinen kleinen Sohn erschreckten.

XV

Die Schlacht von Cangallo

Nîmes, August 1844

In dem stickigen kleinen Zimmer des Hôtel du Gard in Nîmes, das alt und nach Katzenurin roch, in dem Flora vom 5. bis zum 12. August 1844 sechs schreckliche Tage und Nächte verbrachte, die schlimmsten ihrer ganzen Reise, hatte sie fast in jeder Nacht einen beklemmenden Alptraum. Von den Kanzeln aus hetzten die Geistlichen der Stadt gegen sie, und die fanatisierten Gläubigen, die sich in den Kirchen drängten, strömten auf die Straßen von Nîmes hinaus, um sie zu suchen und zu lynchen. Zitternd versteckte sie sich in Hauseingängen, Hofeinfahrten, dunklen Winkeln; von ihren prekären Zufluchtsorten aus hörte und sah sie die entfesselte Menge auf der Suche nach der gottlosen Revolutionärin, um Christus zu rächen. Wenn die Verfolger sie dann entdeckten und sich mit haßverzerrten Gesichtern auf sie stürzten, erwachte sie schweißgebadet und angstgelähmt, mit einem Geruch nach Weihrauch in der Nase.

Vom ersten Tag an ging in Nîmes alles schief. Das Hôtel du Gard war schmutzig und ungastlich und das Essen sehr schlecht. (Nachdem du deiner Ernährung niemals viel Bedeutung zugemessen hattest, ertapptest du dich jetzt dabei, daß du von guter Hausmannskost träumtest, von einer dicken Suppe, frischen Eiern und

frisch geschlagener Butter.) Die Koliken, der Durchfall und die Schmerzen in der Gebärmutter, verbunden mit der unerträglichen Hitze, machten jeden Tag zur Qual, verschlimmert noch durch das Gefühl, daß dieses Opfer nutzlos sein würde, denn in dieser gigantischen Sakristei würdest du nicht einen einzigen intelligenten Arbeiter finden, der als Grundpfeiler für die Arbeiterunion dienen könnte.

Tatsächlich fand sie einen, aber er war nicht aus Nîmes, sondern – natürlich! – aus Lyon. Der einzige unter den vierzigtausend Arbeitern dieser Hochburg der Seiden-, Woll- und Baumwollschalfabrikation, dem die verdummenden Predigten der Pfarrer, die sämtliche Arbeiter von Nîmes schluckten, ohne sich daran den Magen zu verderben, nicht völlig den Verstand vernebelt hatten. So schien es ihr zumindest bei den vier Versammlungen, die sie mit der zögerlichen Hilfe der beiden Ärzte Doktor Pleindoux und Doktor de Castelnau – sie waren ihr als Philanthropen, moderne Geister und Founeristen empfohlen worden – zustande brachte. Du glaubtest, in Sachen Dummheit alles gesehen und gehört zu haben, Andalusierin, aber Nîmes lehrte dich, daß die Grenze sich endlos verschieben ließ. An dem Tag, an dem sie bei einem Treffen aus dem Mund eines Mechanikers hörte: »Die Reichen sind notwendig, denn dank ihrer gibt es uns Arme in der Welt, und wir kommen in den Himmel, aber sie nicht«, bekam sie zuerst einen Lach- und dann einen Schwächeanfall. Daß die Kanzeln die Arbeiter davon überzeugt hatten, es sei gut, ausgebeutet zu werden, weil sie damit deremst das Paradies gewinnen würden, demoralisierte sie derart,

daß sie lange stumm blieb und nicht einmal Kraft für Empörung fand.

Nur während jener tragikomischen Farce, der Schlacht von Cangallo, gegen Ende ihres Aufenthalts in Arequipa vor zehn Jahren, hatte sie soviel Dummheit und Wirrheit auf einmal gesehen wie hier in Nîmes. Mit einem Unterschied, Florita. Vor zehn Jahren, als die Anhänger Gamarras und Orbegosos vor den Toren Arequipas diesen blutigen Totentanz aufführten, studierst du, die privilegierte Beobachterin, das Ganze mit Anteilnahme, mit Traurigkeit, Ironie und Mitleid und versuchtest zu verstehen, warum diese Indios, Zambos und Mestizen, die man in einen Bürgerkrieg ohne Prinzipien, Ideen oder Moral getrieben hatte, der nur dem nackten Ehrgeiz der Caudillos diente, sich dafür hergaben, als Kanonenfutter zu dienen, als Werkzeuge im Kampf politischer Klüngel, die nichts mit ihrem Schicksal zu tun hatten. Hier dagegen, angesichts der Mauer aus religiösen Vorurteilen und Einfalt, die der Predigt der friedlichen Revolution alle Türen verschloß, reagierst du mit Bitterkeit, mit heftigen Gefühlen und erlaubtest dem Zorn, dir den Verstand zu trüben.

Machte dich dein körperliches Leid so ungeduldig? Rührte deine Depression aus der Erschöpfung dieser Monate unsteten Lebens in bescheidenen Pensionen und Herbergen oder elenden Absteigen wie dem Hôtel du Gard? Die nächtlichen Alpträume, in denen die Geistlichen von Nîmes dich vom Pöbel lynchen ließen, zehrten an deinen Kräften. Besser Schlaflosigkeit als Alpträume. Einen guten Teil der Nächte verbrachte sie fortan damit, bei offenem Fenster Rachepläne gegen den

Klerus von Nîmes zu schmieden. ›Wenn du an die Macht kommst, wirst du ein schreckliches Strafgericht halten, Florita. Du wirst sie in dieses römische Kolosseum stecken, auf das sie so stolz sind, und dort sollen dieselben Arbeiter sie zerreißen, die sie mit ihren Predigten zu grausamen Tieren gemacht haben.‹ Die Vorstellung solcher Racheakte befreite sie am Ende von ihrer schlechten Laune; sie mußte kichern wie ein kleines Mädchen, und dann kehrten ihre Gedanken gewöhnlich nach Arequipa zurück.

Und wenn nun alle Schlachten so unsinnig waren wie die, der du in der Weißen Stadt beiwohnen durftest? Ein menschliches Chaos, das die Historiker später zur Befriedigung patriotischer Gefühle in schlüssige Äußerungen von Idealismus, Tapferkeit, Großmut, Prinzipientreue verwandelten, aus denen sie alles getilgt hatten, was darin Angst, Dummheit, Gier, Egoismus, Grausamkeit und Unwissen der großen Mehrheit war, die erbarmungslos dem Ehrgeiz, der Habgier oder dem Fanatismus einer kleinen Minderheit geopfert wurde. Diese Farce, dieses Possenspiel der Schlacht von Cangallo würde vielleicht in hundert Jahren in den Geschichtsbüchern der Peruaner stehen, als ein exemplarisches Kapitel der vaterländischen Vergangenheit, und davon berichten, wie die heroische Stadt Arequipa einst General Orbegoso, den gewählten Präsidenten, verteidigte, sich wacker gegen die rebellischen Truppen von General Gamarra schlug und nach so blutigen wie tapferen Taten von diesen niedergeworfen wurde (um ein paar Tage später wie durch Zauberkraft als Siegerin dazustehen). Ja, Florita: Die gelebte Geschichte war grau-

sam und dumm und die geschriebene ein hurrapatriotisches Lügengespinnst.

Die gamarratreuen Truppen unter General Román brauchten so lange, um nach Arequipa zu kommen, daß das Orbegoso-Heer, das von General Nieto und dem Dekan Valdivia angeführt wurde und dessen Generalstabschef ihr Vetter Clemente Althaus war, sie fast vergessen hatte. Das ging so weit, daß General Nieto seinen Soldaten am 1. April 1834 Urlaub gab, damit sie in die Stadt gehen und sich dort betrinken konnten. Im Haus der Familie Tristan, in der Calle Santo Domingo, hörte Flora die ganze Nacht den Lärm der Gesänge, Tänze und Rufe, mit denen die Soldaten in sämtlichen Schenken der Stadt bei *chicha* und scharfen Speisen ihre freie Nacht feierten. Charangos und Gitarren tönnten laut in allen Stadtvierteln. Am nächsten Tag erschienen in der Ferne, auf der Linie der Berge, in der reinen Luft des von den Vulkanen begrenzten Horizonts, die Soldaten General Romans. Vor der Sonne durch einen roten Schirm geschützt und ausgerüstet mit einem Fernrohr, sah Flora sie auftauchen und gleich einem langsam vorrückenden Ameisenheer näher kommen. Währenddessen waren ihr Onkel Don Pío, ihre Kusine Carmen, ihre Tante Joaquina und die übrigen Verwandten – Tanten, Kusinen, Onkel, Vetter, Günstlinge und Ordensleute – inmitten eines großen Durcheinanders in allen Zimmern des Hauses hastig damit beschäftigt, Bündel und Pakete mit den wertvollsten Schmucksachen, Silbermünzen, Kleidungsstücken und Gegenständen zu packen, um, wie die ganze »gute« Gesellschaft Arequipas, in den Kirchen, Konventen und Klöstern Zuflucht zu suchen. Am Vor-

mittag, als eine große Staubwolke ihr die Sicht auf die Soldaten General Romans genommen hatte, sah Flora auf einmal Clemente Althaus auftauchen, zu Pferde, schwitzend und bis an die Zähne bewaffnet. Der Oberst hatte sich für einen Augenblick aus dem Lager davongestohlen, um die Familie zu warnen:

»Unsere sämtlichen Männer sind betrunken, sogar die Offiziere, wegen Nietos blödsinniger Idee, ihnen die Nacht freizugeben.« Er schäumte vor Zorn. »Wenn San Román jetzt angreift, sind wir verloren. Geht ins Kloster Santo Domingo, auf der Stelle.«

Und er entfernte sich in gestrecktem Galopp, auf deutsch fluchend. Obwohl Tanten und Kusinen sie bedrängten, sich ihnen anzuschließen, blieb Florita auf der Dachterrasse des Hauses, bei den Männern. Sie würden ins benachbarte Kloster Santo Domingo gehen, wenn die Schlacht begänne. Um sieben Uhr abends krachten die ersten Salven der Musketen. Die Schießerei ging noch einige Stunden weiter, sporadisch, in der Ferne, ohne sich der Stadt zu nähern. Gegen neun Uhr erschien eine einsame Ordonnanz in der Calle Santo Domingo. General Nieto hatte den Soldaten zu seiner Frau gesandt, um sie zu bitten, sie solle in das nächste Kloster eilen; die Dinge stünden nicht gut. Don Pío ließ ihm zu essen und zu trinken geben, während der Soldat ihnen erzählte, was geschehen war; er sprach keuchend vor Erschöpfung und verschluckte sich immer wieder. Das in Kampfformation angetretene Bataillon San Romans habe als erstes angegriffen. Ihm hätten sich die sogenannten Dragoner General Nietos entgegengestellt, denen es gelungen sei, den Vormarsch aufzuhalten. Der Kampf sei

ausgewogen verlaufen, bis die Artillerie unter Oberst Moran in der beginnenden Dämmerung das Ziel verfehlt und ihre Salven statt auf die Gamarra-Anhänger auf die eigenen Dragoner abgefeuert und unter ihnen Verheerungen angerichtet habe. Der Ausgang sei noch ungewiß, aber ein Sieg San Romans scheine nicht mehr unmöglich. Im Hinblick auf eine Invasion der Stadt durch die feindlichen Truppen sei es nötig, daß »die Herrschaften sich versteckten«. Erinnerstest du dich an die allgemeine Flucht, die diese Nachricht auslöste, Florita? Minuten später zogen Onkel und Vettern, gefolgt von Sklaven, die Teppiche und Bündel mit Nahrungsmitteln und Kleidern geschultert hatten, viele von ihnen mit Nachttöpfen aus Silber, Steingut oder Porzellan in den Händen, zum Kloster und zur Kirche Santo Domingo, nachdem sie die Türen mit Brettern verrammelt hatten. Die Nachricht hatte sich offenbar in Windeseile verbreitet, denn auf ihrem Weg zum Unterschlupf erkannte Flora weitere Familien der Stadt, die voll Angst und Schrecken den geweihten Stätten zueilten. In den Armen trugen sie sämtliche Reichtümer und Luxusgüter, die Platz fanden, um sie vor der Habgier des Siegers in Sicherheit zu bringen.

In der Kirche und im Kloster Santo Domingo herrschte unbeschreibliches Chaos. Die Familien Arequipas, die sich dicht an dicht in den Galerien, Vorhallen, Kirchenschiffen, Kreuzgängen und Zellen drängten, mit Kindern und Sklaven, die auf dem Boden lagerten, konnten sich kaum bewegen. Es stank ekelerregend nach Urin und Exkrementen, und das Geschrei war ohrenbetäubend. Szenen von Panik wechselten sich ab mit Gebeten und

Psalmen, die einige Gruppen anstimmten, während die Mönche von einem Ort zum anderen eilten und vergeblich versuchten, Ordnung zu schaffen. Don Pío und seine Familie hatten aufgrund ihres Ranges und Vermögens das Privileg, den Amtsraum des Priors zu belegen; dort konnte sich die weitläufige Verwandtschaft trotz der Enge des Raums zumindest abwechselnd die Füße vertreten. Die Schießerei hörte in der Nacht auf, begann erneut in der Morgendämmerung und verstummte bald darauf ganz. Als Don Pío beschloß, sich ein Bild vom Geschehen zu machen, folgte Flora ihm. Die Straße lag verlassen da. Das Haus der Familie Tristan war nicht okkupiert worden. Von der Dachterrasse aus erblickte Flora durch ihr Fernrohr an diesem Morgen mit klarem Himmel und frischer Brise, die den aufgewirbelten Staub vertrieben hatte, militärische Gestalten, die sich umarmten. Was ging da vor? Sie erfuhren es kurze Zeit später, als Oberst Althaus auf der Calle Domingo herangaloppierte, von Kopf bis Fuß rußgeschwärzt, mit Kratzern an den Händen und das blonde Haar weiß von Staub verkrustet.

»General Nieto ist noch dümmer als seine Offiziere und Soldaten«, brüllte er, während er sich mit den Händen die Uniform abklopfte. »Er hat den Waffenstillstand angenommen, um den San Román gebeten hat, als wir ihm den Garaus hätten machen können.«

Das Artilleriefeuer von Oberst Moran hatte nicht nur Verluste unter den eigenen Dragonern angerichtet – zwischen dreißig und vierzig Tote, schätzte Althaus –, sondern auch das Lager der Marketenderinnen getroffen, weil man sie mit Gamarra-Anhängern verwechselt

hatte; die Kanonen hatten wer weiß wie viele dieser für die Unterstützung und Versorgung der Truppe unentbehrlichen Frauen getötet oder verwundet. Trotzdem gelang es den Soldaten Nietos, angefeuert durch das Vorbild des Dekans Valdivia und von Althaus selbst, das Heer San Romans nach einigen Ausfällen mit dem Bajonett zurückzuwerfen. Dies war der Moment, in dem Nieto, statt auf das Verlangen des Geistlichen und des Deutschen einzugehen – den Feind zu verfolgen und zu vernichten –, den Waffenstillstand akzeptierte, den dieser verlangte. Er traf mit San Román zusammen, sie umarmten sich und weinten, küßten gemeinsam eine peruanische Flagge, und nachdem der Gamarra-Anhänger ihm versprochen hatte, daß er Orbegoso als Präsidenten Perus anerkennen werde, schickte ihm der Idiot von Nieto jetzt Nahrungsmittel und Getränke für seine ausgehungerten Soldaten. Der Dekan Valdivia und Althaus versicherten ihm, es handle sich um eine List des Gegners, um Zeit zu gewinnen und seine Streitkräfte neu zu ordnen. Es war wahnwitzig, den Waffenstillstand zu akzeptieren! Doch Nieto blieb dabei: San Román war ein *caballero*; er würde Orbegoso als Staatschef anerkennen, und auf diese Weise könnte sich die peruanische Familie versöhnen.

Althaus bat Don Pío, er möge im Verein mit anderen herausragenden Persönlichkeiten Arequipas Nieto absetzen, das militärische Kommando übernehmen und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten befehlen. Floras Onkel wurde leichenblaß. Er schwor, er fühle sich krank, und verzog sich in sein Bett. »Das einzige, was diesem alten Geizhals Sorgen macht, ist sein Geld«, murkte

Althaus. Florita bat ihren Vetter, er möge sie mit ins Lager nehmen, jetzt, da der Krieg vorbei sei. Der Deutsche zögerte einen Augenblick und willigte dann ein. Er setzte sie auf die Kruppe seines Pferdes. Die ganze Umgebung lag in Ruinen. Landgüter und Wohnhäuser waren geplündert worden, bevor die Marketenderinnen sie in Besitz genommen und in Zufluchtsorte oder Krankenstationen verwandelt hatten. Blutende, notdürftig verbundene Frauen kochten auf improvisierten Herdfeuern, während verwundete Soldaten ohne die geringste Versorgung stöhnend auf dem Boden lagen und andere die Erschöpfung des Kampfes ausschleiften. Zahlreiche Hunde streunten herum und schnüffelten an den Leichen, unter Schwärmen von Geiern. Als Flora im Kommandoposten von Althaus einige Offiziere über das Kampfgeschehen befragte, traf ein Parlamentär San Romans ein. Er erklärte, der Generalstab habe übereinstimmend beschlossen, das Versprechen seines Chefs, Orbegoso als Präsidenten anzuerkennen, sei unerfüllbar: Sämtliche Offiziere widersetzten sich. Man werde die Kriegshandlungen also wiederaufnehmen. »Wegen des Schwachkopfs von Nieto haben wir eine gewonnene Schlacht verloren«, flüsterte Althaus Flora zu. Er gab ihr ein Maultier, damit sie nach Arequipa zurückkehren und der Familie mitteilen konnte, daß der Krieg von neuem begann.

Als in ihrem schäbigen kleinen Zimmer im Hotel du Gard der Morgen graute, lachte sie allein vor sich hin bei der Erinnerung an jene Schlacht, die sich von einer Wirrnis zur anderen ihrem unwahrscheinlichen Ausgang näherte. Es war ihr dritter Tag in dem verhaßten

Nîmes, und am Vormittag hatte sie eine Verabredung mit dem Bäcker-Dichter Jean Reboul, dessen Gedichte Lamartine und Victor Hugo gelobt hatten. Würdest du in diesem aus der Welt der Ausgebeuteten hervorgegangenen Dichter endlich den Fürsprecher finden, den du brauchtest, damit in Nîmes die Idee der Arbeiterunion Wurzeln schlagen und die Bewohner der Stadt aus ihrer Betäubung wecken konnte ? Weit gefehlt. In Jean Reboul, Frankreichs berühmtem Volksdichter, fand sie einen überheblichen, eitlen Menschen – die Eitelkeit war die Krankheit der Dichter, Florita, das stand fest –, den sie schon nach zehn Minuten Beisammensein verabscheute. Es gab einen Moment, in dem sie ihm fast den Mund zugehalten hätte, um zu sehen, ob seine geschwätzige Zunge auf diese Weise verstummte. Er empfing sie in seiner Bäckerei, ging mit ihr in den Oberstock hinauf, und als sie ihn fragte, ob er von ihrem Kreuzzug und von der Arbeiterunion gehört habe, begann der weißbestäubte, eingebildete Dickwanst, die Herzöge, Akademiemitglieder, Autoritätspersonen und Professoren aufzuzählen, die ihm schrieben, seinen göttlichen Funken lobten und ihm dankten, was er für die Kunst Frankreichs tat. Als sie versuchte, ihm die friedliche Revolution zu erklären, die der Ungleichheit, der Ungerechtigkeit und der Armut ein Ende machen würde, unterbrach sie der selbstgefällige Tropf mit einem Satz, der ihr die Sprache verschlug: »Aber genau das ist es doch, was unsere heilige Mutter Kirche tut, Madame.« Als Flora sich wieder gefaßt hatte, versuchte sie, ihn aufzuklären, und setzte ihm auseinander, daß alle Geistlichen – ob Juden, Protestanten oder

Mohammedaner, aber vor allem die Katholiken – Verbündete der Ausbeuter und Reichen seien, weil sie die leidende Menschheit mit ihren Predigten und der Verheißung des Paradieses zur Resignation verurteilten, wo doch das Wichtige nicht dieser unwahrscheinliche Himmelslohn *post mortem* war, sondern die freie und gerechte Gesellschaft, die hier und jetzt errichtet werden mußte. Der Bäcker-Dichter fuhr zusammen, als wäre ihm der Teufel erschienen:

»Sie sind böse, böse«, rief er aus, während er mit den Händen eine Art Exorzismus vollführte. »Und Sie wollen mich um Hilfe bitten, für ein Werk gegen meine Religion?«

Madame-la-Colère explodierte schließlich und nannte ihn einen Verräter an seinen Ursprüngen, einen Hochstapler und Feind der Arbeiterklasse, einen Blender, dem die Zeit die Maske vom Gesicht reißen würde.

Der Besuch beim Bäcker-Dichter hatte sie so mitgenommen, daß sie sich auf eine Bank im Schatten einiger Platanen setzen mußte, bis sie sich wieder ein wenig beruhigt hatte. Neben ihr hörte sie, wie ein Pärchen aufgeregt darüber sprach, daß sie heute abend zu einem Konzert des Pianisten Liszt im Audienzsaal des Rathauses gehen würden. Ein seltsamer Zufall; bei fast ihrer gesamten Reise waren sie immer wieder zusammengetroffen. Der Pianist schien deinen Schritten zu folgen, Florita. Und wenn du dir heute abend eine Pause gönnst und ihn spielen hörst? Nein, auf keinen Fall. Du konntest deine Zeit nicht mit Konzerten vergeuden wie die Bourgeoisie.

Vom Ausgang der Schlacht von Cangallo hatte sie erst

einen Monat später, in Lima, durch den gamarratreuen Oberst Bernardo Escudero erfahren, mit dem du – die Erinnerung an ihn verdrängte Jean Reboul – in deinen letzten Tagen in Arequipa so etwas wie eine Romanze erlebtest, nicht wahr, Florita? Was für eine Geschichte! Am Tag nach dem erneuten Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Orbegoso-Anhängern und Gamarra-Gefolgsleuten erteilte General Nieto seinem Heer den Befehl, sich in Marsch zu setzen und auf die Suche nach dem abgefeimten San Román zu gehen. Er traf die Gamarra-Soldaten in Cangallo an, wo sie im Fluß badeten und sich ausruhten. Nieto stürzte sich auf sie. Es würde ein rascher Sieg sein. Doch wieder beging er einen Fehler, der San Román zum Vorteil gereichte. Dieses Mal verwechselten Nietos Dragoner das Ziel, denn statt ihre Gewehrsalven auf die feindlichen Heerscharen abzufeuern, dezimierten sie ihre eigene Artillerie und verwundeten sogar Oberst Moran. Überumpelt von dem vermeintlichen Überraschungsangriff der Gamarra-Anhänger, machten die Soldaten Nietos kehrt und traten überstürzt den Rückzug nach Arequipa an. Gleichzeitig befahl San Román, der nicht wußte, was im gegnerischen Lager geschah, im Glauben, er sei verloren, seinen Truppen ebenfalls, sich angesichts der Überlegenheit des Feindes in Eilmärschen zurückzuziehen. In seiner Flucht, die ebenso verzweifelt und lächerlich war wie die Nietos, hielt er erst inne, als er sich in Vilque, vierzig Meilen entfernt, befand. Das Bild dieser beiden Heere mit ihren Generälen an der Spitze, die voreinander flohen, weil beide sich geschlagen glaubten, verschwand nie aus deiner Erinnerung, Florita.

Ein Symbol für das Chaos und die Absurdität des Lebens im Land deines Vaters, dieser rührenden Karikatur einer Republik. Manchmal, wie jetzt, amüsierte dich diese Erinnerung, sie kam dir – in vergrößertem Maßstab – wie eine dieser Molièreschen Komödien voller Irrungen und Wirrungen vor, von denen man hier in Frankreich glaubte, sie fänden nur auf der Bühne statt.

Am Tag nach der Schlacht erfuhr San Román, daß sein Widersacher ebenfalls geflohen war, woraufhin er abermals kehrtmachte und seine Truppen nach Arequipa führte, um es zu besetzen. General Nieto hatte Zeit gehabt, in die Stadt einzumarschieren, die Verwundeten in Kirchen und Hospitälern zurückzulassen und mit dem Rest des Heeres den Rückzug in Richtung Küste anzutreten. Florita verabschiedete ihren Vetter, Oberst Clemente Althaus, mit Tränen in den Augen. Du ahntest, daß du diesen geliebten blonden Barbaren nicht Wiedersehen würdest. Du selbst halfst ihm, das Gepäck vorzubereiten, mit Unterwäsche, Tee, Bordeaux-Wein, Tüten mit Zucker, Schokolade und Brot.

Als die Soldaten von General San Román, des unfreiwilligen Siegers der Schlacht von Cangallo, vierundzwanzig Stunden später in Arequipa einzogen, kam es nicht zu der gefürchteten Plünderung. Eine Kommission von Notabein unter dem Vorsitz Don Píos empfing sie mit Fahnen und einer Musikkapelle. Als Beweis seiner Solidarität mit dem siegreichen Heer übergab Don Pío Oberst Bernardo Escudero eine Spende von zweitausend Pesos für die Sache Gamarras.

Verliebte sich Oberst Escudero in dich, Andalusierin? Ja, du warst dir sicher. Und du verliebstest dich auch in

ihn, nicht wahr? Nun ja, vielleicht. Doch der gesunde Menschenverstand hielt dich beizeiten zurück. Alle behaupteten, Escudero sei seit drei Jahren nicht nur der Sekretär, Stellvertreter und Adjutant, sondern auch der Liebhaber von Doña Francisca Zubiaga de Gamarra, dieser erstaunlichen Persönlichkeit, genannt Doña Pancha oder die Marschallin und von ihren Feinden das Mannweib, Ehefrau des Marschalls Agustín Gamarra, ehemaliger Präsident von Peru, Caudillo und professioneller Verschwörer.

Was war Wahrheit und was war Mythos an der Geschichte der Marschallin? Nie würdest du das herausfinden, Florita. Diese Gestalt faszinierte dich, entzündete deine Phantasie wie niemand zuvor, und vielleicht war es das kriegerische Bild dieser Frau, die einem Roman entstiegen zu sein schien, das in dir den Entschluß und die innere Kraft reifen ließ, die dich schließlich in ein Wesen verwandelten, das so frei und entschlossen war, wie es zu jener Zeit nur einem Mann gestattet war. Die Marschallin hatte es erreicht – warum nicht auch Flora Tristan? Sie mußte in deinem Alter sein, als du sie kennenlerntest, drei- oder vierunddreißig Jahre alt. Sie stammte aus Cusco, war Tochter eines Spaniers und einer Peruanerin und war Agustín Gamarra, einem Helden der Unabhängigkeit Perus – er hatte mit Sucre in der Schlacht von Ayacucho gekämpft –, in einem Kloster in Lima begegnet, wo ihre Eltern sie eingesperrt hatten. Das Mädchen verliebte sich in ihn und floh aus dem Kloster, um ihm zu folgen. Sie heirateten in Cusco, wo Gamarra Präfekt war. Schon bald entpuppte sich die Zwanzigjährige als das Gegenteil der häuslichen,

passiven, zahmen und gebärfreudigen Ehefrau, wie es die peruanischen Damen waren (und wie man es von ihnen erwartete). Sie war die effizienteste Mitarbeiterin ihres Mannes, sein Hirn und seine rechte Hand in allem: auf politischem, gesellschaftlichem und sogar – was vor allem ihre Legende nährte – auf militärischem Gebiet. Sie trat an seine Stelle in der Präfektur von Cusco, wenn er auf Reisen ging, und bei einer dieser Gelegenheiten warf sie eine Verschwörung nieder, indem sie in Offiziersuniform und mit einem Geldbeutel in der einen und einer geladenen Pistole in der anderen Hand in der Kaserne der Aufständischen erschien. »Wofür entscheidet ihr euch? Zu kapitulieren und diesen Beutel untereinander aufzuteilen oder zu kämpfen?« Sie zogen es vor, zu kapitulieren. Intelligenter, mutiger, ehrgeiziger und verwegener als General Gamarra, ritt Doña Pancha an der Seite ihres Mannes, stets mit Stiefeln, Hosen und Uniformjacke gekleidet, und beteiligte sich an den Kämpfen und Scharmützeln wie der kühnste Kombattant. Ihre Zielsicherheit war legendär. Während des Konflikts mit Bolivien errang sie an der Spitze der Truppen durch ihre grenzenlose Kühnheit und ihren Heldenmut den Sieg in der Schlacht von Paria. Nach dem Sieg feierte sie mit ihren Soldaten, tanzte *huaynos* und trank *chicha*. Sie sprach Quechua mit ihnen und verstand es zu fluchen. Fortan war ihr Einfluß auf General Gamarra uneingeschränkt. In den drei Jahren, in denen er die Präsidentschaft innehatte, übte Doña Pancha die wahre Macht aus. Man schrieb ihr Intrigen und unerhörte Grausamkeiten gegen ihre Feinde zu, denn ihr Mangel an Skrupeln und Hemmungen war

ebenso groß wie ihre Tapferkeit. Es hieß, sie habe viele Liebhaber, die sie wie Püppchen oder Schoßhunde abwechselnd verwöhnte und maltratierte.

Unter all den Anekdoten, die man von ihr erzählte, gab es zwei, die du nicht vergessen konntest, denn, nicht wahr, Florita?, bei beiden wärest du nur zu gern die Protagonistin gewesen. Die Marschallin besuchte einrtial in Vertretung des Präsidenten die Anlagen der Königlichen Festung, des Fuerte Real Felipe, in Callao. Plötzlich entdeckte sie unter den Offizieren, die ihr zu Ehren angetreten waren, einen, der Gerüchten zufolge damit prahlte, ihr Liebhaber zu sein. Sie zögerte keine Sekunde, preschte auf ihn zu und versetzte ihm einen Peitschenhieb ins Gesicht. Danach, ohne vom Pferd zu steigen, riß sie ihm eigenhändig die Litzen herunter:

»Sie hätten nie mein Liebhaber sein können, Hauptmann«, fuhr sie ihn an. »Ich gehe nicht mit Feiglingen ins Bett.«

Die andere Geschichte war im Regierungspalast passiert. Doña Pancha hatte vier Offiziere des Heeres zu einem Abendessen gebeten. Die Marschallin war eine charmante Gastgeberin, scherzte mit ihren Gästen und bewirtete sie mit erlesener Höflichkeit. Als der Moment des Kaffees und der Zigarre kam, entließ sie die Bediensteten. Sie schloß die Türen und wandte sich mit der kalten Stimme und dem erbarmungslosen Blick ihrer zornigen Ausfälle an einen ihrer Gäste:

»Haben Sie Ihren drei hier anwesenden Freunden gesagt, Sie seien es leid, mein Liebhaber zu sein? Wenn sie Sie verleumdet haben, dann werden Sie und ich ihnen geben, was sie verdienen. Doch wenn es stimmt, und

angesichts Ihrer Blässe fürchte ich, daß es so ist, dann werden diese Offiziere und ich Ihnen den Rücken blutig peitschen.«

Ja, Florita, diese Frau aus Cusco, die von Zeit zu Zeit unter Anfällen von Epilepsie litt – einmal geschah es in deiner Gegenwart –, die sie im Verein mit ihren Niederlagen und Krankheiten ins Grab brachten, bevor sie das fünfunddreißigste Lebensjahr vollendet hatte, erteilte dir eine unvergeßliche Lehre. Es gab also Frauen – sogar in diesem rückständigen, ungebildeten, halbfertigen Land am Ende der Welt –, die sich nicht demütigen oder wie Sklavinnen behandeln ließen und denen es gelang, sich Respekt zu verschaffen. Die selbst etwas galten, nicht nur als Anhängsel des Mannes, ja sogar verstanden, die Peitsche zu handhaben oder mit der Pistole zu schießen. War Oberst Bernardo Escudero Liebhaber der Marschallin? Dieser spanische Abenteurer, der genau wie Clemente Althaus nach Peru gekommen war, um sich als Söldner in den Bruderkriegen zu verdingen und auf diese Weise vielleicht ein Vermögen zu machen, war seit drei Jahren Doña Panchas Schatten. Als Florita ihn geradeheraus danach fragte, leugnete er es empört: Verleumdungen von Feinden der Gamarra-Gemahlin natürlich! Aber du warst nicht sehr überzeugt.

Escudero war kein schöner Mann, aber er war sehr attraktiv. Schlank, heiter, galant, war er belesener und weltläufiger als die Männer ihrer Umgebung, und Flora verbrachte sehr angenehme Augenblicke mit ihm in den Tagen, als Arequipa sich zähneknirschend der Besetzung durch die Truppen San Romans fügte. Sie sahen sich morgens und abends, unternahmen Spazierritte

nach Tiabaya, zu den Thermalquellen von Yura und zu den Abhängen des Misti, des Schutzvulkans der Stadt. Flora bedrängte ihn mit Fragen über Doña Pancha Gamarra und über Lima und seine Bewohner. Er antwortete mit grenzenloser Geduld, voll Geist und Witz; er war von vollendeter Höflichkeit, ein unwiderstehlich sympathischer Mann. Und wenn du nun Oberst Bernardo Escudero heiratetest, Florita? Und wenn du dich nun wie Pancha Gamarra in die Macht hinter dem Thron verwandeltest, um von dort oben unter dem Einsatz von Intelligenz und Macht zugleich die Reformen durchzuführen, die die Gesellschaft brauchte, damit die Frauen nicht länger die Sklaven der Männer wären?

Es handelte sich nicht um eine flüchtige Phantasie. Die Versuchung, Escudero zu heiraten, in Peru zu bleiben, eine zweite Marschallin zu werden, bemächtigte sich deiner so stark, daß du, entschlossen, den Oberst zu verführen, in einer Weise mit ihm zu kokettieren begannst, wie du es nie zuvor mit irgendeinem Mann getan hattest und es auch nie wieder tun würdest. Der Arglose ging dir im Handumdrehen ins Netz. Sie schloß die Augen – eine Brise war aufgekommen und milderte die Hitze des glühenden Sommers in Nîmes – und erlebte dieses Tischgespräch noch einmal. Bernardo und sie allein, im Haus der Familie Tristan. Ihre Worte hallten unter dem hohen Gewölbe wider. Plötzlich faßte der Oberst ihre Hand und führte sie sehr ernst an seine Lippen: »Ich liebe Sie, Flora. Ich bin verrückt nach Ihnen. Sie können mit mir tun, was Sie wollen. Ich möchte Ihnen stets zu Füßen liegen.« Warst du glücklich über

diesen raschen Triumph? Im ersten Augenblick, ja. Deine ehrgeizigen Pläne begannen, Wirklichkeit zu werden, und mit welchem Tempo. Doch kurz darauf, als der Oberst dich beim Abschied im dunklen Eingang des Hauses in der Calle Santo Domingo in die Arme nahm, dich an sich drückte und deinen Mund suchte, zerbrach der Zauber. Nein, nein, mein Gott, was für ein Wahnsinn. Niemals, niemals! Wieder das gleiche? In den Nächten fühlen, wie ein behaarter, schwitzender Körper dich bestieg und wie eine Stute ritt? Der Alptraum kam dir wieder in Erinnerung und erfüllte dich mit Entsetzen. Nicht um alles Gold der Welt, Florita! Am nächsten Tag teiltest du deinem Onkel mit, daß du nach Frankreich zurückkehren wolltest. Und am 25. April, zur Überraschung Escuderos, verabschiedetest du dich von Arequipa. Du nutzt die Karawane eines englischen Kaufmanns und begabst dich nach Islay und von dort aus nach Lima, wo du zwei Monate später das Schiff zurück nach Europa nehmen solltest.

Diese Flut von Bildern aus Arequipa lenkte sie von dem unangenehmen Erlebnis mit dem Bäcker-Dichter Jean Reboul ab. Sie kehrte langsam ins Hôtel du Gard zurück, durch Straßen, in denen sich Menschen drängten, die eine ihr unverständliche regionale Sprache sprachen. Es war, als befände sie sich in einem fremden Land. Diese Reise hatte sie gelehrt, daß Französisch, anders als man in Paris glaubte, weit davon entfernt war, die Sprache aller Franzosen zu sein. An vielen Ecken sah sie Gaukler, Zauberer, Possenreißer, Wahrsager, deren Zahl in dieser Stadt fast ebenso groß war wie die der Bettler, die ihre Hand ausstreckten und sich

für eine Münze erboten, »ein Avemaria für die gute Dame zu beten«. Das Bettlertum war ihr wie vieles andere ein Dorn im Auge; bei allen Versammlungen versuchte sie, den Arbeitern klarzumachen, daß Betteln, wiewohl von den Geistlichen gutgeheißen, ebenso abstoßend sei wie die milde Gabe; beides würdige den Bettler moralisch herab, während es dem Bürger ein gutes Gewissen verschaffe und ihm erlaube, die Armen weiter ohne Reue auszubeuten. Man müsse die Armut bekämpfen, indem man die Gesellschaft veränderte, nicht durch Almosen. Ihre gelassene, gute Stimmung dauerte jedoch nicht lange, denn auf dem Weg zum Hotel mußte sie ein öffentliches Waschhaus passieren. Ein Ort, der sie seit ihrem ersten Tag in Nîmes mit Empörung erfüllte. Wie war es möglich, daß man 1844, in einem Land, das sich rühmte, das zivilisierteste der Welt zu sein, ein so grausames, so unmenschliches Schauspiel geboten bekam und daß in dieser Stadt der Sakristeien und der Frömmeler niemand etwas tat, um ein solches Unrecht aus der Welt zu schaffen?

Die Anlage war hundert Fuß lang und sechzig breit und wurde von einer Quelle versorgt, die den Felsen herabströmte. Es war das einzige Waschhaus der Stadt. In ihm wuschen und spülten die Wäsche der Einwohner von Nîmes dreihundert bis vierhundert Frauen, die aufgrund der absurden Konstruktion des Waschhauses bis zur Taille im Wasser stehen mußten, um die Wäsche auf den Waschsteinen einseifen und waschen zu können, den einzigen der Welt, die, statt zum Wasser hin geneigt zu sein, damit die Frauen am Rand knien konnten, umgekehrt angebracht waren, so daß die Wäscherinnen

sie nur benutzen konnten, wenn sie im Wasser standen. Was für ein idiotischer oder perverser Geist hatte die Waschsteine so konstruiert, daß die unglücklichen Frauen anschwellen und ungestalt wurden wie Frösche und Ausschläge und Flecken auf der Haut bekamen? Schlimm war nicht nur, daß sie so viele Stunden im Wasser standen, sondern daß dieses Wasser, das auch die Färber der örtlichen Industrie benutzten, Seife, Kalium, Natrium, Chlorlauge, Fett und Farben wie Indigo, Safran und Krapp enthielt. Flora sprach mehrmals mit diesen armen Frauen, die zehn oder zwölf Stunden in diesem Wasser verbrachten und deshalb unter Rheuma und Entzündungen der Gebärmutter litten und über Fehlgeburten und schwierige Schwangerschaften klagten. Das Waschhaus war nie leer. Viele Wäscherinnen zogen es vor, nachts zu arbeiten; dann konnten sie die besten Plätze auswählen, da es zu dieser Zeit nur wenige Färber gab. Trotz ihrer dramatischen Situation und obwohl Flora ihnen erklärte, sie versuche durch ihre Tätigkeit ihr Schicksal zu verbessern, gelang es ihr nicht, auch nur eine einzige Wäscherin dazu zu bringen, an den Versammlungen über die Arbeiterunion teilzunehmen. Stets spürte sie ihren Argwohn, noch über ihre Resignation hinaus. Bei einem ihrer Treffen mit den Ärzten Pleindoux und de Castelnau brachte sie das Waschhaus zur Sprache. Sie wunderten sich, daß Flora diese Arbeitsbedingungen unmenschlich fand. Arbeiteten denn die Wäscherinnen in der übrigen Welt nicht genauso? Sie sahen keinen Grund zur Empörung darin. Flora beschloß, ihre Wäsche während ihres Aufenthalts in dieser Stadt niemals zum Waschen fortzugeben. Sie

selbst würde sie waschen, im Hotel.

Das Hôtel du Gard war nicht die Pension von Madame Denuelle, nicht wahr, Andalusierin? Diese, eine ehemalige Opernsängerin aus Paris, war in Lima gelandet und dort Hotelbesitzerin geworden; bei ihr verbrachte Flora ihre letzten beiden Monate auf peruanischem Boden. Kapitän Chabrié hatte sie ihr empfohlen, und Madame Denuelle, der er von Flora erzählt hatte, empfing sie in der Tat mit großer Zuvorkommenheit, gab ihr ein sehr wohnliches Zimmer und eine ausgezeichnete Verpflegung zu einem erschwinglichen Preis (Don Pío hatte ihr zum Abschied vierhundert Pesos für ihre Unkosten geschenkt, zusätzlich zu der von ihm bezahlten Schiffspassage). In diesen acht Wochen stellte Madame Denuelle ihr etliche Angehörige der besten Gesellschaft vor, die in die Pension kamen, um dort Karten zu spielen, zu plaudern und sich dem zu widmen, was Flora als Hauptbeschäftigung der wohlhabenden Familien Limas ausmachte: der Muße, dem gesellschaftlichen Leben, den Bällen, den Mittag- und Abendessen, der mon-dänen Klatscherei. Merkwürdige Stadt, diese Hauptstadt von Peru, die nicht kosmopolitisch sein konnte, obwohl sie kaum mehr als achtzigtausend Einwohner zählte. Auf ihren engen, von Wassergräben durchzogenen Straßen – in sie warfen die Bewohner ihre Abfälle und leerten ihre Nachttöpfe – spazierten Seeleute der in Callao ankernden Schiffe aus aller Welt, Engländer, Nordamerikaner, Holländer, Franzosen, Deutsche, Asiaten, so daß Flora jedesmal wenn sie ausging, um die zahllosen Klöster und Kirchen der Kolonialzeit zu besuchen oder einen Spaziergang auf der

Plaza Mayor zu machen, eine heilige Gewohnheit der eleganten Gesellschaft, um sich herum mehr Sprachen hörte als auf den Pariser Boulevards. Diese kleine, provinziell wirkende, von Obstgärten mit Orangenbäumen, Bananenpflanzungen und Palmen umgebene Stadt mit ihrem Wald von Kirchtürmen, die in einen stets grauen Himmel ragten, mit ihren geräumigen, einstöckigen Häusern, die breite, luftige Galerien hatten – hier regnete es nie – und zwei Innenhöfe, der erste für die Herrschaften, der zweite für die Sklaven, besaß eine Gesellschaft, wie Flora sie sich nicht mondäner, morbider und sinnlicher hätte vorstellen können.

Die Freunde Madame Denuelles und ihre eigenen Verwandten (sie hatte Briefe für sie aus Arequipa mitgebracht) sorgten dafür, daß Flora in diesen zwei Monaten mit Einladungen überhäuft wurde, die sie zu üppigen Abendessen in prächtige Häuser führten. Und ins Theater, zum Stierkampf (bei der abscheulichen Corrida schlitzte einer der Stiere ein Pferd auf und verletzte einen Torero), zu den Hahnenkämpfen, zum obligaten Paseo de Aguas, wohin sich die Familien zu Fuß oder in der Kutsche begaben, um sich zu zeigen, einander zu grüßen, sich zu verlieben oder ihren Intrigen hinzugeben, zur Anhöhe von Amancaes, zu Prozessionen und Messen (die Damen hörten jeden Sonntag zwei oder drei) und zu den Meerbädern in Chorillos; und sie besuchte die Verliese der Inquisition mit den schauerlichen Folterinstrumenten, mit deren Hilfe den Angeklagten einst die Geständnisse entrissen wurden. Sie lernte alle Welt kennen, vom Präsidenten der Republik, General Orbegoso, bis zu den feschesten

Generälen, von denen einige, wie Salaverry, junge, fast noch bartlose Männer waren, sympathisch und galant, aber äußerst ungebildet, sowie eine herausragende geistige Persönlichkeit, den Priester Luna Pizarro, der sie zu einer Sitzung in den Kongreß einlud.

Was sie am meisten beeindruckte, waren die Frauen der guten Gesellschaft Limas. Gewiß, sie schienen blind und taub zu sein angesichts des Elends, das sie umgab, angesichts der Straßen voller Bettler und reglos dahockender barfüßiger Indios, die auf den Tod zu warten schienen und vor denen sie ihre Eleganz und ihren Reichtum ohne die geringste Verlegenheit zur Schau stellten. Doch was für eine Freiheit genossen sie! In Frankreich wäre das undenkbar gewesen. Nach der für Lima typischen Art, wie man sie raffinierter und sinnlicher nicht hätte erfinden können, mit der sogenannten *saya* bekleidet, einem engen Rock und einem Umhang, der wie ein loser Mantel Schultern, Arme und Kopf umhüllte und die Formen zart nachzeichnete, drei Viertel des Gesichts bedeckte und nur ein Auge freiließ, gaben die so gekleideten – so verkleideten – Frauen Limas nicht nur vor, daß sie allesamt schön und geheimnisvoll waren, sondern sie waren auch unsichtbar. Niemand konnte sie erkennen – angefangen bei ihren Ehemännern, wie Flora sie prahlen hörte –, und dies verlieh ihnen eine ungewöhnliche Kühnheit. Sie gingen allein auf die Straße, wenn auch in einer gewissen Entfernung von einer Sklavin gefolgt, und hatten ihren Spaß daran, Bekannte, denen sie unterwegs begegneten und die sie nicht erkennen konnten, zu überraschen oder allerlei Scherze mit ihnen

zu treiben. Alle rauchten, setzten hohe Summen beim Spiel und begegneten den Herren der Gesellschaft mit unermüdlicher, oft übertriebener Koketterie. Madame Denuelle informierte sie stets über die heimlichen Affären, die Liebesintrigen, in die Ehemänner und Ehefrauen verwickelt waren und die zuweilen, wenn es zum Skandal kam, in Duellen mit Säbeln oder Pistolen am Ufer des spärlich fließenden Rímac endeten. Die Frauen Limas gingen nicht nur allein aus, sondern sie ritten auch in Männerkleidung, spielten Gitarre und sangen und tanzten völlig ungeniert, selbst die Alten. Flora sah sich in der Klemme, wenn diese emanzipierten Frauen sie bei Treffen und festlichen Anlässen mit genießerisch geöffneten Lippen und begierig geweiteten Augen baten, ihnen zu erzählen, was »die Pariserinnen für ungeheuerliche Dinge trieben«. Die Frauen Limas besaßen eine krankhafte Vorliebe für Satinschuhe in kühnen Formen und allen Farben, eines der entscheidenden Werkzeuge ihrer Verführungskunst. Sie schenkten dir ein Paar, und du, Florita, solltest es Jahre später Olympe als Liebespfand schenken.

Vier Wochen nachdem Flora in Lima angekommen war, erschien Oberst Bernardo Escudero in der Pension Denuelle. Er befand sich auf der Durchreise in der Hauptstadt, als Begleiter der Marschallin, die in Arequipa gefangengenommen worden war und in Callao auf das Schiff wartete, das sie ins Exil nach Chile bringen sollte, wohin sie der spanische Militär natürlich ebenfalls geleiten würde. Ihr Ehemann, General Gamarra, war nach Bolivien geflohen, nachdem seine Rebellion gegen Orbegoso – wo anders als in Arequipa? – ein schauer-

liches Ende gefunden hatte. Die Marschallin und Gamarra hatten wenige Tage nach Floras Abreise Einzug in die von General San Román so possenhaft für sie eroberte Stadt gehalten. Die Gamarra-Truppen trieben die von den Einwohnern geforderten Abgaben in die Höhe, was die Gemüter der Bevölkerung Arequipas erhitzte. Daraufhin beschlossen zwei Bataillone Gamarras, angeführt von Feldwebel Lobatón, sich gegen Gamarra zu erheben und sich Orbegoso anzuschließen. Sie bemächtigten sich der Kommandoposten und brachten Siegesrufe auf ihren ehemaligen Feind, den verfassungsmäßigen Präsidenten, aus. Als die Einwohner Arequipas die Schüsse hörten, mißverstanden sie das Geschehen und stürzten sich, der Besetzung überdrüssig, mit Steinen, Messern und Jagdflinten bewaffnet, auf die Aufständischen, im Glauben, sie seien nach wie vor Gamarra-Anhänger. Als sie ihren Irrtum bemerkten, war es zu spät, denn sie hatten den Feldwebel Lobatón und seine wichtigsten Gefolgsleute gelyncht. Daraufhin griffen sie mit gesteigerter Wut das verunsicherte Heer Gamarras und San Romans an, das sich angesichts des Ansturms der Bevölkerung auflöste. Die Soldaten wechselten das Lager oder traten die Flucht an. General Gamarra gelang es zu entkommen, als Frau verkleidet, und mitsamt einem kleinen Gefolge Asyl in Bolivien zu finden. Die Marschallin, nach der die aufgebrauchte Menge suchte, um sie zu lynchen, sprang vom Dach des Hauses, in dem sie logierte, und gelangte in ein Nachbarhaus, in dem sie Stunden später von den regulären Truppen Orbegosos gefangen genommen wurde. Don Pío, stets geschickt und flink, wenn es galt,

sich neuen politischen Verhältnissen anzupassen, führte jetzt den Vorsitz des provisorischen Regierungskomitees von Arequipa, das sich für Orbegoso erklärt und die Stadt dem Befehl des verfassungsmäßigen Präsidenten unterstellt hatte. Dieses Komitee hatte das Exil der Marschallin beschlossen, was von der Regierung in Lima bestätigt worden war.

Florita bat Bernardo Escudero, er möge sie mit ihr bekannt machen. Sie traf mit Doña Pancha auf dem englischen Schiff *William Rusthon* zusammen, das ihr Gefängnis war. Obwohl die Marschallin geschlagen und gesundheitlich ruiniert war (sie sollte einige Monate später sterben), brauchte Flora diese mittelgroße, robuste Frau mit der wilden Haarmähne und den ruhelosen Augen nur anzusehen und ihrem stolzen, herausfordernden Blick zu begegnen, um die Kraft ihrer Persönlichkeit zu spüren.

»Ich bin die wilde, die grausame, die schreckliche Doña Pancha, die Kinder bei lebendigem Leibe frißt«, scherzte die Marschallin mit harter, spröder Stimme. Sie war übertrieben elegant gekleidet und trug Ringe an allen Fingern, Ohrgehänge mit Diamanten und eine Perlenkette. »Meine Familie hat mich gebeten, mich in Lima so zu kleiden, und ich mußte ihr den Gefallen tun. Aber in Wahrheit fühle ich mich wohler in Stiefeln, Uniformjacke und Hosen und auf dem Rücken eines Pferdes.«

Sie unterhielten sich freundlich an Deck, als Doña Pancha plötzlich blaß wurde. Ihre Hände, der Mund, ihre Schultern begannen zu zittern. Sie verdrehte die Augen, und auf ihre Lippen trat weißer Schaum. Escudero und

die Damen ihrer Begleitung mußten sie in ihre Kabine tragen.

»Seit dem Desaster von Arequipa wiederholen sich die Anfälle jeden Tag«, berichtete Escudero ihr am Abend danach. »Und oft mehrmals am Tag. Sie war sehr betrübt darüber, daß sie nicht länger mit Ihnen plaudern konnte. Sie sagte, ich solle Sie einladen, morgen wieder aufs Schiff zu kommen.«

Flora kam wieder und sah sich einem Wrack gegenüber, einem Gespenst mit blutleeren Lippen, eingefallenen Augen und zitternden Händen. In einer einzigen Nacht war sie um Jahre gealtert. Sie hatte sogar Mühe zu sprechen.

Doch das war nicht ihre letzte Erinnerung an Lima. Es war der Besuch auf der Hacienda Lavalle, der größten und reichsten der Region, zwei Meilen von der Hauptstadt entfernt. Der Besitzer, Señor Lavalle, ein reizender Mann mit exquisiten Umgangsformen, plauderte in gutem Französisch mit ihr. Er zeigte ihr die Zuckerrohrpflanzungen, die Wassermühlen, wo das Rohr gemahlen wurde, die Kessel der Raffinerie, wo der Zucker von der Melasse getrennt wurde. Flora wollte um jeden Preis erreichen, daß er von seinen Sklaven sprach. Erst am Ende des Besuchs berührte er das Thema:

»Der Mangel an Sklaven ruiniert uns Landwirte«, klagte er. »Stellen Sie sich vor, ich hatte tausendfünfhundert, und mir bleiben kaum mehr als neunhundert. Durch ihre mangelnde Sauberkeit, ihre Nachlässigkeit, ihre Faulheit und ihre barbarischen Sitten werden sie krank und sterben wie die Fliegen.«

Flora wagte anzudeuten, daß es vielleicht ihre elende

Existenz und ihre Unwissenheit infolge des totalen Mangels an Bildung waren, die erklärten, warum die Sklaven so zu Krankheiten neigten.

»Sie kennen die Neger nicht«, erwiderte Señor Lavalle.

»Sie lassen ihre Kinder sterben, so faul sind sie. Ihre Trägheit kennt keine Grenzen. Sie sind noch schlimmer als die Indios. Ohne Peitsche sind sie zu nichts zu bewegen.«

Flora konnte sich nicht länger beherrschen. Sie rief aus, die Sklaverei sei eine menschliche Verirrung, ein Verbrechen gegen die Zivilisation und würde früher oder später auch in Peru abgeschafft, wie schon in Frankreich.

Señor Lavalle musterte sie verwirrt, als entdeckte er plötzlich eine andere Person an seiner Seite.

»Schauen Sie sich an, was in der ehemaligen französischen Kolonie Santo Domingo geschehen ist, seit die Sklaven befreit wurden«, antwortete er schließlich mit einem gewissen Unbehagen. »Das absolute Chaos und die Rückkehr zur Barbarei. Dort fressen die Neger sich gegenseitig auf.«

Und um ihr zu zeigen, wie weit es diese Leute treiben konnten, führte er sie zu den Verliesen der Hacienda. In einer halbdunklen Zelle, deren Boden mit Stroh bedeckt war – wie der Verschlag irgendeines Tieres –, zeigte er ihr zwei junge, völlig nackte Negerinnen, die an die Wand gekettet waren.

»Warum, glauben Sie, sind sie hier?« fragte er sie in triumphierendem Ton. »Diese Ungeheuer haben ihre eigenen neugeborenen Töchter umgebracht.«

»Ich kann sie gut verstehen«, erwiderte Flora. »An ihrer Stelle hätte ich meiner Tochter den gleichen Gefal-

len getan. Ich hätte sie, und sei es auch durch den Tod, von einem Höllenleben als Sklavin befreit.«

Begannst du dort, Florita, auf dieser Zuckerrohrplantation vor den Toren Limas, im Angesicht des französisch gesinnten, die Sklaverei verteidigenden Feudalherrn aus Lima, deine Laufbahn als Agitatorin und Rebellin? Jedenfalls wärest du ohne diese Reise ins ferne Peru, ohne die dort gemachten Erfahrungen nicht das, was du heute warst. Was wärest du heute, Andalusierin? Eine freie Frau, ja. Doch eine Revolutionärin, die auf der ganzen Linie gescheitert war. Zumindest hier, in Nîmes, in dieser Stadt der Soutaneträger, die nach Weihrauch stank. Denn am 17. August, dem Tag ihrer Abreise nach Montpellier, als sie die Bilanz ihres Aufenthalts zog, hätte das Ergebnis nicht dürftiger sein können. Nur siebzig verkaufte Exemplare von *L'Union Ouvrière*; die anderen hundert, die sie mitgebracht hatte, mußte sie bei Doktor Pleindoux zurücklassen. Und sie hatte kein Komitee gründen können. Bei den vier Versammlungen war keiner der Anwesenden bereit gewesen, für die Arbeiterunion tätig zu werden. Natürlich kam am Morgen ihrer Abreise niemand zum Bahnhof, um sie zu verabschieden.

Doch einige Tage später, als sie bereits in Montpellier war, erfuhr sie durch ein erschrockenes Schreiben des Direktors des Hôtel du Gard, daß sich letztlich doch jemand in Nîmes für sie interessiert hatte, wenn auch zum Glück erst nach ihrer Abreise. Der örtliche Polizeikommissar war in Begleitung zweier Gendarmen mit einem vom Bürgermeister von Nîmes unterzeichneten Schreiben im Hotel erschienen, in dem ihre sofortige

Ausweisung aus der Stadt »wegen Aufhetzung der Arbeiter zu Lohnforderungen« angeordnet wurde.

Die Nachricht brachte sie zum Lachen und hielt sie den ganzen Tag bei guter Laune. So was, so was. So gescheitert warst du also doch nicht als Revolutionärin, Florita.

XVI

Das Haus der Wonnen

Atuona (Hiva Oa), Juli 1902

Als die *Croix du Sud* im Morgengrauen des 16. September 1901 gegenüber Atuona, auf der Insel Hiva Oa, den Anker warf und Paul von der Schiffsbrücke aus das Grüppchen Leute erblickte, das die Passagiere in dem kleinen Hafen erwartete – ein Gendarm in weißer Uniform, Missionare in langen Kutten und mit Strohhüten, ein Schwarm halbnackter Eingeborenenkinder –, erfaßte ihn ein großes Glücksgefühl. Sein Traum, auf die Marquesainseln zu gelangen, wurde endlich Wirklichkeit, und außerdem endete hier die schreckliche, sechs Tage und sechs Nächte dauernde Überfahrt von Tahiti mit dem schmutzigen, stickigen kleinen Schiff, auf dem er kaum ein Auge hatte zumachen können, weil er seine Zeit damit verbringen mußte, Ameisen und Kakerlaken zu töten und die Ratten zu verscheuchen, die sich auf der Suche nach Eßbarem in seiner Kajüte herumtrieben.

Kaum war er an diesem winzigen Ort vom Schiff gegangen – Atuona war ein Dorf von etwa tausend Einwohnern, umgeben von bewaldeten Hügeln und zwei steilen, grünbelaubten Bergen –, lernte er gleich am Anlegeplatz niemand Geringeren als einen Prinzen kennen. Es war der Annamit Ky Dong; er hatte diesen

Decknamen angenommen, als er einst in seinem Land Vietnam beschlossen hatte, auf seine Karriere in der französischen Kolonialverwaltung zu verzichten und sich der politischen Agitation, dem antikolonialistischen Kampf und anscheinend sogar dem Terrorismus zu widmen. So lautete zumindest das Urteil des Gerichts von Saigon, das ihm als Aufrührer den Prozeß machte und ihn zu lebenslanger Haft auf der Teufelsinsel, im fernen Guayana, verurteilte. Bevor er sich selbst auf den

Namen Ky Dong getauft hatte, war der Prinz Nguyen Van Cam Student der Literatur und Naturwissenschaften in Saigon und Algerien gewesen. Von dort kehrte er nach Vietnam zurück, wo er eine brillante Karriere in der Verwaltung machte, die er aufgab, um gegen die französische Besatzungsmacht zu kämpfen. Wie war er in Atuona gelandet? Durch den ehemaligen Gouverneur Gustave Gallet, die Zielscheibe von *Les Guêpes*; er hatte ihn in Papeete bei einem Zwischenstop des Schiffes kennengelernt, das den Annamiten zur Teufelsinsel brachte, wo er seine Strafe abbüßen sollte. Beeindruckt von der Bildung, der Intelligenz und den feinen Manieren Ky Dongs, rettete der Gouverneur ihm das Leben: er ernannte ihn zum Krankenwärter im Gesundheitsposten von Atuona. Das war jetzt drei Jahre her. Der Annamit ertrug sein Schicksal mit orientalischer Gleichmut. Er wußte, daß er diesen Ort nicht mehr verlassen würde, es sei denn, um in die Hölle von Guayana gebracht zu werden. Er hatte eine Marquesanerin aus Hiva Oa geheiratet, sprach fließend Maori und kam gut mit allen aus. Klein, zurückhaltend, von natürlicher, etwas gewundener Eleganz, erfüllte er seine Aufgaben als Kran-

kenwärter tadellos und versuchte so gut es ging, in diesem Nimbus ungebildeter Leute seine intellektuelle Neugier und seine Sensibilität zu bewahren.

Er wußte, daß der aus Papeete Eintreffene ein Künstler war, und bot ihm an, ihm bei seiner Niederlassung zu helfen und ihn über den Ort zu informieren, den Monsieur Gauguin (»in einem Akt außerordentlicher Kühnheit«) ausgewählt hatte, um sich zu begraben. Und das tat er. Seine Freundschaft und seine Ratschläge waren unschätzbar für Paul. Vom Hafen aus führte er ihn zu einer Unterkunft am Ende der einzigen, ungepflasterten, vom Gestrüpp halb überwucherten Straße, aus der Atuona bestand, zur Hütte Matikanas, eines Maori-Chinesen, der sein Freund war und Pensionsgäste aufnahm. Er selbst verwahrte Kokes Reisetruhen und Koffer in seinem eigenen Haus, während dieser sich nach einem Stück Land umsah und sein Wohnhaus errichtete. Und er stellte ihm diejenigen vor, die von nun an seine Freunde in Atuona sein würden: den Nordamerikaner Ben Varney, einen ehemaligen Walfänger, der im Rausch in Hiva Oa gestrandet war, wo er den Kaufladen betrieb, und den Bretonen Emile Frébault, Bauer, Kaufmann, Fischer und unermüdlicher Schachspieler.

Ein Grundstück in diesem winzigen, von Wäldern umgebenen Ort zu kaufen erwies sich als sehr schwierig. Das gesamte Land des Kreises gehörte dem Bistum, und der schreckliche Bischof Joseph Martin, ein autoritärer, unbeugsamer Mann, der einen eifrigen Kampf führte, um die einheimische Bevölkerung vor dem Laster des Alkohols zu retten, das sie in ihrem Bestand bedrohte,

würde niemals einem Fremden von zweifelhafter Tugend Land verkaufen.

In strenger Befolgung der Strategie, die Ky Dong für ihn entworfen hatte – dessen Belesenheit, guter Laune und geistiger Eleganz er sehr angenehme Momente verdankte –, verwandelte Paul sich am Tag nach seiner Ankunft in Atuona in einen Katholiken, der täglich die Messe hörte. In der Kirche sah man ihn stets in der ersten Reihe, von wo aus er mit Inbrunst dem Gottesdienst beiwohnte, und er ging häufig zur Beichte und empfing die heilige Kommunion. An manchen Nachmittagen fand er sich auch zum Rosenkranzgebet ein. Seine Frömmigkeit und sein untadeliges Verhalten in diesen ersten Tagen in Hiva Oa überzeugten Monseigneur Joseph Martin davon, daß er ein achtbarer Mensch war. Und so erklärte sich der Bischof bereit – eine Geste, die er bitter bereuen sollte –, ihm für eine bescheidene Summe ein schönes Stück Land am Rand von Atuona zu verkaufen. Hinter dem Grundstück befand sich die Bucht der Verräter, ein Name, den die Marquesaner verabscheuten, aber dennoch benutzten, um den Strand und den Anlegeplatz zu bezeichnen, und vor ihm lagen die beiden prachtvollen Gipfel des Temetiu und des Feani. Daneben floß der Make Make, einer der etwa zwanzig Bäche, in die sich die Wasserfälle der Insel ergossen. Als er das grandiose Schauspiel zum ersten Mal erlebte, mußte er an Vincent denken. Mein Gott, das war es, Koke, das war es. Das war der Ort, von dem der verrückte Holländer damals in Arles geträumt hatte. Die ursprüngliche, tropische Landschaft, von der er pausenlos geredet hatte in jenem Herbst, den sie 1888 gemein-

sam verbrachten, die Landschaft, in der er das Atelier des Südens errichten wollte, diese Gemeinschaft von Künstlern, deren Meister du sein solltest und in der alles allen gehören würde, weil das korrumpierende Geld abgeschafft wäre. Ein Ort, an dem die Künstlergruppe in einem einzigartigen Rahmen aus Freiheit und Schönheit der Aufgabe leben würde, eine unvergängliche Kunst zu schaffen, Bilder und Skulpturen, dazu bestimmt, in ihrer Lebendigkeit die Jahrhunderte unbeschadet zu überdauern. Was für Begeisterungsschreie würdest du ausstoßen, Vincent, wenn du dieses Licht sehen könntest, gleißender noch als das der Provence, diese Explosion von Bougainvilleen, Farnen, Akazien, Kokospalmen, Kletterpflanzen und Brotbäumen, die Koke wie geblendet betrachtete.

Kaum hatte Paul den Kaufvertrag mit dem Bistum unterschrieben und war Besitzer des Grundstückes, vergaß er die Messen und Rosenkranzgebete und widmete sich trotz des ständigen Kampfes gegen die wachsenden körperlichen Beschwerden – Schmerzen in den Beinen und im Rücken, Schwierigkeiten beim Gehen, ein täglich nachlassendes Sehvermögen und Herzrasen, das ihm die Luft abschnürte – mit Leib und Seele dem Bau von *La Maison du Jouis*, wie er und der verrückte Holländer in ihren Phantasien vor fünfzehn Jahren in Arles dieses imaginäre Atelier des Südens getauft hatten. Dabei halfen ihm und arbeiteten an seiner Seite Ky Dong, Emile Frébault, ein Eingeborener mit weißem Bart namens Tioka, der fortan sein Nachbar sein würde, und sogar der Gendarm der Insel, Désiré Charpillat, mit dem sich Koke bestens verstand.

Das Haus der Wonnen war in sechs Wochen fertig. Es bestand aus Holz, Schilfmatten und geflochtenem Stroh und hatte wie seine kleinen Häuser in Mataiea und Punaauia zwei Geschosse. Das untere, zwei parallele Würfel, die durch einen offenen Raum getrennt waren, der als Eßzimmer dienen würde, beherbergte die Küche und das Bildhaueratelier. Im oberen befanden sich unter einem kegelförmigen Strohdach das Maleratelier, das kleine Schlafzimmer und das Bad. Paul fertigte ein Holzschild für den Eingang, mit der Inschrift *Maison du Jour*, und zwei hohe Paneele, die das Schild zu beiden Seiten senkrecht umrahmten, mit stilisierten nackten Frauen in wollüstigen Posen, Tieren und Pflanzendickicht und einer Reihe von Aufforderungen, die sowohl in der katholischen Mission (der größten) als auch in der kleinen protestantischen Mission von Hiva Oa Aufruhr verursachten: »Soyez mystérieuses« (»Seid geheimnisvoll«) und »Soyez amoureuses et vous serez heureuses« (»Gebt euch der Liebe hin und ihr werdet glücklich sein«). Seit Bischof Joseph Martin erfahren hatte, daß er so kühn gewesen war, sein Haus mit diesen Obszönitäten zu dekorieren, war er sein Feind geworden. Und als er erfuhr, daß sein Atelier außer einem Akkordeon, einer Gitarre und einer Mandoline an seinen Wänden fünfundvierzig pornographische Photographien mit den extravagantesten sexuellen Stellungen beherbergte, wetterte er in einer seiner Sonntagspredigten gegen ihn und verdamnte ihn als böses Wesen, das die Marquesaner meiden sollten.

Paul lachte über die Wutanfälle des Bischofs, doch der annamitische Prinz gab ihm zu bedenken, daß die Feind-

schaft von Monseigneur Martin ihm Probleme bereiten könne, denn er sei nicht nur unermüdlich und einflußreich, sondern auch rachsüchtig. Sie trafen sich jeden Abend im Haus der Wonnen, das Koke gut mit Lebensmitteln und Getränken aus dem einzigen Kaufladen Atuonas, dem von Ben Varney, versorgt hatte. Er stellte zwei Diener ein, Kahui, einen halbchinesischen Koch, und einen maorischen Gärtner, Matahapa, dem er genaue Anweisungen gab, damit er auch hier die Sonnenblumen akklimatisierte, wie er selbst es in Punaauia getan hatte. Diese Sonnenblumen leuchteten schließlich in dem Garten, der das Haus der Wonnen umgab. Die Erinnerung an den verrückten Holländer verließ dich fast keinen Augenblick in deinen ersten Monaten in Atuona. Warum, Koke? Es war dir gelungen, ihn fünfzehn Jahre lang aus deinem Gedächtnis zu verbannen, und das war zweifellos ein Glück, denn die Erinnerung an Vincent bereitete dir Unbehagen, ängstigte dich und hätte dich in deiner Arbeit gelähmt. Doch hier, auf den Marquesas, weil du wenig maltest oder weil du dich müde und krank fühltest, konntest du nicht mehr vermeiden, daß das Bild des guten Vincent, des armen Vincent, des unerträglichen Vincent mit seiner Beflissenheit und seinen Obsessionen die ganze Zeit vor deinem inneren Auge stand. Und daß du die Ereignisse, kleinen Begebenheiten, Streitereien, Sehnsüchte, Träume dieser acht Wochen schwierigen Zusammenlebens in der Provence, vor fünfzehn Jahren, mit einer Klarheit wiedererlebstest, wie sie dir nicht bei Dingen vergönnt war, die nur wenige Tage zurücklagen und die du vollständig vergessen konntest. (Zum Beispiel ließest du dir von Ben

Varney in einer Woche gleich zweimal die Geschichte erzählen, wie er nach einem Besäufnis in der Bucht der Verräter aufgewacht war und entdecken mußte, daß sein Walfangschiff ausgelaufen und er, ohne einen Centavo, ohne Papiere und ohne ein Wort Französisch oder Maori zu sprechen, hier gestrandet war.)

Jetzt empfandest du Mitgefühl mit dem verrückten Holländer und dachtest sogar mit Zuneigung an ihn. Doch in jenem Oktober 1888, als du seinem Drängen und dem Druck Theo van Goghs nachgabst, der dich bat, auf die Appelle seines Bruders zu hören, und nach Arles gingst, um mit ihm zusammenzuleben, hattest du ihn am Ende gehaßt. Armer Vincent! Dein Kommen und die fixe Idee, daß ihr beiden die Pioniere der Künstlergemeinschaft sein würdet – ein wahres Kloster, ein Eden im Kleinformat –, hatten ihn mit so großen Hoffnungen erfüllt, daß das Scheitern seines Plans seine Gesundheit ruinierte, ihn in den Wahnsinn trieb und in den Tod.

Unter den alptraumhaften Reisen, die Paul in seinem Leben gemacht hatte, nahmen die fünfzehn Stunden Zugfahrt mit sechsmaligem Umsteigen von Pont-Aven in der Bretagne nach Arles in der Provence einen Ehrenplatz ein. Er hatte Pont-Aven tief betrübt verlassen. Dort blieben nicht wenige Malerfreunde zurück, die ihn als ihren Meister betrachteten, und vor allem Emile Bernard und dessen Schwester, die sanfte Madeleine. Er traf am 23. Oktober 1888 um fünf Uhr morgens völlig zerschlagen am Bahnhof von Arles ein, wo er Zuflucht in einem angrenzenden kleinen Café suchte, um Vincent nicht zu dieser Stunde zu wecken. Zu seiner Überraschung erkannte ihn der Wirt, kaum daß er eingetreten war: »Ah!

Der Künstlerfreund von Vincent!« Der verrückte Holländer hatte ihm das Selbstbildnis gezeigt, das Paul ihm geschickt hatte und das ihn als Jean Vahean zeigte. Der Wirt half ihm beim Tragen des Gepäcks und führte ihn zur Place Lamartine vor der alten Stadtmauer, am Fuß des Reitertors, eines der Tore zur Altstadt, unweit des römischen Amphitheaters und Kolosseums. An der Ecke der Place Lamartine, die dem Ufer der Rhone am nächsten lag, befand sich das Gelbe Haus, das der verrückte Holländer vor einigen Monaten gemietet hatte, um ihn zu empfangen. Er hatte es gestrichen, eingerichtet, dekoriert, seine Wände mit Bildern vollgehängt und dafür Tag und Nacht gearbeitet und sich mit geradezu fanatischem Eifer um alle Details gekümmert, damit Paul sich in seinem neuen Zuhause wohl fühlte und in die rechte Stimmung zum Malen versetzt wurde.

Doch du hattest dich nicht wohl gefühlt im Gelben Haus, Paul. Eher warst du unangenehm berührt von den sich überall verströmenden, blendenden, schwindelerregenden Farben, die dir aggressiv in die Augen sprangen, wohin auch immer du den Blick wandtest, wie auch von der Beflissenheit und den Schmeicheleien, mit denen Vincent dich empfing und dir, begierig auf deine Zustimmung, den Aufwand vorführte, den er im Gelben Haus betrieben hatte, um einen guten Eindruck auf dich zu machen. In Wahrheit weckte das alles Argwohn und eine gewisse Beklemmung in dir. Dieser Vincent war von einer maßlosen Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, die dich schon am ersten Tag ahnen ließ, daß jemand wie er deine Freiheit beschneiden würde, daß du kein eigenes Leben haben könntest, daß Vincent in dein

Innenleben eindringen und ein liebevoller Gefängniswärter sein würde. Das Gelbe Haus konnte für einen so freien Menschen, wie du es warst, zum Gefängnis werden.

Doch jetzt, aus der Distanz und aus der majestätischen Perspektive des fertigen Hauses der Wonnen betrachtet, erschien dir der verrückte Holländer – übererregt, kindlich, abhängig von dir wie ein Kranker von dem Arzt, der ihm das Leben retten wird – vor allem als ein hilfloses, gutes Wesen von unendlicher Großzügigkeit, ohne Neid, Ressentiment oder Ansprüche, das mit Leib und Seele der Kunst ergeben war und wie ein Bettler lebte, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen, überempfindlich, besessen, immun gegen jede Form von Glück. Er klammerte sich an dich wie ein Ertrinkender an den Rettungsring, er hielt dich für einen weisen und starken Menschen, der ihn lehren konnte, wie man in diesem Dschungel überlebte. Mit welcher Verantwortung er dich belud, Paul! Vincent, der sich auf Kunst, auf Farben und auf Leinwände verstand, verstand absolut nichts vom Leben. Deshalb war er immer unglücklich, deshalb wurde er verrückt und schoß sich schließlich mit siebenunddreißig Jahren eine Kugel in den Bauch. Was für eine Ungerechtigkeit, daß diese frivolen Totenvögel, diese müßigen Pariser, dir jetzt die Schuld an Vincents Tragödie gaben! Wo doch du derjenige gewesen warst, der in diesen zwei Monaten Zusammenleben in Arles beinahe verrückt geworden wäre und sogar fast sein Leben durch die Hand des Holländers verloren hätte.

Vom ersten Tag an war alles ziemlich schlechtge-

gangen im Gelben Haus. Angefangen bei der Unordnung, die Paul verabscheute und die das natürliche Element war, in dem Vincent sich bewegte. Sie vereinbarten eine strikte Arbeitsteilung: Paul kochte, der Holländer machte die Einkäufe, und beide, an einem Tag der eine, am anderen der andere, besorgten sie das Putzen. In Wahrheit sorgte Paul für die Sauberkeit und Vincent für die Unsauberkeit. Der erste Anlaß zum Streit waren die Lebenskosten. In einem Versuch kollektiven Eigentums, wie es in der künftigen Künstlergemeinschaft, dem Atelier des Südens, praktiziert werden sollte, das sie in einem exotischen Land gründen würden, machten sie gemeinsame Kasse mit dem Geld, das Theo van Gogh ihnen aus Paris schickte. Mit einem kleinen Heft und einem Bleistift, damit jeder den Betrag vermerken konnte, den er entnahm. Paul protestierte schließlich: Vincent nahm sich den Löwenanteil, vor allem für das, was er als »hygienische Maßnahmen« vermerkte: seine Besuche bei Rachel, einer jungen, dünnen Prostituierten, mit der er sich im Bordell von Madame Virginie zu vergnügen pflegte, das nicht weit vom Gelben Haus entfernt in einer der Gassen lag, die von der Place Lamartine abgingen.

Das Rotlichtviertel von Arles war ein weiterer Grund zum Streit. Paul warf Vincent vor, er gehe nur mit Prostituierten ins Bett; er hingegen ziehe es vor, die Frauen zu verführen, statt sie zu bezahlen. Was im übrigen ziemlich leicht war bei den Frauen von Arles, die sich von seinem guten Aussehen, seiner Redegabe und seiner überschäumenden Lebenskraft bezaubern ließen. Vincent erklärte ihm, er sei vor Pauls Ankunft zweimal im

Monat zu Madame Virginie gegangen; jetzt dagegen zweimal in der Woche. Dieser plötzliche sexuelle Furor ängstigte ihn; er sei überzeugt, daß die Energie, die ihn die »Unzucht« koste, ihm von seiner Arbeit als Künstler abgehe. Paul spottete kräftig über die puritanischen Ängste des ehemaligen lutheranischen Predigers. Ihn seinerseits trieb nichts stärker dazu, zum Pinsel zu greifen, als eine befriedigte Rute.

»Nein, nein«, sagte der verrückte Holländer verzweifelt. »Ich habe meine besten Bilder in Zeiten totaler sexueller Enthaltsamkeit gemalt. Meine Samenmalerei! Ich habe sie mit der ganzen sexuellen Energie gemalt, die ich auf die Leinwand statt auf die Frauen verwandt habe.«

»Was für ein Blödsinn, Vincent. Aber vielleicht habe ich ja sexuelle Energie im Überfluß, für meine Bilder und für meine Frauen.«

Euch trennte mehr, als euch verband, und doch, wenn du ihn mit einer so naiven Freude von der Gemeinschaft mönchischer Künstler sprechen hörtest, die weitabgewandt, ohne Verbindung mit der materialistischen Zivilisation, in einem fernen, ursprünglichen Land leben würden, mit Leib und Seele der Malerei hingegeben und durchdrungen von einer Brüderlichkeit ohne Makel, dann ließest du dich bisweilen mitreißen vom Traum deines Freundes. Es war bewegend, aber natürlich! Es lag etwas Schönes, Edles, Uneigennütziges, Großzügiges in diesem Bestreben des Holländers, eine Gesellschaft reiner Künstler, Schöpfer, Träumer, weltlicher Heiliger zu gründen, die sich der Kunst weihen würden, wie sich die mittelalterlichen Ritter einst dem Kampf für ein Ideal

oder eine Dame geweiht hatten, ein Traum, der vielleicht gar nicht so verschieden war von denen, die deine eigene Großmutter geträumt hatte, als sie zu Tode erschöpft durch Frankreich zog und versuchte, Anhänger für die Revolution zu gewinnen, die den Übeln der Menschheit ein Ende machen sollte. Die Großmutter Flora und der verrückte Holländer hätten sich gut verstanden, Koke.

Selbst über das Atelier des Südens waren sie unterschiedlicher Meinung. Eines Abends, im Café an der Place du Forum, wo sie nach dem Abendessen einen Absinth auf der Terrasse zu trinken pflegten, schlug Vincent ihm vor, sie sollten den Maler Seurat einladen, sich der Künstlergemeinschaft anzuschließen. »Diesen Punktefabrizierer, der sich als Künstler ausgibt?« rief er aus. »Niemals.« Er schlug dagegen vor, den Pointillisten durch Puvis de Chavannes zu ersetzen, den Vincent ebenso verabscheute wie er Seurat. Die Debatte dauerte bis zum Morgengrauen. Du konntest die Streitereien bald vergessen, Paul; Vincent nicht. Er war blaß, ängstlich, grübelte tagelang über die Angelegenheit nach. Für den verrückten Holländer war nichts bedeutungslos, banal, alles berührte einen neuralgischen Punkt der Existenz, die großen Probleme: Gott, das Leben, den Tod, den Wahnsinn, die Kunst.

Wenn du dem verrückten Holländer etwas zu verdanken hattest, dann die Tatsache, daß er zum ersten Mal das Verlangen nach Polynesien in dir geweckt hatte. Schuld war ein Roman, der ihm in die Hände gefallen war und der ihn begeistert hatte: *Rarahu* oder *Le manage de Loti*, den ein Offizier der französischen Handelsma-

rine, Pierre Loti, verfaßt hatte. Er spielte auf Tahiti und beschrieb ein irdisches Paradies vor dem Sündenfall, eine schöne, fruchtbare Natur mit freien, gesunden Menschen ohne Vorurteile noch Bosheit, die sich dem Leben und der Lust unbefangen, spontan, voll ursprünglicher Begeisterung und Energie hingaben. Wie paradox war doch das Leben, nicht wahr, Koke? Es war Vincent gewesen, der von der Flucht aus dem dekadenten Europa des Geldes in eine exotische Welt geträumt hatte, um auf die Suche nach der elementaren, religiösen Kraft zu gehen, die der Zivilisationsprozeß dem Okzident geraubt hatte. Doch er hatte dem europäischen Gefängnis nicht entfliehen können. Du dagegen warst nach Tahiti gekommen und jetzt auf die Marquesas und versuchtest, den Traum des verrückten Holländers Wirklichkeit werden zu lassen.

»Ich hab dir den Gefallen getan, ich hab deinen Traum verwirklicht, Vincent«, rief er laut. »Hier ist es, das Haus der Wonnen, das Haus des Orgasmus, mit dem du mir in Arles so auf die Nerven gegangen bist. Es ist nicht geworden, was wir dachten. Das ist dir doch klar, nicht wahr, Vincent?«

Es war niemand in seiner Nähe, niemand konnte ihm antworten. Nur die Katze und der Hund, die du in das unlängst fertiggestellte Haus von Atuona aufgenommen hattest, waren da und betrachteten dich aufmerksam, als verstünden sie die Bedeutung deiner ins Leere gebrüllten Worte, die bestimmt die Hähne, Katzen und kleinen Wildpferde aufscheuchten, von denen die Wälder Hiva Oas wimmelten.

Auch über Religion hatten sie in Arles viel gesprochen

und gestritten. Was für ein Unterschied zwischen der protestantischen, puritanischen Erziehung, wie Vincent sie erhalten hatte, und der katholischen, in der du in den zehn Jahren aufgewachsen warst, die du zwischen 1854 und 1864 in dem kleinen Seminar der Chapelle Saint-Mesmin, in der Nähe von Orléans, unter der geistigen Obhut des Bischofs Dupanloup verbracht hattest. Mit welcher kam man besser durchs Leben, Koke? Vincents Erziehung war intensiver, strenger, strikter, kälter, ehrlicher, aber auch unmenschlicher. Die katholische war zynischer, willfähriger gegenüber der korrupten Natur des Menschen, reicher und schöpferischer vom kulturellen, künstlerischen Standpunkt aus und wahrscheinlich menschlicher, näher der Wirklichkeit, dem möglichen Leben. Erinnerst du dich an jenen Abend im Gelben Haus, mit Regen und Mistral, an dem der verrückte Holländer auf einmal von Christus als Künstler gesprochen hatte? Du unterbrachst ihn nicht ein einziges Mal, Paul. Christus sei der größte der Künstler, sagte Vincent. Doch er verachtete den Marmor, den Ton, die Malfarben und zog es vor, sein Werk am lebendigen Fleisch der Menschen zu vollbringen. Er machte keine Statuen, Bilder noch Gedichte. Er machte unsterbliche Wesen, schuf die Werkzeuge, dank deren die Männer und Frauen aus ihrem Leben ein vollkommenes, herrliches Kunstwerk machen konnten. Er sprach lange, trank Absinth in kurzen Schlucken und sagte ab und zu Dinge, die du nicht entziffern konntest. Was du jedoch sehr wohl verstandest und nie vergessen konntest, war das, was Vincent dir im Morgengrauen mit Tränen in den Augen und fast schreiend verkündete:

»Ich möchte, daß meine Malerei die Menschen geistig stärkt, Paul. Wie das Wort Christi sie stärkte. In der klassischen Malerei war es die Aureole, die auf das Ewige verwies. Diese Aureole versuche ich jetzt durch die Irradiation und Vibration der Farbe auf meinen Bildern zu ersetzen.«

Seitdem betrachtetest du diese maßlosen, heftigen Farben mit mehr Respekt als zuvor, Paul, auch wenn dich der Anblick des gleißenden Lichts, der Feuerwerke, die Vincents Bilder waren, nicht sehr begeisterte. Es gab im verrückten Holländer eine Berufung zum Martyrium, die dich bisweilen schaudern ließ.

Es ging ihm zwar nicht gut, doch die Niederlassung in Atuona, der Bau des Hauses der Wonnen und die neuen Freunde verbesserten Kokes Stimmung. In den ersten Wochen in seinem neuen Heim war er guter Dinge und voller Pläne. Er begriff jedoch allmählich, wenn auch widerwillig, daß die Marquesas vielleicht einmal ein Paradies gewesen waren, es damit jedoch längst vorbei war. Wie auf Tahiti. Die Marquesanerinnen waren freilich wunderschön, schöner noch als die Tahitianerinnen. Zumindest kam es ihm so vor. Denn Ky Dong, der Gendarm Désiré Charpillet, Emile Frébault und sein Nachbar Tioka, sie alle sagten ihm lachend, daran sei sein schlechtes Sehvermögen schuld, denn viele dieser neugierigen Frauen, die in das Haus der Wonnen kamen, damit er ihnen seine pornographischen Photos zeigte – seine Sammlung war in ganz Hiva Oa berühmt –, und die er photographierte und dreist vor ihren Ehemännern berührte, waren nicht jung und attraktiv, wie er glaubte, sondern alt und häßlich, und bei manchen

waren Gesichter und Körper von der Elephantiasis, der Lepra und der Syphilis entstellt, die Verheerungen unter der einheimischen Bevölkerung anrichteten. Bah, es machte dir nichts aus. Was ich nicht seh, tut mir nicht weh. Es stimmte, daß deine armen Augen immer weniger sahen. Aber behauptetest du nicht schon seit langer Zeit, daß der wahre Künstler seine Modelle nicht in der Außenwelt sucht, sondern in der Erinnerung, in dieser privaten, geheimen Welt, die man mit dem Bewußtsein betrachten kann, das sich bei dir in besserem Zustand befand als deine Pupillen? Jetzt konntest du prüfen, ob deine Theorie stimmte, Koke.

Sie hatte in Arles zu heftigen Auseinandersetzungen mit Vincent geführt. Der verrückte Holländer bezeichnete sich als realistischen Maler und erklärte, der Künstler müsse ins Freie hinausgehen und seine Staffelei mitten in der Natur aufstellen, um in ihr Inspiration zu finden. Um seinen Frieden zu haben, tat Paul ihm den Gefallen in den ersten Wochen in der Provence. Die beiden Freunde installierten sich mit ihren Staffeleien, Paletten und Farben vormittags und nachmittags in Les Alyscamps, der großen römischen und paläochristlichen Nekropole von Arles, und malten, jeder für sich, mehrere Bilder von der breiten Allee der Gräber und Sarkophage, die, von rauschenden Pappeln gesäumt, zur kleinen Kirche Saint-Honoré führte. Doch schon bald machten die Regenfälle und der scharf blasende Mistral es unmöglich, weiter im Freien zu malen, und sie mußten im Gelben Haus arbeiten und ihre Themen, wie Paul es wünschte, in ihren Erinnerungen und Phantasien suchen statt in der natürlichen Welt.

Am meisten schmerzte es dich, akzeptieren zu müssen, daß es zumindest auf dieser Insel der Marquesas keine Spur mehr von Kannibalismus gab. Eine Praxis, die dir – deine neuen Freunde kratzten sich entsetzt am Kopf – nicht wild und tadelnswert erschien, sondern männlich, natürlich, als ein Zeichen ungestümer, junger, schöpferischer, sich ständig erneuernder Kultur, die nicht mit Konformismus und Dekadenz infiziert war. Niemand in Atuona glaubte, daß die Marquesaner noch immer Menschenfleisch aßen, weder auf dieser noch auf den anderen Inseln; in einer fernen Vergangenheit zweifellos, aber jetzt nicht mehr. Das versicherte ihm sein Nachbar Tioka, und das bestätigten alle Einheimischen, die er befragte, darunter ein Paar von der Insel Tahuata, wo es viele Rothaarige gab. Tohotama, die Frau von Haapuani – man nannte ihn den Hexer –, war eine davon. Ihre lange Haarmähne floß ihr über den Rücken bis zur Taille und schillerte bei starker Sonne in rosafarbenen Reflexen. Tohotama sollte in Atuona sein Lieblingsmodell werden. Mehr noch als Vaeoho, ein vierzehnjähriges Mädchen – das Alter deiner Amouren, Koke –, seine Frau ab dem dritten Monat in Hiva Oa.

Vaeoho zu bekommen erforderte einen Ausflug ins Innere der Insel, zum Tal von Hanaupe, die einzige Reise, die Kokes geschundener Körper ihm in Hiva Oa erlaubte. Dabei begleiteten ihn Ky Dong, ein großer Kenner der Inselsitten, und Tioka, der vollkommen zweisprachig war. Der mühsame, zehn Kilometer lange Ritt durch dichte, feuchte Wälder voller Wespen und Mücken, die seine ganze Haut entzündeten, nahm Paul die letzten Kräfte. Das Mädchen war die Tochter des Oberhauptes

eines kleinen Eingeborenendorfes, und das Feilschen mit dem Kaziken dauerte mehrere Stunden. Am Ende, um das Mädchen mitnehmen zu können, erklärte er sich zu einer Reihe von Geschenken bereit, die er im Laden von Ben Varney kaufte und die ihn mehr als zweihundert Francs kosteten. Er bereute es nicht. Vaeoho war schön, fleißig, heiter und bereit, ihm Unterricht in der marquesanischen Sprache zu geben, denn das hiesige Maori unterschied sich vom Tahitianischen. Obwohl er sie manchmal posieren ließ, zog Koke als Modell die rot-haarige Tohotama vor, deren schwellende Brüste, breite Hüften und volle Oberschenkel ihn erregten. Etwas, das ihm nicht mehr so oft passierte wie früher. Bei Tohotama wohl. Wenn sie zum Modellstehen kam, fand er immer Mittel und Wege, sie zu streicheln, was sie ohne Begeisterung, mit gelangweiltem Gesicht über sich ergehen ließ. Bis er sie schließlich eines Nachmittags, als er ziemlich viele Gläser Absinth im Körper hatte, auf das Bett im Atelier stieß. Während er sie liebte, hörte er hinter seinem Rücken seine neue Frau Vaeoho und den Hexer Haapuani, Tohotamas Ehemann, kichern und flüstern, amüsiert über das Schauspiel, das sich ihnen bot.

Die Bewohner der Marquesas waren in sexuellen Dingen spontaner und freier als die Tahitianer. Die Frauen, gleich ob verheiratet oder ledig, betrogen die Männer und verführten sie ohne jede Ziererei, trotz der ständigen Kampagnen der katholischen und der protestantischen Mission, die versuchten, sie den Normen des christlichen Anstands zu unterwerfen. Die Männer waren nach wie vor ziemlich rebellisch. Und einige, wie

Tohotamas Ehemann, zögerten nicht, die Kirchen herauszufordern, indem sie sich als *mahn* kleideten, als Frau-Mann, mit einem Kopfputz aus Blumen und mit dem für Frauen typischen Schmuck an Knöcheln, Handgelenken und Armen.

Eine weitere Enttäuschung erlebte Paul in seiner neuen Heimat, als er erfuhr, daß die Kunst der Tätowierung, in der sich die Marquesaner in ganz Polynesien in unvergleichlicher Weise hervorgetan hatten, im Verschwinden begriffen war. Die katholischen und protestantischen Missionare verfolgten sie hartnäckig, als Ausdruck der Barbarei. In Atuona, wo sie sich dem Bannstrahl von Priestern und Pastoren aussetzten, tätowierten sich nur noch wenige Einheimische. Anders im Innern der Insel, in den winzigen Weilern tief im Herzen der unwegsamen Wälder, wohin du aufgrund deines elenden Gesundheitszustandes unglücklicherweise nicht mehr gehen konntest, um dir ein Bild davon zu machen. Wie frustrierend, Koke! Sie dort zu wissen, wenige Kilometer entfernt, und nicht hingehen zu können, um diese Tätowierkünstler kennenzulernen. Er konnte nicht einmal die Ruinen von Upeke und ihre großen *tikis* oder steinernen Götzen im Tal von Taaoa besuchen, denn die beiden Male, die er versucht hatte, zu Pferde dorthin zu gelangen, war er vor Erschöpfung und Schmerzen ohnmächtig geworden. Den Enklaven, in denen die wunderschöne Kunst des Tätowierens überlebte, dieses kodifizierte, okkulte Wissen des Volkes der Maori, bei dem jede Figur ein Palimpsest war, das entziffert werden mußte, so nahe zu sein und sie durch die Schuld der unaussprechlichen Krankheit nicht sehen zu können

verursachte ihm Schlaflosigkeit, Wut und in manchen Nächten sogar Weinkrämpfe.

Die Dekadenz hatte leider auch diesen Ort erreicht. Bischof Joseph Martin, überzeugt, daß die Verbreitung von Krankheiten und Seuchen unter den Einheimischen auf den Alkohol zurückzuführen war, hatte ihn verboten. Im Laden von Ben Varney wurden Wein und Schnaps nur an Weiße verkauft. Doch die Medizin war schlimmer als die Krankheit. Da die Bewohner von Hiva Oa sich nicht mit Wein betrinken konnten, taten sie es mit Alkohol aus vergorenen Orangen und anderen Früchten, den sie heimlich destillierten und der ihnen die Eingeweide verbrannte. Empört darüber, bekämpfte Koke das Verbot, indem er im Haus der Wonnen einen Vorrat von Flaschen voll Rum anlegte, mit denen er sämtliche Eingeborenen beschenkte, die ihn besuchten.

Er fühlte sich sehr erschöpft und hatte zum ersten Mal, seitdem er in seiner Zeit an der Pariser Börse entdeckt hatte, daß seine Berufung die Malerei war, keine Lust, sich vor die Staffelei zu setzen und zum Pinsel zu greifen. Nicht nur das körperliche Unwohlsein, das Brennen der Wunden an den Beinen, das abnehmende Sehvermögen und das Herzrasen verurteilten ihn dazu, seine Zeit müßig zu verbringen, während er kleine Schlucke Absinth trank, den er mit Wasser verdünnte, in dem er ein Stück Würfelzucker auflöste. Es war auch das Gefühl der Vergeblichkeit. Warum solltest du dich bemühen und die wenige Energie, die dir noch blieb, für Bilder verausgaben, die, wenn du sie überhaupt beenden solltest, nach einer endlosen Reise nach Frankreich gelangen und dort im Depot des Galeristen Ambroise

Vollard oder auf dem Dachboden von Daniel de Monfreid vor sich hin dämmern und darauf warten würden, daß irgendwann einmal ein Kaufmann den Wunsch haben könnte, sie für ein paar Francs zu erwerben, um mit ihnen sein neugebautes Haus zu dekorieren?

Eines Tages während des Sprachunterrichts sagte Vae-o-ho halb in Französisch, halb in Maori etwas zu dir, das du nicht verstehen konntest. Oder nicht verstehen wolltest, Koke. Er ließ es sie mehrmals wiederholen, bis ihm nicht mehr der geringste Zweifel an der Bedeutung blieb: »Jeden Tag bist du älter. Bald werde ich Witwe sein.« Er ging zum Spiegel und schaute sich an, bis ihm die Augen weh taten.

Darauf beschloß er, sein letztes Selbstbildnis zu malen. Das Zeugnis seines Verfalls in diesem verlorenen Winkel der Welt, umgeben von Eingeborenen, die, im Niedergang wie er, in Tatenlosigkeit, Würdelosigkeit, Mutlosigkeit versanken. Er stellte den Spiegel neben die Staffelei und arbeitete etwas mehr als zwei Wochen lang, versuchte, das Bild auf die Leinwand zu übertragen, das seine ruinierten Pupillen mühsam erfaßten, das sich zu entziehen, zu verschwimmen schien: ein besiegter, aber noch nicht toter Mann, der dem unausweichlichen, nahen Ende mit Gleichmut und einer gewissen Weisheit entgegensah, die sich hinter den demütigenden Brillengläsern in seinem gelassenen Blick abgelagert hatte, Summe eines intensiven Lebens voller Abenteuer, Torheiten, Suche, Niederlagen, Kämpfe. Ein Leben, das endlich zu Ende ging, Paul. Dein Haar war weiß und kurz, du warst schmal und still und sahst ruhigen Mutes dem letzten Ansturm entgegen. Du warst dir nicht sehr

sicher, aber du ahntest, daß von den zahllosen Selbstbildnissen, die du von dir gemalt hattest – als bretonischer Bauer, als peruanischer Inka auf dem Bauch eines Kruges, als Jean Vahean, als Christus auf dem Ölberg, als Bohémien, als Romantiker –, dieses Bild, das des Abschieds, des Künstlers am Ende seines Weges, dir am meisten gerecht wurde.

Die Arbeit an diesem Selbstbildnis erinnerte dich an das Porträt, das du in jenen Wochen, in denen der Regen und der Mistral euch im Gelben Haus in Arles festhielten, von Vincent gemalt hattest, Vincent beim Malen von Sonnenblumen, der Blume, die ihn obsessiv beschäftigte. Er malte sie wieder und wieder und bezog sich oft auf sie, wenn er seine Theorien zur Malerei erläuterte. Diese Blumen folgten der Bewegung der Sonne nicht aus Zufall oder in blinder Befolgung der physischen Gesetze. Sie bargen etwas vom Feuer des königlichen Gestirns in sich, und wenn man sie mit der Hingabe und der Hartnäckigkeit betrachtete, mit der es Vincent tat, bemerkte man an ihnen die »Aureole«, die sie umgab. Wenn er sie malte, dann sollten sie nicht nur Sonnenblumen, sondern auch Fackeln, Kandelaber sein. Was für ein Wahnsinn! Als der verrückte Holländer dir zum ersten Mal das Gelbe Haus zeigte, wies er stolz auf die von ihm gemalten Sonnenblumen, die über deinem Bett geradezu in flüssigem, glühendem Gold loderten. Du konntest dein Mißfallen kaum verbergen. Deshalb hattest du ihn umgeben von Sonnenblumen porträtiert. Das Porträt hatte – ganz bewußt – nicht das vibrierende Licht, das Vincent seinen Bildern gab. Im Gegenteil, es war leicht gedeckt, matt, und sowohl die Blumen als

auch der Maler waren verwischt, lösten sich in ihren Konturen auf. Vincent war weniger ein fest umrissenes, konsistentes menschliches Wesen als ein unbestimmtes Etwas, eine große steife, ausgestopfte Figur, von unerträglicher Spannung beherrscht, kurz davor, zu explodieren, in Flammen aufzugehen: ein Vulkan-Mensch. Die Steifheit des rechten Arms vor allem, der den Pinsel hielt, ließ die übermenschliche Anstrengung erkennen, die er vollbringen mußte, um weiterzumalen. Und das alles stand in seinem finsternen Gesicht, in seinem benommenen Blick, mit dem er zu sagen schien: »Ich male nicht, ich opfere mich.« Vincent gefiel dieses Porträt überhaupt nicht. Als du es ihm zeigtest, betrachtete er es eine ganze Weile, sehr blaß, während er sich auf die Unterlippe biß, ein Tick, der ihn in schlechten Augenblicken überfiel. Schließlich murmelte er: »Ja, das bin ich. Aber als Wahnsinniger.«

Warst du es denn nicht, Vincent? Natürlich warst du es. Was Paul zunehmend davon überzeigte, waren die plötzlichen Stimmungswechsel, unter denen sein Freund litt, war die Geschwindigkeit, mit der er von übertriebener, lästiger Schmeichelei zu Aggressivität, zu absurden Streitereien wechseln oder ihn für Nichtigkeiten beschimpfen konnte. Nach jedem Streit verfiel er in eine tödliche Lethargie, in eine Reglosigkeit, aus der Paul, besorgt, ihn mit schönen Worten, Gläsern Absinth oder dadurch befreien mußte, daß er ihn zu Madame Virginie schleppte, damit er mit Rachel ins Bett gehen konnte.

Und so faßtest du den Entschluß: Es war Zeit zu gehen. Dieses Zusammenleben würde ein böses Ende finden. Du versuchtest taktvoll, ihn vorzubereiten, in-

dem du bei den Tischgesprächen wie nebenbei bemerktest, du seist aus familiären Gründen womöglich gezwungen, Arles vor Ablauf des Jahres zu verlassen, das ihr gemeinsam hattet verbringen wollen. Es wäre besser gewesen, du hättest es nicht getan, Paul. Der Holländer erkannte sofort, daß du die Entscheidung der Abreise längst getroffen hattest, und verfiel in einen Zustand hysterischer Nervosität, geistiger Zerrüttung. Er wirkte wie ein Liebender, der verweifelt ist, weil der geliebte Mensch ihn verlassen wird. Er bat dich, flehte dich mit Tränen in den Augen und mit gebrochener Stimme an, das ganze Jahr bei ihm zu bleiben, oder er richtete tagelang nicht das Wort an dich, schaute dich voll Bitterkeit und Haß an, als hättest du ihm einen nicht wiedergutzumachenden Schaden zugefügt. Manchmal fühltest du grenzenloses Mitleid mit diesem hilflosen, der Welt wehrlos ausgelieferten Wesen, das sich an dich klammerte, weil es dich als stark, als Kämpfer empfand. Doch andere Male reagiertest du empört: Hattest du nicht Probleme genug, um dir nicht auch noch die des verrückten Holländers aufzuladen?

Die Dinge überstürzten sich einige Tage vor Weihnachten 1888. Paul erwachte plötzlich in seinem Zimmer im Gelben Haus mit einem Gefühl von Bedrückung. Im schwachen Licht, das durch das Fenster drang, erkannte er die Gestalt Vincents, der am Fuß des Bettes stand und ihn beobachtete. Er richtete sich erschrocken auf: »Was ist, Vincent?« Ohne ein Wort zu sagen, verließ sein Freund das Zimmer wie ein Schatten. Am nächsten Tag schwor er ihm, er könne sich nicht erinnern, sein Zimmer betreten zu haben; vielleicht sei es im Schlaf

geschehen. Zwei Tage später, am Vorabend von Weihnachten, verkündete Paul ihm im Café an der Place du Forum, daß er zu seinem großen Bedauern abreisen müsse. Familienangelegenheiten erforderten seine Anwesenheit in Paris. Er werde in einigen Tagen fortgehen und, wenn alles gutgehe, vielleicht irgendwann wiederkommen und erneut eine gewisse Zeit mit ihm verbringen. Vincent hörte ihm stumm zu und nickte ab und zu mit übertriebenen Kopfbewegungen. Sie tranken eine ganze Weile, ohne zu sprechen. Plötzlich griff der Holländer nach seinem halbleeren Glas und warf es ihm wütend ins Gesicht. Paul gelang es, ihm auszuweichen. Er stand auf, lief mit großen Schritten zum Gelben Haus, packte zwei oder drei lebensnotwendige Dinge zusammen, und als er hinausging, traf er auf Vincent, der gerade hereinkam. Er sagte ihm, er gehe in ein Hotel und komme morgen, um seine übrigen Sachen zu holen. Er sprach ohne Groll:

»Ich mache es für uns beide, Vincent. Dieses Glas könnte mir das nächste Mal, wenn du es nach mir wirfst, das Gesicht zerschneiden. Und ich weiß nicht, ob ich mich dann, wie heute abend, beherrschen werde. Oder ob ich mich auf dich stürzen und dir den Hals umdrehen werde. Unsere Freundschaft darf nicht so enden.«

Leichenblaß, mit geröteten Augen, betrachtete Vincent ihn starr, ohne etwas zu sagen. Seit einiger Zeit war er darauf verfallen, sich wie ein Rekrut oder wie ein Bonze den Schädel zu rasieren, und wenn Traurigkeit oder Wut ihn wie jetzt überfielen, schien auch sein Schädel genau wie seine Schläfen und sein Kinn zu pochen.

Paul ging, und – du konntest dich genau daran erin-

nern – auf der Straße drang ihm die Winterkälte in die Knochen. Auf seinem Weg durch die ummauerte Stadt hörte er, wie in einigen Häusern die Familien Weihnachtslieder sangen. Er ging in Richtung Bahnhof, zu einem bescheidenen Hotel, dessen Besitzerin er kannte. Als er die Place Victor Hugo überquerte, vernahm er Schritte dicht hinter sich. Er drehte sich um, mit einer bösen Vorahnung, und in der Tat, wenige Meter entfernt, mit einem Rasiermesser in der Hand und barfuß, betrachtete Vincent ihn mit einem niederschmetternden Blick aus schrecklichen Augen.

»Was ist? Was bedeutet das?« rief er ihm zu.

Der Holländer machte kehrt und lief davon. War es falsch von dir gewesen, Paul, daß du nicht sofort die Gendarmen über den Zustand deines Freundes informiert hattest? Ja, ohne Zweifel. Doch wie zum Teufel hättest du ahnen können, daß der arme Vincent sich nach diesem gescheiterten Versuch, dich zu erstechen, das halbe linke Ohr abschneiden und das blutige Stück Fleisch, eingewickelt in Zeitungspapier, zu Rachel, der kleinen dünnen Hure von Madame Virginie, tragen würde? Um sich dann, als wäre weiter nichts geschehen, in sein eigenes Bett zu legen, den Kopf in Handtücher gewickelt, die du am nächsten Morgen, als du das von Polizisten und Neugierigen umringte Gelbe Haus betretest, sehen solltest, blutgetränkt wie die Laken, die Wände, die Bilder? Es war, als hätte der verrückte Holländer sich nicht nur das Ohr abgeschnitten, sondern darüber hinaus in einem barbarischen Ritual mit seinem Blut den gesamten Schauplatz seiner Verstümmelung getauft. Und jetzt gab dir dieser Abschaum, gaben dir

diese Pariser Stutzer die Schuld an Vincents Tragödie. Denn seit der Holländer diesen ungeheuerlichen Akt begangen hatte, kam er nicht mehr auf die Beine. Zuerst brachte man ihn im Hospital in Arles unter; dann, fast ein Jahr lang, im Sanatorium in Saint-Rémy und schließlich, für den letzten Monat seines Lebens, in dem kleinen Dorf Auvers-sur-Oise, wo er sich am Ende diesen schlecht gezielten Schuß in den Bauch verpaßte, der ihn einen ganzen Tag lang unter grauenhaften Schmerzen mit dem Tod ringen ließ, bevor er starb. Jetzt hatten die Pariser Müßiggänger, die ihm zu Lebzeiten niemals ein Bild abgekauft hatten, *post mortem* verkündet, daß Vincent ein Genie war. Und daß du, weil du ihn in jener Weihnachtsnacht nicht gerettet hattest, sein Henker und Totengräber warst. Lumpenpack!

Würden sie nach deinem Tod entdecken, daß auch du ein Genie warst, Paul? Würden deine Bilder die hohen Preise erzielen, zu denen sich jetzt die des verrückten Holländers verkauften? Wohl nicht. Im übrigen war es dir auch nicht mehr so wichtig wie früher, anerkannt, berühmt, ein unsterblicher Künstler zu sein. Das würde nicht geschehen. Atuona war zu weit von Paris entfernt, als daß diese oberflächlichen Geister sich dort, wo über Ansehen und künstlerische Moden entschieden wurde, für dein Schaffen hätten interessieren können. Was dich jetzt wie eine Obsession beschäftigte, war nicht die Malerei, sondern die unaussprechliche Krankheit, die dich im vierten Monat deines Aufenthalts in Hiva Oa erneut in grausamer Weise attackierte.

Die Schwären bedeckten seine Beine und verschmutzten die Verbände so rasch, daß er sich am Ende nur

schwer aufraffen konnte, sie zu wechseln. Er mußte es selbst tun, weil Vaeoho sich angeekelt weigerte und ihm drohte, ihn zu verlassen, wenn er sie zwingen sollte, ihn zu pflegen. Er behielt die schmutzigen Verbände zwei oder drei Tage an; sie rochen übel und waren von Fliegen bedeckt, die zu verscheuchen er ebenfalls müde wurde. Doktor Buisson, Leiter der Krankenstation von Hiva Oa, den er in Papeete kennengelernt hatte, gab ihm Morphiumspritzen und Laudanum. Das dämpfte seine Schmerzen, wenn es ihn auch in einen idiotischen schlafwandlerischen Zustand versetzte, und milderte die deutliche Ahnung einer rapiden Verschlechterung seines Geisteszustands. Würdest du wie der verrückte Holländer enden, Paul? Im Juni 1902 konnte er kaum gehen aufgrund der Schmerzen in den Beinen. Ihm blieb nur noch wenig Geld vom Verkauf seines Hauses in Punaauia. Er steckte seine letzten Ersparnisse in den Kauf eines kleinen, von einem Pony gezogenen Wagens, mit dem er jeden Nachmittag in einem grünen Hemd und einem blauen Pareo, mit seiner Pariser Mütze und einem neuen Holzstock, in den er – wieder einmal – einen erigierten Phallus als Griff geschnitzt hatte, nach einem Umweg über die protestantische Mission und die schönen Tamarindenbäume vor dem Haus Pastor Verniers zur Bucht der Verräter fuhr. Zu dieser Stunde war sie immer voller Jungen und Mädchen, die im Meer badeten oder nackt auf den kleinen Wildpferden ritten, die wiehernd den Wellen trotzten. Vor der Bucht nahm sich die schmale unbewohnte Insel Hanakee wie ein schlafender Wal aus, eines dieser großen Tiere, wie sie früher die aus Nordamerika kommenden Walfangschiffe

gesucht hatten, vor denen die Bewohner Hiva Oas noch immer panische Angst hatten. Weil, wie sie erzählten, die Besatzung dieser Schiffe die Eingeborenen betrunken zu machen pflegte, um sie dann zu entführen und als Sklaven mitzunehmen. Mit einem dieser Walfangschiffe war es zu dem Vorfall gekommen, dem die Bucht ihren schimpflichen Namen verdankte. Der Entführungen überdrüssig, hatten die Bewohner Hiva Oas die Besatzung eines dieser Schiffe mit Festen und Tänzen empfangen und sie mit rohem Fisch und wildem Schwein bewirtet. Und ihnen allen mitten beim Feiern die Kehle durchgeschnitten. »Gebt zu, daß ihr sie aufgegessen habt«, rief Koke jedesmal begeistert, wenn er diese Geschichte hörte. »Bravo! Sehr gut! Das habt ihr gut gemacht!« Kurz bevor die Sonne unterging, kehrte Koke zum Haus der Wonnen zurück, nach einem Umweg über die einzige Straße Atuonas. Er zügelte das Pony und fuhr sie ganz langsam hinunter, vom Schiffsanlegeplatz bis zur Pension des Maori-Chinesen Matikana, und begrüßte dabei alle feierlich, obwohl seine Augen die meisten nicht mehr wirklich erkennen konnten.

Bei seiner Ankunft hatten ihn die Katholiken der Insel, weil sie von ihm als Herausgeber von *Les Guêpes* gehört hatten, wie einen der Ihren empfangen. Doch sein haltloses Leben, seine Besäufnisse, sein intimer Umgang mit den Eingeborenen und die bösen Legenden über die Vorgänge im Haus der Wonnen machten ihn bald zu einem Ausgestoßenen. Die Protestanten, die er in *Les Guêpes* so heftig attackiert hatte, betrachteten ihn aus der Ferne, voll Ressentiment. Die plötzliche Abreise von Doktor Buisson, der Mitte Juni nach Papeete versetzt

wurde, veranlaßte ihn jedoch, sich Paul Vernier, dem protestantischen Pastor, zu nähern, den er in seiner Zeitung einst persönlich angegriffen hatte. Ky Dong und Tioka brachten ihn zu ihm, da er nach ihren Worten die einzige Person in Atuona war, die einige medizinische Kenntnisse besaß und ihm helfen konnte. Pastor Vernier, ein sanftmütiger, großzügiger Mann, empfing ihn ohne eine Spur von Groll wegen der Beleidigungen, deren Opfer er gewesen war, und versuchte tatsächlich, ihm mit Salben und Beruhigungsmitteln für die Beine zu helfen. Sie taten eine gewisse Wirkung, denn im Juli 1902 war er wieder imstande, aus eigenen Kräften ein paar Schritte zu tun.

Um seine vorübergehende Besserung zu feiern, hatte der Gendarm Désiré Charpillat die Idee, ihn – da er ein Künstler war – zum Schiedsrichter des traditionellen Musikwettbewerbs zu ernennen, der am 14. Juli zwischen den Chören der beiden Schulen der Insel, der katholischen und der protestantischen, ausgetragen wurde. Die Rivalität zwischen den beiden Missionen äußerte sich in den wichtigsten Dingen. Um diese Rivalität nicht weiter zu verschärfen, fällte Paul ein salomonisches Urteil: ein Unentschieden zwischen den Konkurrenten. Doch diese Verteilung stellte die beiden Kirchen nicht zufrieden, und beide waren verärgert über ihn. So daß er sich also inmitten von Vorwürfen und allgemeiner Feindseligkeit in das Haus der Wonnen zurückziehen mußte.

Doch als er mit dem kleinen Ponywagen nach Hause gelangte, empfing ihn eine angenehme Überraschung. Dort erwartete ihn sein Nachbar Tioka, der Maori mit

dem weißen Bart. Sehr ernst erklärte er ihm, er betrachte ihn nach der nun abgelaufenen Zeit als einen wahren Freund. Und er wolle ihm vorschlagen, die Zeremonie der gegenseitigen Freundschaft zu zelebrieren. Sie sei sehr einfach. Sie bestehe darin, die jeweiligen Namen auszutauschen, ohne die eigenen aufzugeben. So machten sie es, und fortan hieß sein Nachbar Tioka-Koke und er Koke-Tioka. Jetzt warst du ein echter Marquesaner, Koke.

XVII

Worte, um die Welt zu verändern

Montpellier, August 1844

Flora hatte sich fest vorgenommen, ihren Aufenthalt in Montpellier, wo sie am 17. August 1844 aus Nîmes eintraf, ausschließlich zur Erholung zu nutzen. Sie mußte sich ausruhen. Sie war erschöpft; die Ruhr dauerte nun schon zwei Monate, und jede Nacht spürte sie in der Brust, unter heftigen stechenden Schmerzen, die Kugel nah an ihrem Herzen. Doch das Schicksal wollte es anders. Im Hôtel du Cheval Blanc, wo ein Zimmer für sie reserviert war, schlug man ihr die Tür vor der Nase zu. »Wie in allen anständigen Häusern nehmen wir hier Damen nur in Begleitung ihrer Eltern oder ihres Ehemannes auf«, wies der Direktor sie zurecht. Sie wollte ihm schon antworten: »Na, in Nîmes hat man mir gesagt, das Hôtel du Cheval Blanc sei so etwas wie das Bordell von Montpellier«, als ein Handlungsreisender, der gleichzeitig mit ihr eingetroffen war, ihr zuvorkam und sich als Beschützer der Dame anbot. Der Hotelier zögerte. Flora war gerührt, doch dann begriff sie, daß der galante Herr darauf bestand, ein einziges Zimmer für sie beide zu nehmen. »Halten Sie mich für eine Hure?« fuhr sie ihn an, während sie ihm zugleich eine schallende Ohrfeige verpaßte. Der Trottel stand benommen da und rieb sich das Gesicht. Sie ging hinaus auf die

Straßen von Montpellier, mit Koffern beladen, um ein Refugium zu suchen. Sie fand es erst am Mittag, im Hôtel du Midi, einer im Bau befindlichen Herberge, wo sie der einzige Gast war. Die sieben Tage in der Stadt lebte sie umgeben vom Lärm und vom Hin und Her der Maurer und anderer Arbeiter, die, an den Gerüsten hängend, das Hotel renovierten und erweiterten. Sie war so müde, daß sie trotz der Lärmbelästigung darauf verzichtete, eine andere Unterkunft zu suchen.

In den ersten vier Tagen traf sie sich weder mit Arbeitern noch mit den örtlichen Saintsimonisten oder Fourieristen, für die sie Empfehlungsbriefe bei sich trug. Doch es waren keine Tage der Erholung. Der aufgeblähte Bauch und das Darmgrimmen quälten sie so stark, daß sie einen Arzt aufsuchen mußte. Doktor Amador, den man ihr im Hotel empfohlen hatte, erwies sich als Spanier, und Flora freute sich, mit ihm die Sprache sprechen zu können, die sie seit ihrer Rückkehr aus Peru vor zehn Jahren kaum zu sprechen Gelegenheit gefunden hatte. Doktor Amador, ein glühender Anhänger der Homöopathie, die er mit verdrehten Augen »die neue Wissenschaft« nannte, war ein Mann in den Fünfzigern, feinsinnig, gebildet, vom Typ her dunkel und hochgewachsen, mit Sympathien für Saint-Simon und überzeugt davon, daß dessen »Theorie der Flüssigkeiten«, ein Schlüssel zum Verständnis der geschichtlichen Entwicklung, auch den menschlichen Körper erkläre. »Technik und Ökonomie sind die verändernden Kräfte der Gesellschaft, Doña Flora«, sagte er mit Baritonstimme zu ihr. Es war angenehm, mit ihm zu plaudern. Getreu seiner homöopathischen Überzeugung, das Übel durch

das Übel zu bekämpfen, verabreichte er ihr ein Präparat aus Arsen und Schwefel, das Flora mit Bedenken trank, voll Furcht, sich zu vergiften. Doch schon am zweiten Tag, nachdem sie das seltsame Gebräu geschluckt hatte, erlebte sie eine deutliche Besserung.

Dieser aufmerksame, respektvolle Mann, der dir mit Ehrfurcht zuhörte, auch wenn ihr in vielen Fragen nicht übereinstimmtest, erinnerte dich an die ersten »modernen Männer«, die du dank deiner Kühnheit und Hartnäckigkeit bei deiner Rückkehr aus Peru Anfang 1835 in Paris kennengelernt hattest, nach dieser unseligen Überfahrt, während der du beinahe von einem sittenlosen, verkommenen Passagier, dem verrückten Antonio, vergewaltigt worden wärest. Erinnerst du dich, Florita? Nachts versuchte er, die Tür deiner Kabine aufzubrechen, ohne daß der Schiffskapitän ihn zur Raison gerufen hätte; er war es wohl gewohnt, daß seine Passagiere alleinreisende Damen überfielen. Als du ihn zur Rede stelltest, entschuldigte sich Kapitän Alencar mit der aufschlußreichen Platitute: »Sie sind die erste Dame, die ich in meinen dreißig Jahren als Seebär allein reisen sehe.« Was für eine schreckliche Reise war deine Rückkehr nach Frankreich durch die Schuld der Seekrankheit und des verrückten Antonio!

Doch was machte dir das alles schon aus in den ersten Monaten in Paris, in deiner neu gemieteten kleinen Wohnung in der Rue Chabanais. Die bescheidene Pension deines Onkels Pío Tristan erlaubte dir ein anständiges Leben. Voll Tatkraft und Hoffnung dank des in Peru verbrachten Jahres, das dich mehr gelehrt hatte, als fünf Jahre an der Sorbonne es vermocht hätten, kehrtest

du mit dem festen Entschluß nach Frankreich zurück, eine *andere* zu sein, die Ketten zu sprengen, dein Leben ganz und frei zu leben, mit dem festen Vorsatz, deine geistigen Lücken zu füllen, deinen Verstand zu bilden und vor allem etwas zu tun, vieles zu tun, damit das Leben der Frauen besser würde, als es für dich gewesen war.

In dieser Stimmung schriebst du kurz nach deiner Ankunft in Frankreich dein erstes Buch oder besser Büchlein, eine Broschüre mit wenigen Seiten: *Über die Notwendigkeit, den Ausländerinnen einen guten Empfang zu bereiten*. Jetzt schämtest du dich für die Naivität dieses romantischen, sentimental, gutgemeinten Textes über den nicht existierenden oder schlechten Empfang, den ausländische Frauen in Frankreich erhielten. Die Gründung einer Gesellschaft vorzuschlagen, die Ausländerinnen bei ihrer Niederlassung in Paris helfen, ihnen Unterkunft verschaffen, sie mit Menschen zusammenbringen und den Bedürftigen Trost spenden sollte! Eine Gesellschaft, deren Mitglieder einen Eid leisten und eine Hymne und Insignien mit dem Wahlspruch der Institution haben würden: Tugend, Wachsamkeit und Propaganda gegen das Laster! Mit ersticktem Lachen – wie dumm warst du doch damals, Florita – streckte sie die Glieder in ihrem engen Zimmer im Hôtel du Midi. Auch du warst nicht verschont geblieben von der Epidemie der Gesellschaftsgründungen, die in Frankreich grassierte.

Es war ein jugendlicher Text, der deine mangelnde Bildung offenbarte, ein Text, den der Besitzer der Druckerei Delaunay, im Palais Royal, von Anfang bis Ende

korrigieren mußte wegen der zahlreichen Orthographiefehler des Manuskripts. War an ihm nichts zu retten, jetzt, wo du über die Jahre gereift warst? Doch, etwas gab es. Zum Beispiel dein Glaubensbekenntnis – »ein Glauben, eine Religion, die schönste und heiligste: die Liebe zur Menschheit«. Und deine Attacken gegen den Nationalismus: »Unsere Heimat muß das Universum sein.« Gesellschaften zu gründen war die fixe Idee von Saintsimonisten und Fourieristen. Standest du denn mit ihnen schon in Verbindung, als die Broschüre herauskam?

Nur durch Lektüre. Lesen war deine Hauptbeschäftigung in deiner kleinen Wohnung in der Rue Chabanais und später in der Rue du Cherche-Midi, in den Jahren 1835, 1836, 1837, trotz der Kopfschmerzen, die dir André Chazal bereitete. Du versuchtest, dir die Ideen, Philosophien, Lehren zu eigen zu machen, die für die Modernität standen und in denen du die wirksamste Waffe für die Befreiung der Frau erkanntest. Von *Le Globe* der Saintsimonisten über sämtliche Broschüren, Bücher, Artikel, Vorträge, die du in die Hand bekommen konntest, bis zu *La Phalange* der Fourieristen wolltest du alles lesen. Stunden um Stunden warst du bei dir zu Hause oder in den zwei Bibliotheken, in denen du dich eingeschrieben hattest, beschäftigt, Notizen zu machen, Karteikarten anzulegen, Auszüge abzuschreiben. Voll Hoffnung suchtest du Kontakte zu Saintsimonisten und Fourieristen, den beiden Strömungen, die dir in jenen Jahren – die Ideen Etienne Cabets oder des Schotten Robert Owen waren dir noch unbekannt – als die fortschrittlichsten erschienen und damit am besten

geeignet, dein Ziel, die rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau, zu erreichen.

Der Philosoph und Ökonom Claude Henri de Rouvroy, Graf von Saint-Simon, Visionär der »reibungslosen Gesellschaft der Produzenten«, war 1825 gestorben, und sein Erbe, der schlanke, elegante, kultivierte und aufgeklärte Prosper Enfantin, war seither das Oberhaupt der Saintsimonisten. Er war einer der ersten gewesen, dem du dein Büchlein geschickt hattest, mit einer unterwürfigen Widmung. Enfantin lud dich zu einer Versammlung von Anhängern in Saint-Germain-des-Prés ein. Erinnerst du dich, mit welchem Entzücken du die Hand dieses weltlichen Priesters drücktest, für den die Pariserinnen schwärmten? Er sah gut aus, war redegewandt und besaß Charisma. Er war im Gefängnis gewesen, im Zuge des ersten Experiments einer saintsimonistischen Gesellschaft in Ménilmontant, wo Enfantin, um die Solidarität zwischen den Mitgliedern zu fördern und den Individualismus abzuschaffen, seine denkwürdige Phantasieuniform entworfen hatte: auf dem Rücken geknöpfte Tuniken, die nur mit Hilfe einer anderen Person geschlossen werden konnten. Prosper war nach Ägypten gereist auf der Suche nach der Messias-Frau, die der Lehre zufolge die Erlöserin der Menschheit sein würde. Er hatte sie nicht gefunden und suchte sie noch immer. Jetzt kam dir dieses feministische Getue der Saintsimonisten wenig seriös vor, ein luxuriöses, frivoles Spiel. Doch 1835 sprach es dir aus der Seele, Florita. Mit welcher Ehrfurcht schautest du auf den leeren Stuhl, der neben dem des Vaters Prosper Enfantin über den Versammlungen der Saintsimonisten

throne. Wie sollte dich nicht die Erkenntnis bewegen, daß du nicht allein warst, daß in Paris andere, wie du, es unerträglich fanden, daß die Frau als minderwertiges, rechtloses Wesen galt, als Bürger zweiter Klasse? Angesichts des leeren Stuhls der Zeremonien der Saint-Simon-Schüler begannst du dir insgeheim zu sagen, als würdest du beten: »Die Retterin der Menschheit wirst du sein, Flora Tristane.«

Doch um die Messias-Frau der Saintsimonisten zu sein, mußte man mit Prosper Enfantin ein Paar bilden, das heißt, schlicht mit ihm ins Bett gehen. Er betörte viele Pariserinnen. Dich nicht. Hier hörte dein reformistischer Eifer auf. Die sexuelle Freiheit, wie sie diese Bewegungen predigten, erschien dir – auch wenn du es nicht sagtest – als Vorwand für die Libertinage, und du warst nicht bereit, ihnen darin zu folgen. Denn die Sexualität sollte dir bis zu deiner Begegnung mit Olympe Maleszewska die gleiche Abscheu einflößen wie die Erinnerung an André Chazal.

Während der Graf von Saint-Simon seit einiger Zeit tot war, lebte Charles Fourier noch in jenem Jahr 1835. Er war dreiundsechzig Jahre alt, und ihm blieben noch zwei Jahre. Du lerntest ihn kennen, Andalusierin. Und obwohl du jetzt, neun Jahre später, schlecht von seinen Schülern, diesen theoriegläubigen, tatenlosen Phalanstere-Anhängern dachtest, erinnertest du dich voll Bewunderung an den Meister. Wenn du ihm auch nur wenige Male, mit töchterlicher Zuneigung, begegnet warst, war er doch die erste Person, der du deine Schrift *Über die Notwendigkeit, den Ausländerinnen einen guten Empfang zu bereiten* schicktest, begleitet von schwärme-

rischen Worten, mit denen du ihm deine Mitarbeit anbotest: »Sie, Meister, werden in mir eine Kraft finden, die ihresgleichen sucht bei meinen Geschlechtsgenossinnen, ein dringendes Bedürfnis, Gutes zu tun.« Und zu deiner Überraschung erschien der noble, feine alte Herr mit seinem perfekt gebügelten Gehrock und seinen gütigen hellen Augen persönlich in der Nummer 42 der Rue du Cherche-Midi, um dir für das Buch zu danken und dich zu deinen erneuernden Ideen und deinem Gerechtigkeitssinn zu beglückwünschen. Einer der glücklichsten Tage deines Lebens, Florita!

Du hattest große Schwierigkeiten, einige seiner Theorien zu verstehen (daß es analog zu der von Newton entdeckten Ordnung des physischen Universums eine soziale Ordnung gab, zum Beispiel, oder daß die Menschheit acht Stadien der Wildheit und Barbarei durchlief, bevor sie die Harmonie und damit das Glück erreichen würde), studiertest *Die Theorie der vier Bewegungsformen und der allgemeinen Bestimmungen*, *Die neue sozialistische Welt der Arbeit* und zahllose Artikel, die in *La Phalange* und anderen fourieristischen Publikationen erschienen waren. Doch es war vor allem er, es war der Glanz sittlicher Lauterkeit, der von seiner Person ausging, die Genügsamkeit seines Lebens – er lebte allein, in einer mit Büchern und Papieren vollgestopften bescheidenen kleinen Wohnung der Rue de Saint-Pierre in Montmartre, in die du ihm einmal eine Sanduhr als Geschenk brachtest –, seine Güte, seine Abscheu vor jeder Art von Gewalt und sein felsenfestes Vertrauen in den guten Kern der Menschen, die dir in jenen Jahren das Gefühl gaben, Schülerin dieses großzügigen Weisen

zu sein. Fourier war ebenfalls gegen die Ehe und glaubte wie du, daß diese unglückselige Institution die Frau zu einem Objekt ohne Würde, ohne Freiheit machte. Seine Theorie über die Organisation der Welt in *Phalanstères*, Einheiten von jeweils vierhundert Familien ohne Ausbeuter und Ausgebeutete, wo die Arbeit und ihre Früchte bei vollkommenster Gleichheit zwischen Männern und Frauen gerecht verteilt und die unangenehmen Tätigkeiten mehr und die angenehmeren weniger entlohnt würden, faszinierte dich am Anfang. Diese Lehre gab deinem Streben nach Gerechtigkeit für die Menschheit eine konkrete Form.

Doch du konntest dich nie mit den Aspekten der Fournerschen Philosophie anfreunden, die sich auf die Sexualität bezogen. War es deine Schuld? Das glaubte Olympe. Du konntest die altruistischen Absichten des Meisters verstehen: Niemand sollte wegen seiner Laster oder Manien aus der Gesellschaft, vom Glück ausgeschlossen werden. Gut und schön. Aber war es durchführbar, *Phalanstères* nach sexuellen Vorlieben zu bilden, die Homosexuellen, die Lesbiennnen, diejenigen, die Lust durch Erleiden oder Zufügen von Schmerz empfanden, die Voyeure und die Onanisten in kleinen Enklaven zusammenzufassen, wo sie sich normal fühlen könnten? Obwohl du keine Argumente gegen diese These anzuführen wußtest, ließ dir der bloße Gedanke daran die Röte ins Gesicht steigen. Und du glaubtest, daß der Vorschlag viel zu verwegen war, um realistisch zu sein. Außerdem machte es dich schaudern, wenn du dir das Leben in diesen *Phalanstères* sexueller Exzentriker vorstelltest, die praktizierten, was der Meister Fourier

»die edle Orgie« nannte. Olympe hatte recht, wenn sie dich bei euren Spielen im Bett vor Scham erröten ließ mit ihren Launen: »Du bist eine Puritanerin, Florita, eine weltliche Nonne.«

Natürlich teiltest du Fouriers Aussage, daß die Zivilisation in direktem Verhältnis zum Grad der Unabhängigkeit der Frauen stehe. Andere Behauptungen von ihm verwirrten dich dagegen. Zum Beispiel die Gewißheit des alten Mannes, daß die Welt genau achtzigtausend Jahre dauern und daß in dieser Zeit jede Seele achthundertzehnmal zwischen der Erde und anderen Planeten hin und her wandern und tausendsechshundertsechszwanzig Existenzen haben würde. War das nicht dem Aberglauben näher als der Wissenschaft?

Andererseits krampfte sich dein Herz zusammen, wenn du sahst oder besser gesagt dir vorstelltest, wie der alte weise Mann sich jeden Mittag hastig in einem der kleinen Cafés am Palais Royal erhob, wo er schrieb und las, und den Hügel von Montmartre hinaufstieg, zu seiner bescheidenen Wohnung in der Rue de Saint-Pierre, um, wie er 1826 verkündet hatte, auf den Mäzen zu warten, den reichen, aufgeklärten Kapitalisten, der zu ihm kommen und ihm erklären würde, daß er bereit sei, das erste *Phalanstère*, die Keimzelle der künftigen glücklichen Menschheit, zu finanzieren. Deine Augen füllten sich mit Tränen, wenn du daran dachtest, daß Charles Fourier mit seinem unzerstörbaren Glauben an das Gute im Menschen von 1826 bis zum Vorabend seines Todes, am 10. Oktober 1837, jeden Tag von zwölf bis zwei in seiner Wohnung auf den Besucher gewartet

hatte, der niemals kam. Gab es etwas Erbarmungswürdigeres als dieses lange, nutzlose, elfjährige Warten?

Die Schüler Fouriers, angefangen bei Victor Considérant, dem Direktor von *La Phalange*, dachten nicht so. Heute noch, 1844, sieben Jahre nach dem Tod des Meisters, waren sie imstande, an Kapitalisten zu glauben, die großherziger Taten fähig waren. Großherzig? Wohl eher selbstmörderisch. Denn sollte das System der *Phalanges* triumphieren, wäre dies das Ende des Kapitalismus. Dazu würde es aber nicht kommen, und du, Florita, verstandest genau, warum, trotz deines geringen Wissens. Die Kapitalisten mochten böswillig und egoistisch sein, aber sie wußten, was gut für sie war. Sie wären nie bereit, das Schafott zu finanzieren, auf dem man ihnen die Köpfe abschneiden würde. Deshalb glaubtest du nicht mehr an die Fourieristen, deshalb hattest du Mitleid mit ihnen. Dennoch pflegtest du ein gutes Verhältnis zu Victor Considérant, der seit 1836 Briefe und Artikel von dir in *La Phalange* veröffentlichte, die zuweilen sehr kritisch mit der Zeitschrift selbst umgingen. Und er gab dir, obwohl er wußte, daß du nicht mehr auf ihrer Seite warst, Briefe und Empfehlungen für diese Reise durch das Innere Frankreichs.

Wenn Doktor Amador, der Homöopath von Montpellier, den Flora in dieser Woche mehrmals sah, ihre harte Kritik an den Fourieristen und Saintsimonisten hörte, ihre Vorwürfe, sie seien »schwach« und »verbürgerlicht«, spottete er über ihren »aufrührerischen Geist«. Flora spürte deutlich, daß der Spanier – wenn er sprach, strich er sich über die gepflegten grauen Koteletten, die bis zu seinem Unterkiefer reichten – sich zu ihr hin-

gezogen fühlte. Ständig schmeichelte er dir, Andalusierin. Diese herzliche Beziehung fand jedoch ein ziemlich jähes Ende an dem Tag, an dem du durch Amador selbst erfuhst, daß er in seinem Unterricht an der Medizinischen Fakultät der Universität von Montpellier nicht Homöopathie lehrte, die von der Akademie nicht akzeptiert wurde, sondern die allopathische oder traditionelle Medizin, für die er, wie er dir unmißverständlich erklärt hatte, eine Verachtung empfand, wie man sie veralteten Dingen, verstaubten Ideen entgegenbringt.

»Wie können Sie etwas lehren, an das Sie nicht glauben, und noch dazu Geld dafür nehmen?« fuhr ihn eine empörte Madame-la-Colère an. »Das ist inkonsequent und unmoralisch.«

»Schön, schön, seien Sie nicht so streng«, wiegelte er ab, überrascht angesichts dieser vehementen Reaktion. »Beste Freundin, ich muß leben. Man kann nicht immer vollkommen konsequent und moralisch im Leben sein, es sei denn, man habe die Berufung zum Märtyrer.«

»Die muß ich wohl haben«, erklärte Madame-la-Colère. »Ich versuche immer, gradlinig zu handeln und meinen Überzeugungen zu folgen. Mir würde die Zunge abfallen, wenn ich Dinge lehren müßte, an die ich nicht glaube, nur, um ein Gehalt zu rechtfertigen.«

Es war das letzte Mal, daß sie sich sahen. Doch obwohl er zweifellos verletzt war durch Floras Kritik, schickte Doktor Amador ihr einen Tischler ins Hôtel du Midi. André Médard war ein aufgeweckter, sympathischer junger Mann. Er hatte eine mutualistische Arbeitergesellschaft gegründet, zu der er sie einlud.

»Warum haben Sie beschlossen, in Montpellier nicht zu sprechen, Madame?«

»Weil man mir versichert hat, ich würde hier keinen einzigen intelligenten Arbeiter finden«, provozierte Flora ihn.

»Hier gibt es vierhundert intelligente Arbeiter, Madame«, sagte der junge Mann lachend. »Ich bin einer davon.«

»Mit vierhundert intelligenten Arbeitern würde ich die Revolution in ganz Frankreich machen, mein Lieber«, erwiderte Flora.

Das Treffen, das André Médard für sie organisierte, mit sechzehn Männern und vier Frauen, verlief ausgezeichnet. Sie waren uninformiert, aber neugierig, hörten ihr erwartungsvoll zu und zeigten Interesse für die Arbeiterunion und die Arbeiterpaläste. Sie kauften einige Bücher und fanden sich bereit, ein Komitee mit fünf Mitgliedern zu gründen – darunter eine Frau –, das die Bewegung in Montpellier propagieren sollte. Und sie erzählten Flora Dinge, die sie überraschten. Hinter dem äußeren Schein einer wohlhabenden bürgerlichen Stadt sei Montpellier ein Pulverfaß. Es gebe keine Arbeit, und viele Arbeitslose zögen trotz des Verbots der Obrigkeit durch die Straßen, wo sie die Kutschen und Häuser der zahlreichen Reichen der Stadt bisweilen mit Steinen bewarfen.

»Wenn wir uns nicht beeilen und die Situation mit Hilfe der Arbeiterunion friedlich bewältigen, dann wird Frankreich oder womöglich ganz Europa explodieren«, erklärte Flora am Ende der Versammlung. »Das Blutbad wird schrecklich sein! Also Hand ans Werk, meine

Freunde!«

Im Unterschied zu den ersten Tagen in Montpellier, in denen sie sich ausgeruht hatte, waren die letzten drei bis zum Rand mit Aktivitäten gefüllt, dank des homöopathischen Präparats von Doktor Amador, das sie euphorisch stimmte und ihr das Gefühl gab, voller Energie zu sein. Sie versuchte erfolglos, das Gefängnis zu besichtigen, und klapperte die Buchhandlungen ab, in denen sie Exemplare von *L'Union Ouvrière* hinterließ. Zum Schluß traf sie sich mit etwa zwanzig örtlichen Fourieristen. Sie enttäuschten sie, wie immer. Es waren Angehörige gehobener Berufe und Bürokraten, unfähig, von der Theorie zur Praxis überzugehen, voll angeborenen Mißtrauens gegenüber den Arbeitern, in denen sie eine Gefahr für ihre bürgerliche Ruhe zu sehen schienen. Als die Reihe an die Fragen kam, gelang es einem Anwalt, Maître Saissac, sie aus der Fassung zu bringen, als er ihr vorhielt, sie würde »die Aufgaben der Frau überschreiten, die niemals die Sorge um das Heim für die Politik aufgeben darf«. Der Anwalt war beleidigt, als sie ihn einen »Steinzeitmenschen, unreifen Staatsbürger, sozialen Höhlenbewohner« nannte.

Maître Saissac hatte etwas von dem pergamentartigen, gelblichen, durch Not, Bitterkeit und Groll gealterten Gesicht André Chazáis. Diesen mußte Flora in jenen Jahren mehrmals sehen, mußte mit ihm einen Krieg ausfechten, von dem ihr als Erinnerung die Kugel in der Brust geblieben war, die Doktor Récamier und Doktor Lisfranc ihr nicht hatten entfernen können. Zwischen 1835 und 1837 hatte Chazal die arme Aline dreimal (Ernest-Camille zweimal) entführt und das Mädchen zu

dem traurigen, melancholischen und gehemmten Wesen gemacht, das sie jetzt war. Und jedesmal gaben die alptraumhaften Gerichte, an die Flora sich wenden mußte, um das Sorgerecht für ihre beiden Kinder zu fordern, ihm recht, obwohl er ein Nichtstuer, ein Alkoholiker, ein perverser, degenerierter Mann, ein armer Teufel war, der in einem elenden, übelriechenden Quartier lebte, wo die beiden Kinder nur eine würdelose Existenz führen konnten. Und warum? Weil André Chazal der Ehemann war, weil er die Befugnisse und Rechte besaß, mochte er auch ein menschlicher Abschaum sein, imstande, sich an seiner eigenen Tochter zu vergehen. Du dagegen, die es durch eigene Anstrengung geschafft hatte, sich zu bilden, Bücher zu publizieren und ein anständiges Leben zu führen, die in der Lage gewesen wäre, diesen beiden Kindern eine gute Erziehung und ein sicheres Leben zu bieten, du warst immer schlecht angesehen bei den Richtern, für die jede unabhängige Frau eine Hure war. Elendes Pack!

Wie hattest du es fertiggebracht, Florita, in diesen hektischen Jahren nicht nur vor den Gerichten und auf der Straße mit André Chazal zu streiten, sondern auch noch die *Fahrten einer Paria* zu schreiben? Die Erinnerungen an deine Reise nach Peru erschienen in zwei Bänden Anfang 1838 in Paris und machten dich in wenigen Wochen in den intellektuellen und literarischen Kreisen Frankreichs bekannt. Du hattest sie dank dieser unbezähmbaren Kraft geschrieben, die dir erst jetzt, in den letzten Monaten, während dieser Reise, zu schwinden begann.

Dieses Buch entstand im ständigen, hektischen Hin

und Her zwischen Kommissariaten, Untersuchungsrichtern und polizeilichen Vorladungen, bei denen es immer wieder darum ging, auf die abwegigen Anschuldigungen Chazals zu antworten, der – er selbst gestand es vor dem Gericht, das ihm wegen Mordversuch den Prozeß machte – dir nicht so sehr das Sorgerecht für die Kinder nehmen, sondern sich vielmehr rächen wollte, sich an dieser dreisten Person rächen wollte, die, obwohl vor dem Gesetz seine Frau, es gewagt hatte, ihn zu verlassen, sich vor aller Welt in Artikeln und Büchern ihrer würdelosen Taten rühmte – Heim und Herd zu fliehen, durch Peru zu reisen, sich als ledig auszugeben und von anderen Männern hofieren zu lassen – und ihn obendrein noch verleumdete und vor der Öffentlichkeit als unzüchtiges, brutales Wesen darstellte.

In der Tat, André Chazal hatte sich gerächt. Zunächst, indem er sich an der armen Aline verging, in der Gewißheit, daß dieses Verbrechen die Mutter genauso treffen würde wie die Tochter. Sie spürte erneut den Schwindel jenes Morgens im April 1837, als sie Alines kleinen Brief in Händen hielt. Das Mädchen hatte ihn einem hilfsbereiten Wasserträger übergeben, der ihn Flora persönlich überbrachte. Völlig außer sich, versuchte sie, ihre Kinder zu retten, und zeigte den inzestuösen Vergewaltiger bei der Polizei an. Dieser attackierte sie auf der Straße, bevor er von den Polizeibeamten gefaßt wurde. Doch dank des rhetorischen Geschicks seines Anwalts Jules Favre ging es bei dem Prozeß unglaublicherweise – war es zu fassen, Florita? – nicht etwa um die Vergewaltigung und den Inzest ihres Ehemannes, sondern um die

anormale, moralisch zweifelhafte und sich unschicklich betragende Person Flora Tristans! Das Gericht erklärte, die Vergewaltigung sei »nicht bewiesen«, und ordnete an, daß die Kinder in einem Internat unterzubringen seien, wo ihre Eltern sie getrennt besuchen durften. So sah die Gerechtigkeit für Frauen in Frankreich aus, Florita. Deshalb unternahmst du diesen Kreuzzug, Andalusierin.

Das Erscheinen der *Fahrten einer Paria* verschaffte ihr literarisches Ansehen und etwas Geld – innerhalb kurzer Zeit wurden zwei Auflagen verkauft –, aber auch Probleme. Der Skandal, den das Buch in Paris auslöste – keine Frau hatte jemals ihr Privatleben mit solcher Offenheit ausgebreitet noch sich zu ihrem Status als Paria bekannt oder ihre Rebellion gegen die Gesellschaft, die Konventionen und die Ehe verkündet, wie du es getan hattest –, war nichts im Vergleich zu dem Aufruhr in Peru, als die ersten Exemplare nach Lima und Arequipa gelangten. Du wärest gerne dort gewesen, hättest gerne gesehen und gehört, was diese erbosten Herrschaften sagten, als sie, die Französisch lesen konnten, sich so schonungslos dargestellt sahen. Es amüsierte dich, daß in Lima die Bürger dein Bild im Teatro Central verbrannten und daß dein Onkel Don Pío Tristan den Vorsitz bei einer Zeremonie auf der Plaza de Armas in Arequipa führte, bei der symbolisch ein Exemplar der *Fahrten einer Paria* verbrannt wurde, wegen Verunglimpfung der guten Gesellschaft von Arequipa. Weniger amüsant war, daß Don Pío dir die kleine Rente entzog, von der du bisher gelebt hattest. Die Emanzipation war nicht gratis, Florita.

Das Buch hätte dich beinahe das Leben gekostet. André Chazal verzieh dir nicht das erbarmungslose Bild, das du von ihm gezeichnet hattest. Wochen und Monate plante er das Verbrechen. In seiner Höhle in Montmartre fanden sich Zeichnungen von Gräbern und Grabinschriften für »die Paria«, die das Datum der Veröffentlichung der *Fahrten* trugen. Im Mai dieses Jahres kaufte er zwei Pistolen, fünfzig Kugeln, Pulver, Blei und Kapseln, ohne sich die Mühe zu machen, die Quittungen zu vernichten. Fortan prahlte er in Lokalen vor befreundeten Lithographen damit, er werde sich auf eigene Faust »gegen diese Isebel« Recht verschaffen. Den kleinen Ernest-Camille nahm er einige Sonntage mit, damit er zusehen konnte, wie er vor einer Zielscheibe seine Pistolen ausprobierte. Den ganzen August 1838 sahst du ihn in der Nähe deiner Wohnung in der Rue du Bac herumstreichen. Obwohl du die Polizei benachrichtigtest, tat diese nichts, um dich zu beschützen. Am 10. September verließ André Chazal seine elende Behausung in Montmartre und ging äußerlich gelassen zum Mittagessen in ein kleines Restaurant, fünfzig Meter von deinem Haus entfernt. Er aß in aller Ruhe, vertieft in die Lektüre eines Buches über Geometrie, das er dem Wirt des Lokals zufolge mit Anmerkungen versah. Um halb vier Uhr nachmittags, als du zu Fuß, benommen von der spätsommerlichen Hitze, nach Hause zurückkehrtest, erblicktest du in der Ferne Chazal. Du sahst ihn näher kommen, und du wußtest, was geschehen würde. Doch ein Anflug von Würde oder von Stolz hinderte dich daran, loszurennen. Du gingst weiter, mit hoherhobenem Kopf. Drei Meter von dir

entfernt, hob André Chazal eine der beiden Pistolen, die er in Händen hielt, und schoß. Die Kugel, die dir durch eine Achsel in den Körper drang und in deiner Brust steckenblieb, warf dich zu Boden. Als Chazal sich anschickte, mit der zweiten Pistole zu schießen, und auf dich zielte, gelang es dir, aufzustehen und in einen nahen Laden zu flüchten. Dort wurdest du ohnmächtig. Später erfuhrt du, daß Chazal, dieser Schwächling, nicht mehr dazu gekommen war, mit der zweiten Pistole zu schießen, und sich widerstandslos der Polizei ergeben hatte. Jetzt büßte er die zwanzig Jahre Zwangsarbeit ab, zu denen man ihn verurteilt hatte. Du hattest dich von ihm befreit, Florita. Für immer. Die Justiz gestattete dir sogar, Alines und Ernests Familiennamen Chazal durch den Namen Tristan zu ersetzen. Eine späte, doch echte Befreiung. Nur daß Chazal dir als Erinnerung diese Kugel hinterlassen hatte, die dich jeden Augenblick, wenn sie sich ein winziges Stück auf dein Herz zubewegte, töten konnte. Doktor Récamier und Doktor Lisfranc war es trotz aller Bemühungen, trotz der Sonden, die sie dir einführten, nicht gelungen, das Geschoß zu entfernen. Der Mordversuch machte dich zur Heldin, und während der ganzen Zeit deiner Genesung war die kleine Wohnung in der Rue du Bac ein gesellschaftlicher Modeort, an dem sich die Pariser Berühmtheiten von George Sand bis Eugène Sue, von Victor Considérant bis Prosper Enfantin einfanden, um sich nach deiner Gesundheit zu erkundigen. Du warst berühmter als eine Opernsängerin oder als eine Zirkusartistin, Florita.

Doch was sich wie das Ende deiner Mißgeschicke, wie eine friedvolle, erfolgreiche Etappe deiner Existenz

ausnahm, wurde getrübt vom plötzlichen Tod des kleinen Ernest-Camille, der dich wie ein Erdbeben erschütterte.

Doktor Récamier und Doktor Lisfranc hatten sich so freundlich und aufmerksam um dich bemüht, daß du vor dem Antritt der Reise, auf der du die Arbeiterunion bekanntmachen wolltest, ein eigenhändiges Testament verfaßtest, in dem du ihnen im Todesfall deinen Körper für ihre klinischen Forschungen vermachtest. Deinen Kopf bestimmtest du für die Phrenologische Gesellschaft von Paris, zur Erinnerung an die Sitzungen, an denen du teilgenommen und bei denen diese neue Wissenschaft einen sehr günstigen Eindruck auf dich gemacht hatte.

Obwohl die Ärzte dir empfahlen, mit Rücksicht auf das kalte Metall in deiner Brust ein ruhiges Leben zu führen, erreichte deine Aktivität schwindelerregende Ausmaße, kaum daß du aufstehen und aus dem Haus gehen konntest. Jetzt warst du berühmt, und die Salons stritten sich um dich. Wie zuvor in Arequipa nahmst du jetzt am mondänen Pariser Leben teil: Empfänge, Galas, Teegesellschaften, Plauderrunden. Du warst sogar bereit, dich zum Maskenball in der Oper schleppen zu lassen, der dich durch seine Pracht erstaunte. An jenem Abend lerntest du eine schlanke Frau mit bohrendem Blick kennen – eine Schönheit mit gotischen Zügen –, die dir die Hand küßte und in zärtlichem Tonfall sagte: »Ich bewundere und beneide Sie, Madame Tristan. Ich heiße Olympe Maleszewska. Können wir Freundinnen sein?« Einige Zeit später solltet ihr es sein, und in welcher intimer Weise.

Wenn du nicht wärst, wie du bist, Florita, hättest du

dank der Popularität, die du einige Zeit durch die Veröffentlichung der *Fahrten einer Paria* und durch den Mordversuch genießen konntest, eine große Dame werden können. Du wärest jetzt eine George Sand, eine umschwärmte, geachtete Frau von Welt, die nicht nur ein reges gesellschaftliches Leben führen, sondern überdies in ihren Schriften die Ungerechtigkeit anprangern würde. Eine geachtete Salonsozialistin, das wärest du jetzt. Doch zu deinem Glück und auch zu deinem Unglück warst du das nicht. Dir war sofort klar, daß eine Sirene der Pariser Salons niemals imstande wäre, die soziale Wirklichkeit auch nur ein Stück weit zu verändern oder den geringsten Einfluß in politischen Dingen auszuüben. Es galt zu handeln. Doch wie?

Damals glaubtest du, daß Schreiben, daß Ideen und Worte genügten. Wie sehr du dich täuschest. Die Ideen waren wesentlich, doch wenn ihnen nicht das entschlossene Handeln der Opfer – Frauen und Arbeiter – folgte, würden die schönen Worte verpuffen und niemals die Pariser Kaffeehäuser verlassen. Aber vor acht, neun Jahren glaubtest du noch, daß das gedruckte Wort, das anklagende Wort, ausreichen würde, um die gesellschaftliche Veränderung in Gang zu setzen. Deshalb schriebst du aus einem inneren Drang heraus, mit Leidenschaft, alles und über alles, schriebst dir die Finger wund im Licht einer Petroleumlampe in deiner kleinen Wohnung in der Rue du Bac, von deren Fenstern aus du die quadratischen Türme von Saint-Sulpice sehen und die Glockenschläge hören konntest, die in deinem Schlafzimmer die Fensterscheiben zum Vibrieren brachten. Du verfaßtest eine Bittschrift für die »Abschaf-

fung der Todesstrafe«, die du in Druck gabst und persönlich zur Abgeordnetenkammer brachtest, ohne daß sie die geringste Wirkung auf die Parlamentarier gehabt hätte. Und du schriebst *Méphis*, einen Roman über die gesellschaftliche Unterdrückung der Frau und die Ausbeutung des Arbeiters, den wenige Leute lasen und den die Kritik miserabel fand. (Vielleicht war er das. Das machte nichts; entscheidend war nicht die Ästhetik mit ihrer einschläfernden Wirkung auf die Menschen, sondern die Reform der Gesellschaft.) Du schriebst Artikel in *Le Voleur*, in *L'Artiste*, in *Le Globe* und in *La Phalange*, und du hieltest Vorträge, in denen du die Ehe, diesen Frauenhandel, verurteiltest und die Scheidung fordertest, mit denen du bei den Politikern auf taube Ohren und bei den Katholiken auf Empörung stießest.

Als der englische Sozialreformer Robert Owen 1837 Frankreich besuchte, gingst du zu ihm, obwohl du sein Experiment – eine von Wissenschaft und Technik regulierte, gemischt industrielle und landwirtschaftliche Gesellschaft mit genossenschaftlichen Zügen in New Lanark, in Schottland – kaum kanntest. Du unterzogst ihn einer gründlichen Befragung über seine Theorien, an der er so sehr Gefallen fand, daß er dir einen Gegenbesuch machte und, wie einst Fourier in der Rue du Cherche-Midi, an die Tür deiner kleinen Wohnung in der Rue du Bac klopfte. Der sechsundsechzigjährige Owen war weniger gelehrt als Fourier, weniger Träumer als Pragmatiker, und machte den Eindruck von jemandem, der seine Pläne in die Tat umsetzte. Ihr diskutiertet, stimmtet überein, und er forderte dich auf, dir mit eigenen Augen in New Lanark ein Bild von den

Ergebnissen jener kleinen Gesellschaft zu machen, in der die Habgier durch die Solidarität ersetzt war, in der es kostenlose Kindererziehung ohne körperliche Züchtigung gab und genossenschaftliche Kaufläden für die Arbeiter, wo die Produkte zum Selbstkostenpreis verkauft wurden, und sich allmählich eine Gemeinschaft gesunder, glücklicher Menschen herausbildete. Die Vorstellung, nach England zurückzukehren, das Land, an das du dich seit deinen Tagen als Dienstmädchen bei der Familie Spence nur mit Schrecken erinnertest, lockte dich und stieß dich zugleich ab. Doch der Gedanke bohrte weiter in deinem Kopf. Wäre es nicht großartig, dort alles über die soziale Frage zu erforschen und in Erfahrung zu bringen, wie zuvor in Peru, und es dann in die Form eines anklagenden Buches zu bringen, das das britische Empire, diese von Heuchelei und Lügen geprägte Gesellschaft, bis in die Grundfesten erschüttern würde? Kaum hattest du den Plan gefaßt, begannst du auch schon, nach Mitteln und Wegen zu suchen, ihn umzusetzen.

Ach, Florita, es war ein Jammer, wie der Körper deinem Geist die Beweglichkeit genommen hatte, mit der du vor sieben Jahren so viele Dinge gleichzeitig in Angriff nehmen konntest, wenn nötig, ohne zu schlafen und ohne zu essen. Jetzt erforderten die selbstauferlegten Anstrengungen ungeheure Willenskraft von dir, um die Erschöpfung zu überwinden, die deine Knochen, deine Muskeln taub machte, sie aufzulösen schien und dich zwang, zwei- oder dreimal am Tag auf einem Bett oder in einem Sessel zu ruhen, während du fühltest, wie dir das Leben zwischen den Fingern zerrann.

In dieser Verfassung war sie nach einem zweiten Treffen mit der Gruppe der Fourieristen in Montpellier, das auf ihre Bitten hin stattgefunden hatte. Sie war neugierig hingegangen. Die Teilnehmer hatten eine kleine Kollekte veranstaltet und überreichten ihr zwanzig Francs für die Arbeiterunion. Es war nicht viel, aber besser als gar nichts. Sie plauderte und scherzte mit ihnen, bis ein plötzlicher Anfall von Erschöpfung sie zwang, sich zu verabschieden und ins Hôtel du Midi zurückzukehren.

Dort erwarteten sie zwei Briefe. Sie öffnete zuerst den von Eleonore Blanc. Die treue, unermüdliche, liebevolle Eleonore erstattete ihr einen ausführlichen Bericht über die Tätigkeiten des Komitees in Lyon, die neuen Mitglieder, die Versammlungen, die Kollekten, den Verkauf ihres Buches und die Bemühungen, die Arbeiter zu gewinnen. Der andere war von dem Künstler Jules Laure, mit dem sie eine enge Freundschaft verband. In den Pariser Salons behauptete man, sie seien ein Liebespaar und Laure würde sie aushalten. Ersteres war falsch, denn als Jules Laure ihr nach der Fertigstellung ihres Porträts vor vier Jahren seine Liebe gestand, hatte Flora ihn mit schonungsloser Offenheit abgewiesen. Und ihm kategorisch erklärt, er solle nicht insistieren: ihre Aufgabe, ihr Kampf seien unvereinbar mit einer Liebesleidenschaft. Sie habe auf ein Gefühlsleben verzichtet, um sich mit Leib und Seele der Veränderung der Gesellschaft zu widmen. So unglaublich es schien, Jules Faure verstand sie. Er bat sie, sie sollten, wenn kein Liebespaar, dann wenigstens Freunde, Geschwister, Gefährten sein. Und das waren sie. In dem Maler hatte Flora

jemanden gefunden, der sie achtete und liebte, einen Vertrauten und einen Verbündeten, der ihr Freundschaft und Unterstützung in Momenten der Mutlosigkeit bot. Außerdem half Laure, der finanziell sehr gut gestellt war, ihr manchmal bei materiellen Problemen. Nie wieder hatte er zu ihr von Liebe gesprochen oder auch nur versucht, ihre Hand zu fassen.

Sein Brief enthielt schlechte Nachrichten. Der Besitzer ihrer Wohnung in der Nummer 100 der Rue du Bac hatte sie hinausgeworfen, weil sie mehrere Monate nacheinander keine Miete gezahlt hatte. Er hatte ihr Bett und ihr übriges Mobiliar auf die Straße gestellt. Als Jules Laure auf eine Benachrichtigung hin herbeieilte, um die Sachen zu retten und in ein Depot zu bringen, waren schon mehrere Stunden vergangen. Er fürchtete, etliche Gegenstände könnten von Leuten aus der Nachbarschaft gestohlen worden sein. Flora verharrte einen Augenblick lang wie betäubt. Ihr Herz schlug schneller, in maßloser Empörung. Mit geschlossenen Augen stellte sie sich die schändliche Operation vor, die Träger, die dieses nach Knoblauch stinkende Tier in Menschenkleidung bezahlt hatte, damit sie die Möbel, Kisten, Kleidungsstücke, Papiere hinaustrugen, die Treppen hinunterwarfen, auf dem Pflaster der Straße aufschichteten. Erst eine ganze Weile später konnte sie weinen und ihrer Wut Luft machen, indem sie mit lauter Stimme dieses »elende Lumpenpack«, diese »widerwärtigen Rentiers«, diese »schmutzigen Harpyien« verfluchte. »Wir werden all diese Eigentümer bei lebendigem Leib verbrennen!« wettete sie und stellte sich dabei an den Pariser Straßenecken die rauchenden Scheiterhaufen vor, auf denen

dieser Abschaum geröstet wurde. Bis sie vor lauter ausgemalten Schandtaten lachen mußte. Einmal mehr hatten diese bösen Phantasien sie beruhigt; es war ein Spiel, das sie seit ihrer Kindheit in der Rue du Fouarre spielte und das immer funktionierte.

Doch dann hielt sie sich nicht weiter damit auf, daß sie kein Zuhause mehr besaß und zweifellos einen Gutteil ihrer mageren Besitztümer verloren hatte, und begann sich darüber Gedanken zu machen, wie man den Revolutionären eine minimale Sicherheit in bezug auf Wohnung und Unterhalt geben konnte, wenn sie auszogen, um Anhänger zu gewinnen und die gesellschaftliche Reform zu predigen. Als es Mitternacht schlug, arbeitete sie noch immer in ihrem kleinen Hotelzimmer, im Licht einer knisternden Kerze, an einem Plan für »Refugien«, die wie die Klöster und Häuser der Jesuiten die Revolutionäre stets mit einem Bett und einem Teller heißer Suppe erwarten würden, wenn sie durch die Welt zogen, um die Revolution zu predigen.

XVIII

Das späte Laster

Atuona, Dezember 1902

»Wollten Sie eigentlich immer Maler werden, Paul?« fragte Pastor Vernier plötzlich.

Sie hatten getrunken, das grandiose »schleimige Omelett« des Hausherrn gegessen und die Probleme erörtert, die Paul sich nach Meinung von Ben Varney und Ky Dong einhandeln würde, wenn er weiter die Behörden provozierte, indem er die Marquesaner aufforderte, keine Steuern zu zahlen. Sie hatten gelacht und sich den Wutanfall ausgemalt, den Bischof Martin bekommen würde, wenn er erführe, daß Koke in seinem Garten gerade zwei Holzskulpturen aufgestellt hatte, die eine Anspielung auf das darstellten, was den Purpurträger am meisten schmerzen mußte: Die gehörnte, betende Figur hatte sein Gesicht und hieß *Pater Wollust* und die Frau mit großen Brüsten und Hüften, die sie obszön zur Schau stellte, *Thérèse*, wie das Dienstmädchen, das nach Volkes Stimme in Atuona die Geliebte des Bischofs war. Sie hatten darüber debattiert, ob das geheimnisvolle Schiff, das in der Ferne, durch Regen und Nebel, an der Insel vorbeigefahren war, eines dieser unglückbringenden amerikanischen Walfangschiffe war, die den Einge-

borenen von Hiva Oa Furcht einjagten, weil Inselbewohner entführt und gewaltsam der Besatzung einverleibt worden waren. Doch dann hatten sie sich den Argumenten Frébaults und Ben Varneys gefügt, denen zufolge die Walfangschiffe nicht mehr kamen, weil es hier keine Wale mehr gab, und beschlossen, daß das Schiff, das sie gesehen hatten, nicht existierte, daß es ein Gespensterschiff war.

Die plötzliche Frage des protestantischen Geistlichen von Atuona verwirrte Paul. Sie plauderten im überschwemmten Garten des Hauses der Wonnen. Zum Glück hatte es zu regnen aufgehört. Als die Wolken vor einer Stunde aufgerissen waren, hatten sie einen Himmel von reinstem Blau entblößt, und die Sonne brannte mit großer Kraft. Es hatte die ganze Woche sintflutartig geregnet, und Pauls fünf Freunde – Ky Dong, Ben Varney, Emile Frébault, sein Nachbar Tioka und der Leiter der protestantischen Mission – freuten sich sehr über dieses Intermezzo schönen Wetters. Pastor Vernier war der einzige, der keinen Alkohol trank. Die anderen hielten Gläser mit Absinth oder Rum in den Händen und hatten beschwipste Augen.

»Haben Sie sich schon als Kind zum Künstler berufen gefühlt?« beharrte Pastor Vernier. »Das Thema der Berufung interessiert mich sehr. Gleich ob in der Religion oder in der Kunst. Denn ich glaube, beide haben vieles gemeinsam.«

Pastor Vernier war ein magerer, altersloser Mann, der sehr sanft sprach, als würde er die Worte liebkosten. Seine Leidenschaft galt den Seelen und den Blumen; sein Garten zu Füßen der beiden schönen Tamarindenbäume

der Mission, die Koke von seinem Atelier aus sehen konnte, war der gepflegteste und wohlriechendste von ganz Atuona. Er errötete jedesmal, wenn Paul oder die anderen unanständige Worte sagten oder sich auf Sexuelles bezogen. Er betrachtete Koke mit Interesse, als läge ihm die Sache mit der Berufung wirklich am Herzen.

»Na ja, mich hat dieses Laster sehr spät befallen«, sagte Paul nachdenklich. »Bis zu meinem dreißigsten Lebensjahr habe ich, glaube ich, nicht mal ein Strichmännchen gezeichnet. Künstler waren für mich allesamt Bohémiens und Schwule. Ich verachtete sie. Als ich am Ende des Krieges aus der Marine austrat, wußte ich nicht, was ich mit meinem Leben anfangen sollte. Aber das einzige, was mir nicht in den Sinn kam, war, Maler zu werden.«

Deine Freunde lachten, weil sie das für einen deiner üblichen Scherze hielten. Aber es stimmte, es stimmte, Paul.

Auch wenn niemand es verstand, angefangen bei dir selbst. Das große Geheimnis deines Lebens, Koke. Du hattest es tausendmal ausgelotet, ohne jemals eine Erklärung zu finden. Trugst du den Keim seit der Wiege in dir? Hatte er auf den Augenblick, auf die passende Gelegenheit gewartet, um aufzugehen? Das hatte gerade Ky Dong angedeutet, der schwächting wirkte in seinem geblühten Pareo.

»Aber Paul, ein reifer Mann kann sich doch nicht plötzlich zum Maler berufen fühlen. Erzähl uns die Wahrheit.«

Es war die Wahrheit, auch wenn deine Freunde dir nicht glaubten. In deiner Erinnerung gab es nicht die

Spur eines Interesses für Malerei oder sonst eine Kunst in den Jahren, in denen du auf Schiffen der Handelsmarine die Meere befuhrt, oder später, als du auf der *Jérôme-Napoléon* deinen Militärdienst leistetest. Auch nicht vorher, im Internat von Monseigneur Dupanloup, in Orléans. Dein Gedächtnis versagte in der letzten Zeit, aber dessen warst du dir sicher: Weder als Schüler noch als Seemann hattest du jemals etwas gezeichnet oder ein Museum besucht oder eine Kunstgalerie betreten. Und als du nach deiner Entlassung aus dem Militärdienst in Paris zu deinem Vormund Gustave Arosa zogst, schenkest du den Bildern, die an seinen Wänden hingen, keine besondere Aufmerksamkeit; nur die kleinen alten Inka-Figuren aus gebranntem Ton, die dein Vormund besaß, "weckten dein Interesse, aber taten sie das aus künstlerischen Gründen oder weil sie dich an die kleinen Gestalten auf den prähispanischen Umhängen erinnerten, die dich als Kind, in Lima, im Haus von Onkel Pío Tristan, so gefesselt hatten?

»Und was hast du dann zwischen zwanzig und dreißig getan?« fragte Ben. Der ehemalige Walfänger und Besitzer des Kaufladens von Atuona war hochrot, und seine Augen traten leicht hervor. Aber seine Stimme war noch nicht die eines Betrunkenen.

»Ich war Börsenmakler, Finanzier, Bankier«, sagte Paul. »Und, ob ihr es glaubt oder nicht, das konnte ich gut. Wenn ich dabei geblieben war, wäre ich vielleicht Millionär. Ein Großbürger, der Zigarren raucht und zwei oder drei Geliebte aushält. Entschuldigung, Herr Pastor.«

Sie prusteten los. Das Lachen des Riesen Frébault, den

Paul wegen seines Körperumfangs und seiner Liebe zum Meer auf den Namen Poseidon getauft hatte, hörte sich wie das Geräusch kollernder Steine an. Sogar der steife Tioka, der sich über den langen weißen Bart strich, als würde er alles, was er hörte, einer philosophischen Reflexion unterziehen, lachte. Sie konnten sich den Wilden, der du warst, nicht als Geschäftsmann vorstellen, Paul. Das war nicht weiter seltsam. Jetzt glaubtest ja nicht einmal du es, obwohl du es gelebt hattest. Warst du wirklich jener dreiundzwanzigjährige junge Mann gewesen, dem Gustave Arosa während einer ernstesten Unterhaltung in seinem Anwesen in Passy bei einem Glas Cognac vorgeschlagen hatte, er solle sich den Geschäften an der Börse widmen, wo man, wie er, ein Vermögen verdienen könne? Du nahmst den Vorschlag bereitwillig an und warst ihm dankbar – du haßtest ihn noch nicht, du wolltest noch nicht wahrhaben, daß deine Mutter die Geliebte dieses reichen Protzes gewesen war –, als er dir eine Stelle im Büro seines Kompagnons Paul Bertin verschaffte, der ein reputierter Makler an der Pariser Börse war. Kaum glaublich, daß du einmal dieser junge, adrette, höfliche, schüchterne Mann gewesen warst, der mit krankhafter Pünktlichkeit das Büro betrat und sich Stunden um Stunden mit Leib und Seele, ohne auch nur einen Augenblick in seiner Aufmerksamkeit nachzulassen, in dieses schwierige Metier versenkte, das darin bestand, Kunden zu gewinnen, die der Agentur Bertin die Anlage ihrer Renten und ihres Vermögens an der Pariser Börse anvertrauten. Von deinen Freunden und Bekannten der letzten zehn Jahre hätte sich wohl keiner auch nur im entferntesten vorstellen können, daß

du in den Jahren 1872, 1873 und 1874 ein vorbildlicher Angestellter gewesen warst, dem der Patron, der wortkarge, mürrische Paul Bertin, zuweilen persönlich zu seinem Eifer und seinem ordentlichen Leben gratulierte, denn anders als deine Kollegen eilstest du nach Büroschluß nicht ins Wirtshaus oder Café, um Zerstreuung zu suchen. Du nicht. Du, ein pflichtbewußter Mensch, gingst zu Fuß zu deinem bescheidenen gemieteten Zimmer in der Rue La Bruyère, und nachdem du in einem nahe gelegenen kleinen Restaurant ein frugales Abendessen zu dir genommen hattest, setztest du dich noch an dein wackelndes, knarrendes Tischchen, um Papiere aus dem Büro durchzusehen.

»Nicht zu glauben, Paul«, rief Pastor Vernier aus, wobei er die Stimme heben mußte, da ferner Donner sie zu übertönen drohte. »Waren Sie so, in Ihren jungen Jahren?«

»Ein widerwärtiger bürgerlicher Aufsteiger, Herr Pastor. Heute glaube ich das selbst nicht mehr.«

»Und wie kam es zur Wende?« schaltete sich Frébault mit seiner Stentorstimme ein.

»Du meinst wohl Wunder«, berichtigte ihn Ky Dong. Der annamitische Prinz betrachtete Paul neugierig, mit nachdenklicher Miene. »Wie kam es?«

»Ich habe viel darüber nachgedacht, und ich glaube, ich habe jetzt eine klare Antwort.« Paul genehmigte sich genießerisch einen süß-scharfen Schluck Absinth und zog dann an seiner Pfeife, bevor er fortfuhr. »Der Verderber, der mich um meine bürgerliche Karriere brachte, war der gute Schuff.«

Abfallende Schultern, hündischer Blick, müde Bewe-

gungen, ein elsässischer Akzent, über den gelächelt wurde: Claude-Emile Schuffenecker. Der gute Schuff. Wie hättest du dir vorstellen können, Paul, als dieser schüchterne, gutmütige, ungefällige, dickliche Mann seine Arbeit in der Agentur Bertin antrat – er war besser gerüstet als du, hatte Handel studiert und konnte ein Diplom vorweisen –, daß er einmal einen solchen Einfluß in deinem Leben haben würde. Dieser lebenswürdige, freundliche, schreckhafte Kollege betrachtete dich mit Respekt und beneidete dich um deine starke, entschlossene Persönlichkeit. Er sagte es dir, nicht ohne rot zu werden. Ihr wurdet enge Freunde. Erst nach einigen Wochen solltest du entdecken, daß er hinter seiner gehemmten, kleinmütigen Unscheinbarkeit zwei Leidenschaften nährte, die er dir im Zuge eurer sich festigenden Freundschaft offenbarte: die Kunst und die fernöstlichen Religionen, vor allem der Buddhismus, über den Claude-Emile sehr viel gelesen hatte. Ob er wohl noch immer das Nirwana erreichen wollte? Was dich erstaunte, neugierig machte und allmählich ansteckte, war indes die Art und Weise, wie Schuff über Malerei und die Maler sprach. Für den guten Schuff waren Künstler andersartige Wesen, halb Engel, halb Teufel, die sich von den normalen Menschen unterschieden. Die Kunstwerke stellten eine andere Wirklichkeit dar, die reiner, vollkommener, geordneter war als diese schäbige, triviale Welt. In die Umlaufbahn der Kunst eintreten hieß Zugang zu einem anderen Leben finden, in dem nicht nur der Geist, sondern auch der Körper über die Sinne bereichert wurde und Genuß empfand.

»Er verdarb mich, und ich merkte es nicht.« Paul hob sein Glas. »Auf den guten Schuff! Er schleppte mich in Galerien, in Museen, in Künstlerateliers. Er nahm mich zum ersten Mal mit in den Louvre, wo ich ihm beim Kopieren der Großen zusah. Und eines schönen Tages, ich weiß nicht mehr, wann und wie, in meiner Freizeit, begann ich heimlich zu zeichnen. So fing es an. Dieses späte Laster. Ich erinnere mich an das Gefühl, etwas Schlechtes zu tun, wie als Kind, in Orléans, bei Onkel Zizi, wenn ich masturbierte oder heimlich das Dienstmädchen beim Ausziehen beobachtete. Unglaublich, nicht? An einem Tag drängte er mich, eine Staffelei zu kaufen. An einem anderen zeigte er mir das Malen mit Öl. Nie zuvor hatte ich einen Pinsel in Händen gehalten. Er ließ mich die Farben vorbereiten, sie mischen. Er verdarb mich, ich sage es euch! Mit seinem Duckmäusergesicht, in dem stand, ich bin niemand, ich existiere nicht, löste der gute Schuff ein Erdbeben in meinem Leben aus. Durch die Schuld dieses dicken Elsässers bin ich hier, am Ende der Welt.«

Aber war denn das entscheidende Ereignis nicht weniger der gute Schuff als vielmehr jener Besuch in der Galerie in der Rue Vivienne gewesen, wo die *Olympia* von Edouard Manet ausgestellt wurde?

»Es war, als hätte mich der Blitz getroffen, als sähe ich eine Erscheinung«, erklärte Paul. »Die *Olympia* von Edouard Manet. Das beeindruckendste Bild, das ich je gesehen hatte. Ich dachte: ›Wenn man so malt, ist man ein Zentaur, ein Gott.‹ Ich dachte: ›Auch ich muß Maler werden.‹ Ich erinnere mich nicht mehr so genau. Aber so ähnlich war es.«

»Ein Bild kann das Leben eines Menschen verändern?«
Ky Dong schaute ihn skeptisch an.

Über ihren Köpfen fand jetzt erneut ein Höllenspektakel aus Blitzen und Donner statt, und der Wind zerrte wütend an allen Bäumen Atuonas. Aber noch regnete es nicht. Neblicher Dunst verdeckte abermals die Sonne. Die massigen, bewaldeten Formen des Temetiu und des Feani waren verschwunden. Die Freunde verstummten, bis sie in einer weiteren Pause des Unwetters wieder ihre Stimmen hören konnten.

»Meines hat es verändert und aus der Bahn geworfen«, erklärte Paul mit plötzlicher Wut. »Es verstörte mich, bereitete mir Alpträume. Auf einmal gab mir nichts mehr Sicherheit, nicht einmal der Boden, auf den ich trat. Habt ihr nicht das Photo der *Olympia* in meinem Atelier gesehen? Ich werde es euch zeigen.«

Er durchquerte den schlammigen Garten mit platschenden Schritten und stieg in den Oberstock des Hauses der Wonnen hinauf. Der Wind rüttelte an der Außenleiter, als wollte er sie abreißen. Das vergilbte, leicht verschwommene Photo der *Olympia* war das Herzstück der Serie von Drucken und Abzügen seiner alten Sammlung: Holbein, Dürer, Rembrandt, Pu vis de Chavannes, Degas, einige japanische Schnitte, die Reproduktion eines Basreliefs des javanischen Tempels von Borobudur. Als die Regengüsse vor sieben Tagen begannen, hatte er die pornographischen Photos abgehängt und unter die Matratze gelegt, um sie vor dem Regen zu schützen, der durch das Bambus eingedrungen war und den ganzen Raum naß gemacht hatte. Viele dieser durchnässten Photos würden ihre ohnehin blassen

Farben jetzt völlig verlieren. Das der *Olympia* war das älteste. Du hattest es nach jener Ausstellung in der Rue Vivienne mit großem Eifer gesucht und dich seither nie wieder von ihm getrennt.

Seine Freunde betrachteten es und ließen es von Hand zu Hand gehen, und als Pastor Vernier den nackten, leuchtenden Körper von Victorine Meurend erblickte (Koke erzählte ihnen, er habe sie kennengelernt und das Modell sei nicht einmal ein ferner Abglanz ihres Bildes, Manet habe sie verwandelt), die mit dem Blick einer freien, überlegenen Frau die ganze Welt herausforderte, während ihr schwarzes Dienstmädchen ihr einen Strauß Blumen reichte, wurde er natürlich rot bis über beide Ohren. Wohl aus Furcht, dieser Akt könne noch Schlimmeres ankündigen, brachte er einen Vorwand vor, um zu gehen.

»Der Himmel wird sich jeden Augenblick neu entladen«, sagte er, während er auf die bedrohlichen, dunklen Wolkenformationen wies, die sich Atuona näherten. »Ich möchte nicht zur Mission schwimmen müssen, wir haben Gottesdienst heute abend. Obwohl ich fürchte, daß bei diesem Unwetter niemand kommen wird. In meinem Garten steht bestimmt keine Pflanze mehr aufrecht. Auf Wiedersehen, alle miteinander. Köstlich, das Omelett, Paul.«

Er ging, im Schlamm balancierend, und als er an den beiden grotesken Figuren *Pater Wollust* und *Thérèse* vorbeikam, vermied er es, sie anzuschauen. Tioka hatte den Blick auf das Photo geheftet, und nachdem er eine ganze Weile über seinen schneeweißen Bart gestrichen hatte, fragte er in seinem bedächtigen Französisch:

»Eine Göttin? Eine Hure? Wer ist sie, Koke?«

»Beides und sehr viel mehr«, sagte Paul, ohne wie seine Freunde zu lachen. »Das ist das Außergewöhnliche an diesem Bild. Tausend Frauen in einer einzigen. Für alle Lüste, für alle Träume. Die einzige Frau, der ich nie überdrüssig geworden bin, meine Freunde. Obwohl ich sie jetzt kaum noch sehen kann. Aber ich habe sie hier, hier und hier.«

Und während er das sagte, faßte er sich an den Kopf, ans Herz und an sein Geschlecht. Seine Freunde quittierten es mit erneutem Lachen.

Wie Vernier prophezeit hatte, verdunkelte sich der Himmel sehr rasch. Auch die Anhöhe des Friedhofs war nicht mehr zu sehen, aber man hörte den Fluß Make Make tosen, der viel Wasser führte. Als der Regen losbrach, suchten sie, mit den Gläsern in der Hand, Zuflucht im Bildhaueratelier, das trockener war als der Rest des Hauses. Sie hockten sich, bis auf die Knochen durchnäßt, auf die einzige Bank und das zerschlissene Sofa. Paul füllte erneut ihre Gläser. Dabei sah er, daß der Regenguß die Sonnenblumen des Gartens geknickt hatte, und es tat ihm leid um sie und um den verrückten Holländer. Ky Dong wunderte sich, daß er Vaeoho den ganzen Tag nicht gesehen hatte: Wo war sie, bei diesem Unwetter?

»Sie ist bei ihrer Familie, in ihrem Dorf Hanaupe. Sie ist schwanger und möchte das Kind lieber dort zur Welt bringen. In Wirklichkeit ist das nur ein Vorwand, um mich loszuwerden. Ich glaube nicht, daß sie zurückkommt. Sie hat die Nase voll von allem hier, und vielleicht hat sie recht.«

Deine Freunde wechselten verlegene Blicke. Sie war dich und deine Wunden leid, Paul. Deine *vahine* konnte ihr Mißfallen nicht verbergen, und du brauchtest sie nicht anzusehen, um dir darüber klar zu sein. Sie verzog jedesmal das Gesicht, wenn du sie berühren wolltest. Na ja, armes Mädchen. Du hattest dich in etwas Abstoßendes, in ein lebendes Wrack verwandelt, Koke. Doch in diesem Augenblick, mit der Wärme des Absinths in deinem Körper und im Kreis dieser Freunde, wolltest du dich trotz des himmlischen Furors wohl fühlen. Ein paar zerdrückte Sonnenblumen würden dir das Leben nicht mehr ruinieren, als es schon war, Koke.

»In den Jahren, in denen ich hier lebe, habe ich es nie so regnen sehen«, sagte Ky Dong und zeigte in den Himmel.

Der herabstürzende Regen prasselte heftig auf das Dach aus Bambus und geflochtenen Palmlättern und schien es fortreißen zu wollen. Die Blitze erleuchteten sekundenlang den Horizont, und dann verschwanden sämtliche Berge von Hiva Oa, die sie umgaben, ausgelöscht durch schwarze, grollende Wolken. Nicht einmal der Laden von Ben Varney war zu erkennen, obwohl er so nah lag. Das Meer in ihrem Rücken schien zu toben. Das Ende der Welt, Koke?

»Ich habe diese Insel nie verlassen und habe auch noch nie einen solchen Regen erlebt«, sagte Tioka. »Etwas Schlimmes wird geschehen.«

»Etwas Schlimmeres als diese Sintflut?« spottete Ben Varney mit schon recht schwerer Zunge. Dann wandte er sich an Paul und knüpfte wieder den Faden der Unterhaltung an: »Du hast also dieses Bild gesehen und

alles über Bord geworfen und dich dem Malen gewidmet? Du bist kein Wilder, sondern ein Verrückter, Paul.«

Er war zu komisch, der Ladenbesitzer, mit seinem rötlichen Haar, das ihm wie bei einer Tonsur auf der Stirn klebte. Er lachte, amüsiert und ungläubig.

»Ich wollte, es wäre so einfach gewesen«, sagte Paul. »Ich war verheiratet. Und es war mir ernst damit. Ich hatte ein bürgerliches Heim, eine Frau, die mir ständig Kinder schenkte. Wie konnte ich das alles über Bord werfen, von einem Tag zum anderen? Und die Verantwortung? Und die Moral? Und das Gerede der Leute? Ich glaubte damals an diese Dinge.«

»Du, verheiratet?« sagte Ky Dong überrascht. »Nach allen Regeln des Gesetzes, Koke?«

Nach allen Regeln des Gesetzes und sehr viel mehr. Hattest du dich so heftig in Mette Gad verliebt, Paul, in diese junge gebildete, hochgewachsene Dänin, diese Wikingerin mit langem, blondem Haar, die in jenem Winter 1872 Ferientage in Paris verbrachte? Du konntest dich nicht im mindesten erinnern. Doch zweifellos, ja, du hattest dich in die Wikingerin verliebt. Denn du hattest sie eingeladen, ihr den Hof gemacht, ihr deine Liebe erklärt und förmlich um ihre Hand angehalten, die dir Mettes schreckliche hochbürgerliche Familie in Kopenhagen nach langem Zögern und sorgfältigen Nachforschungen über den Bewerber schließlich gewährte. Sie heirateten nach allen Regeln der Schicklichkeit im Rathaus des 9. Arrondissements und in der lutheranischen Kirche von Paris, um diese affektierten Skandinavier zufriedenzustellen. Mit Champagner, Orchester, vielen Gästen und großzügigen Geschenken deines

Vormunds Gustave Arosa und deines Chefs Paul Bertin. Und nach kurzen Flitterwochen in Deauville bezogen sie die kleine Wohnung an der Place Saint-Georges, wo du den altperuanischen Umhang an die Wand hängtest, den deine Schwester Marie Fernande und ihr kolumbianischer Bräutigam Juan Uribe dir geschenkt hatten. Du tatest alles, was sich ziemte für einen jungen Börsenmakler mit glänzender Zukunft. Das warst du damals, Paul. Du warst eifrig bei der Sache, verdientest gut, 1873 bekamst du dreitausend Francs Prämie – mehr als alle deine Kollegen in der Agentur Bertin –, und die glückliche Mette richtete die Wohnung ein und brannte darauf, mit dem Kinderkriegen anzufangen. 1874, als der Erstgeborene zur Welt kam und auf den Namen Emil getauft wurde (wegen seines Paten, des guten Schuff, wenn auch ohne das »e« am Schluß, im Gedenken an seine nordischen Vorfahren), erhieltst du einen weiteren Bonus von dreitausend Francs. Ein kleines Vermögen, das die fröhliche Mette Gad für Einkäufe und Vergnügen verschwendete, ohne zu ahnen, daß der Feind schon in ihrem Hause war. Ihr beflissener, liebevoller Ehemann warf heimlich Skizzen aufs Papier und hatte begonnen, zusammen mit Schuff Zeichen- und Malunterricht an der Akademie Colarossi zu nehmen. Als sie es herausfand, wohnten sie nicht mehr an der Place Saint-Georges, sondern in einem noch eleganteren Viertel, im 16. Arrondissement, in einer prächtigen Wohnung in der Rue de Chaillot, die Paul schließlich zu mieten bereit war, um Mettes Größenwahn zu befriedigen, wenn er ihr auch zu bedenken gab, daß sie seine finanziellen Möglichkeiten überstieg.

Die Wikingerin entdeckte das heimliche Laster durch eine andere Person, die in deinem damaligen Leben eine entscheidende Rolle spielte: Camille Pissarro. Auf der kleinen Karibikinsel Saint Thomas geboren, wo er zum Ausgestoßenen geworden war, weil er eine Sklavenrevolte unterstützt hatte, war Camille nach Europa gekommen, um zusammen mit seinen Freunden von der Gruppe der sogenannten Impressionisten unbeirrt seine Laufbahn als Künstler der Avantgarde fortzusetzen, ohne sich im mindesten wegen der wenigen Käufer zu beunruhigen, die seine Bilder fanden. Er verkehrte mit anarchistischen Intellektuellen wie Kropotkin, der ihn besuchte, und bezeichnete sich als »guten Anarchisten, der keine Bomben legt«. Paul lernte ihn bei seinem Vormund Gustave Arosa kennen, der ihm ein Landschaftsbild abgekauft hatte, und seitdem sahen sie sich häufig. Auch er kaufte ihm ein Bild ab. Seiner geringen Einkünfte wegen konnte Pissarro nicht in Paris leben. Er hatte ein kleines Häuschen auf dem Land, in der Nähe von Pontoise, wo er, ein biblischer Patriarch, mit Engelsgeduld seine sieben Kinder aufzog, die ihn abgöttisch liebten, und seine Frau Julie ertrug, ein ehemaliges Dienstmädchen mit herrischem Wesen. Sie behandelte ihn schlecht vor seinen Freunden und warf ihm sein Unvermögen vor, Geld zu verdienen. »Du malst nur Landschaften, die niemandem gefallen«, schimpfte sie vor Paul und Mette, die auf ihre Einladung am Wochenende bisweilen nach Pontoise kamen. »Mal besser Porträts, ländliche Feste oder Akte, wie Renoir oder Degas. Denen geht es besser als dir, oder?«

An einem Sonntag, als sie bei einer Tasse Schokolade

zusammen saßen, ließ Camille Pissarro in einem Ton, der aufrichtig schien, die Bemerkung fallen, Paul habe »echte Veranlagung zum Künstler«. Mette Gad zeigte sich überrascht. Was bedeutete das?

»Stimmt es, was Pissarro gesagt hat?« fragte sie ihren Mann, als sie wieder in Paris waren. »Dich interessiert die Kunst? Das hast du mir nie gesagt.«

Der Schrecken, das Schuldgefühl, ein Schauer, der dich von Kopf bis Fuß durchlief, Paul. Nein, *ma belle*, ein bloßer Zeitvertreib. Etwas, das gesünder und vernünftiger sei, als die Abende in Bars und Cafés beim Dominospiel mit den Freunden zu vergeuden. Nicht war, Wikingerin? Sie, mit einem Anflug von Unruhe: Ja, gewiß doch. Weibliche Intuition, Paul. Ahnte sie, daß die Auflösung Einzug in ihr Heim gehalten hatte, daß dieser ungebetene Gast am Ende ihre Ehe und ihren Ehrgeiz zerstören würde, eine reiche, mondäne Bürgersfrau in der Lichterstadt zu werden?

Nach diesem Vorfall fühltest du dich merkwürdig befreit und berechtigt, dein neues Laster vor deiner Frau und deinen Freunden zur Schau zu stellen. Warum sollte ein erfolgreicher Makler der Pariser Börse nicht das Recht haben, sich vor der Welt zu diesem künstlerischen Steckenpferd zu bekennen, das er in seiner Freizeit pflegte, so wie andere Billard spielten oder zu Pferderennen gingen? 1876 batest du in einem Anfall von Kühnheit deine Schwester Marie Fernande und ihren frischangeheirateten Ehemann Juan Uribe, dir das Bild zu leihen, das du ihnen zu ihrer Hochzeit geschenkt hattest, *Unterholz in Viroflay*, und reichtest es ein für den Salon. Es wurde unter Tausenden von Bewerbern angenom-

men. Wer sich am meisten freute, war Camille Pissarro, der dich seitdem mit ins Café Nouvelle Athènes, in Clichy, nahm, das Hauptquartier seiner Freunde, denen er dich als seinen Schüler vorstellte. Die Impressionisten hatten gerade ihre zweite Gemeinschaftsausstellung veranstaltet. Während der imponierende Degas, der mißmutige Monet und der fröhliche Renoir mit Pissarro plauderten – eine menschliche Tonne mit weißem Bart und unverbrüchlicher guter Laune –, saßest du stumm daneben und schämtest dich vor diesen Künstlern, weiter nichts als ein Börsenmakler zu sein. Als eines Abends Edouard Manet im Café auftauchte, der Maler der *Olympia*, wurdest du blaß, schienst einer Ohnmacht nahe. In deiner Benommenheit warst du kaum imstande, einen Gruß zu stammeln. Wie anders warst du damals, Koke! Wie weit entfernt von dem, der du heute warst! Mette konnte sich nicht beklagen, denn du verdienst weiterhin gutes Geld. 1876 erhieltst du zusätzlich zu deinem Gehalt einen Bonus von dreitausendsechshundert Francs, und im folgenden Jahr, als Aline geboren wurde, zogst du um. Der Bildhauer Jules-Ernest Bouillot vermietete dir eine Wohnung und ein kleines Atelier in Vaugirard. Dort begannst du, unter Anleitung des Hausherrn mit Ton zu modellieren und mit Marmor zu arbeiten. Mettes Kopf, auf den du so große Mühe verwandt hattest, war er ein annehmbares Werk? Du konntest dich nicht erinnern.

»Dieses Doppelleben muß schwierig gewesen sein«, bemerkte Ky Dong. »Tagsüber Börsenmakler und zwischendurch Malerei und Bildhauerei. Das erinnert mich an meine Zeiten als Verschwörer, in Annam. Am

Tage ein gesetzter Beamter der Kolonialverwaltung. Und in der Nacht die Revolte. Wie hast du das geschafft, Paul?»

»Ich habe es nicht geschafft«, sagte Paul. »Aber was sollte ich tun. Ich war ein Bourgeois mit Prinzipien. Wie hätte ich alles, was auf meinen Schultern lastete, Frau, Kinder, Sicherheit, Reputation, zum Teufel schicken können? Zum Glück hatte ich die Energie eines Vulkans. Vier Stunden Schlaf genügten mir.«

»Ich muß dir einen Rat geben, jetzt, wo ich blau bin«, unterbrach ihn Ben Varney und wechselte plötzlich das Thema. Seine Stimme schwankte; vor allem seine Augen ließen erkennen, daß er betrunken war. »Hör auf, dich mit den Behörden von Atuona anzulegen, denn es wird übel für dich ausgehen. Sie sind mächtig, wir nicht. Wir werden dir nicht helfen können, Koke.«

Paul zuckte mit den Schultern und trank einen Schluck Absinth. Es kostete ihn Mühe, sich von jenem Mann Anfang Dreißig zu lösen, der damals in Paris zerrissen gewesen war zwischen seinen familiären Pflichten und dieser späten künstlerischen Leidenschaft, die sich mit der Gefräßigkeit eines Bandwurms in seinem Leben eingenistet hatte. Wovon redete Varney? Ach ja, von deiner Kampagne, damit die Maori keine »Wegesteuer« zahlten. Deine Freunde waren auch beunruhigt gewesen, als du den Eingeborenen erklärtest, sie seien nicht verpflichtet, ihre Kinder in die Schule zu bringen, wenn sie weit entfernt von Atuona lebten. Und was war dir passiert? Nichts.

Das Unwetter hatte die umliegende Landschaft verschluckt. Das nahe Meer, die Dächer von Atuona, das

Kreuz des Friedhofs am Abhang des Hügels waren hinter einer weißen Gaze verschwunden, die sich in Sekundenschnelle verdichtete. Sie hatte sie schon umzingelt. Der nahe, Hochwasser führende Make Make begann über die Ufer zu treten und wühlte die Steine seines Bettes auf. Paul dachte an die zahllosen Vögel, an die wilden Katzen und an die krähenden Hähne von Hiva Oa, denen das Unwetter den Garaus machte.

»Da Ben die Sache angesprochen hat, wage auch ich, dir einen Rat zu geben«, sagte Ky Dong sehr taktvoll. »Als du zu Beginn des Schuljahres zur Bucht der Veräter gegangen bist und den Maori, die ihre Kinder zu den Geistlichen und Nonnen brachten, erklärt hast, sie seien nicht dazu verpflichtet, wenn sie in entfernten Ortschaften lebten, habe ich dich gewarnt: Was du da tust, ist schwerwiegend. Durch deine Schuld ist die Zahl der Schüler in den Schulen um ein Drittel, vielleicht sogar mehr, gesunken. Der Bischof und die Geistlichen werden dir das nicht verzeihen. Aber das mit den Steuern ist noch schlimmer. Hör auf mit diesem Unsinn, mein Freund.«

Tioka tauchte aus seiner ernsten Reglosigkeit auf und lachte, was er selten tat:

»Die Maori-Familien, die über die halbe Insel laufen mußten, um ihre Kinder zur Schule zu bringen, sind dankbar, daß du sie über diese Befreiung informiert hast, Koke«, kicherte er, als freute er sich über einen gelungenen Streich. »Der Bischof und der Gendarm hatten uns angelogen.«

»Genau das machen sie, die Geistlichen und die Polizisten, lügen«, sagte Koke lachend. »Mein Meister Camille

Pissarro, der mich jetzt verachtet, weil ich unter den Primitiven lebe, wäre entzückt, wenn er mich hören könnte. Er war Anarchist. Er haßte die Soutanen und die Uniformen.«

Ein anhaltender, dröhnender, lange nachgrollender Donner hinderte den annamitischen Prinzen daran, zu sagen, was er wollte. Ky Dong verharrte mit offenem Mund und wartete, daß der Himmel sich beruhigte. Da er es nicht tat, hob er die Stimme, um sich inmitten des Gewitters Gehör zu verschaffen:

»Das mit den Steuern ist viel schlimmer, Paul. Ben hat recht, du bist unvorsichtig«, sagte er in seiner geschmeidigen Art, katzenhaft. »Den Eingeborenen zu raten, keine Steuern zu zahlen, ist Meuterei, Umsturz.«

»Du bist gegen den Umsturz, du, den man auf die Teufelsinsel verbannt hat, weil er Indochina von Frankreich lostrennen wollte?« Paul lachte laut auf.

»Das sage nicht nur ich«, erwiderte der ehemalige Terrorist sehr ernst. »Das sagen viele im Dorf.«

»Ich habe es von dem neuen Gendarmen gehört, mit genau diesen Worten«, ließ sich Frébault vernehmen, während er mit seinen Pranken fuchtelte. »Er hat dich auf dem Kieker, Koke.«

»Claverie, dieser Mistkerl? Schade, daß sie den sympathischen Charpillat durch diesen verblödeten Wüterich ersetzt haben.« Paul tat, als würde er ausspucken. »Wißt ihr, seit wann dieser Gendarm mich haßt? Seit er gesehen hat, wie ich nackt im Fluß gebadet habe, in Mataiea, einen Monat nachdem ich zum ersten Mal nach Tahiti gekommen war. Der Hund legte mir eine Strafe auf. Das Schlimmste war aber nicht die Strafe, sondern daß er

meinen Traum zerstörte: Tahiti war also nicht mehr das irdische Paradies. Es gab Uniformierte, die die Menschen daran hinderten, ein freies Leben zu führen.«

»Wir meinen es ernst«, erklärte Ben Varney. »Wir wollen dich doch nicht ärgern oder uns einmischen. Wir sind deine Freunde, Paul. Du kannst Probleme bekommen. Das mit den Schulen war schon schlimm. Aber das mit den Steuern ist schlimmer.«

»Viel schlimmer«, echote Ky Dong. »Wenn die Eingeborenen auf dich hören und keine Steuern mehr zahlen, kommst du als Umstürzler ins Gefängnis. Und wer weiß, ob du das Glück hast, das ich gehabt habe. Du bist kaum ein Jahr hier, und schon hast du dir Feinde gemacht. Du willst doch wohl nicht deine Tage auf der Teufelsinsel beenden, oder?«

»Vielleicht ist ja das, was ich überall suche, ohne es zu finden, in Guayana«, sagte Paul träumerisch, plötzlich ernst geworden. »Trinken wir, meine Freunde. Machen wir uns keine Sorgen um die Zukunft. Außerdem weist dort oben alles darauf hin, daß das Ende der Welt auf den Marquesas angefangen hat.«

Die Donnerschläge und Blitze hatten ihr ohrenbetäubendes Konzert wiederaufgenommen, und das ganze Haus bebte und wackelte, als würden der Regen und die warmen Windböen es jeden Augenblick aus den Angeln reißen und durch die Lüfte entführen. Die Wasser des über die Ufer getretenen Flusses überfluteten allmählich den Garten. Sie waren deine Freunde, Paul. Sie machten sich Sorgen über dein Geschick. Sie sagten die Wahrheit: Du warst niemand, nur einer, der lernte, ein Wilder zu sein, ohne Geld noch Ruhm, jemand, dem Geistliche,

Richter und Gendarmen das Genick brechen konnten, wann sie nur wollten. Der Gendarm Clavene, der auch Richter war und auf der Insel Hiva Oa die Obrigkeit vertrat, hatte dich gewarnt: »Wenn Sie weiterhin die Eingeborenen aufhetzen, dann wird Sie das ganze Gewicht des Gesetzes treffen, und das werden Ihre armen Knochen nicht aushalten. Betrachten Sie sich als gewarnt.« Gut, danke für die Warnung, Clavene. Warum suchtest du dir neue Verwicklungen und Probleme? War das nicht dumm? Vielleicht. Aber es war nicht gerecht, eine »Wegesteuer« von den armen Bewohnern einer kleinen Insel zu verlangen, wo der Staat nicht einen einzigen Meter Straße, Weg oder Piste gebaut hatte und man, sobald man aus Atuona herauskam, auf allen Seiten einem unwegsamen, dichten Wald gegenüberstand. Das hattest du feststellen können bei dem alptraumhaften Ritt auf dem Maultier nach Hanaupe, um über deine Heirat mit Vaeoho zu verhandeln. Deshalb konntest du dich hier nicht von der Stelle rühren, Koke. Deshalb hattest du dich nicht zum Tal von Taaoa begeben können, um die Ruinen von Upeke mit ihren *tikis* zu sehen, wie es dein großer Wunsch war. Was für ein Betrug, diese Steuer. Wer steckte sich das Geld in die Tasche, das hier nicht investiert wurde? Einer oder mehrere dieser widerlichen Parasiten in der Kolonialverwaltung, in Polynesien oder in der Metropole. Zum Teufel mit ihnen! Du würdest den Maori weiterhin raten, die Bezahlung zu verweigern. Du hattest ihnen ein Beispiel gegeben und den Behörden geschrieben, um ihnen die Gründe darzulegen, warum auch du es nicht tun würdest. Gut gemacht, Paul! Dein anarchistischer

Meister Camille Pissarro hätte das gebilligt. Und die Agitatorin im Rock, deine Großmutter Flora, applaudierte dir bestimmt, wo immer sie war, im Himmel oder in der Hölle.

Camille Pissarro hatte einige Bücher und Broschüren von Flora Tristan gelesen und sprach mit so großer Achtung von ihr, daß du dich zum ersten Mal für deine Großmutter mütterlicherseits interessierdest, von der du nichts wußtest. Deine Mutter hatte dir nie von ihr erzählt. Grollte sie ihr? Mit Recht: Sie hatte sich nie um ihre Tochter Aline gekümmert, sie bei Ammen untergebracht, während sie die Revolution predigte. Doch du schafftest es nicht, mehr als ein paar Zeilen von der Großmutter Flora zu lesen. Deine Zeit reichte gerade dafür, am Tage den Kunden der Agentur hinterherzulaufen und sie über den Stand ihrer Aktien zu informieren und in allen freien Augenblicken – vor allem an den glücklichen Wochenenden in Pontoise, bei der Familie Pissarro – mit wahrem Furor zu malen, zu malen und zu malen. 1878 wurde im Pariser Trocadéro das Ethnographische Museum eröffnet. Du konntest dich genau daran erinnern, denn als du dort die kleinen Keramikfiguren der alten Peruaner sahst – was für geheimnisvolle Namen: *mocbicas*, *chimús* –, erfaßte dich zum ersten Mal eine Ahnung davon, was Jahre später zum Glaubenssatz für dich werden sollte: Diese exotischen, primitiven Kulturen besaßen eine Kraft, einen geistigen Impetus wie sie aus der zeitgenössischen Kunst längst verschwunden waren. Du erinnertest dich vor allem an eine mehr als tausendjährige Mumie mit langem Haar, schneeweißen Zähnen und rußigen

Knochen, die aus dem Tal des Urubamba stammte. Warum faszinierte dich dieser Totenkopf, den du Juanita nanntest, Paul? Du gingst oft hin, um sie zu betrachten, und eines Nachmittags, als der Wärter nicht aufpaßte, gabst du ihr einen Kuß.

Kaum zu glauben, nicht wahr, Paul?, daß in dieser Zeit, in der die Malerei dir bereits wichtiger war als alles andere, die Herren der Börsenwelt dich als sicheren Wert betrachteten und sich um dich rissen. 1879 nahmst du ein Angebot an, die Stellung zu wechseln, und machtest es so gut in der neuen Agentur, daß die Prämie in jenem Jahr einem Vermögen gleichkam: dreißigtausend Francs! Was für eine Freude für die Wikingerin. Mette beschloß sogleich, die Möbel zu erneuern und Wohn- und Eßzimmer neu zu tapezieren. Im gleichen Jahr präsentierdest du durch Vermittlung von Camille Pissarro bei der vierten Ausstellung der Impressionisten eine Marmorbüste deines Sohnes Emil. Die Skulptur hatte nichts Spektakuläres, doch fortan betrachteten dich alle – Publikum und Kritiker – als Teil der Gruppe. Warst du froh über diese Fortschritte, Paul?

»Ich hatte keine Zeit, froh zu sein, bei dem hektischen Leben, das ich führte«, sagte Koke. »Aber ich war aktiv. Von dem Geld, das die Wikingerin mir von dieser märchenhaften Prämie zugestand, kaufte ich Bilder von meinen Freunden. Meine Wohnung füllte sich mit Degas, Monet, Pissarro und Cézanne. Den bewegendsten Tag dieses Jahres verdankte ich dem Meister Degas: Er schlug mir vor, wir sollten ein Bild austauschen. Er behandelte mich wie seinesgleichen, stellt euch das vor!«

Es war auch das Jahr, in dem Clovis geboren wurde,

dein drittes Kind. 1880 nahmst du mit acht Bildern an der fünften Austeilung der Impressionisten teil. Und im gleichen Jahr äußerte Edouard Manet dir gegenüber zum ersten Mal ein Lob, in indirekter Form: »Ich bin nur ein Dilettant, der abends und an Feiertagen Kunst studiert«, hattest du im Nouvelle Athènes gesagt. »Nein«, widersprach Manet energisch. »Dilettanten sind diejenigen, die schlecht malen.« Du warst wie betäubt und glücklich. 1881 begann der gute Schuff, der sein gesamtes Vermögen und alle Ersparnisse in ein obskures Unternehmen gesteckt hatte, das eine neue Technik der Goldbehandlung verwertete, viel Geld zu verdienen, und heiratete die schöne, mittellose Louise Monn, die glaubte, sie würde eine gute Partie machen. Und sie täuschte sich nicht. Der gute Schuff gab die Börse auf, um sich der Kunst zu widmen. Mette erschrak: Du träumtest doch wohl nicht von einer ähnlichen Dummheit, Paul? Der Ehestreit fand nun jeden Tag statt.

»Warum hast du mich getäuscht und deine künstlerische Neigung vor mir verborgen?«

»Weil ich sie auch vor mir verborgen habe, Mette.«

In dem kleinen, von dem Maler Félix Jobbé-Duval gemieteten Atelier arbeitetest du mit Holz und Stein und maltest wie besessen in den Stunden, die du der Börse stehlen konntest. Jobbé-Duvals Geschichten über seine Heimat, die Bretagne, und über die Bretonen, ein ursprüngliches, traditionsreiches Volk, das sich der »kosmopolitischen Industrialisierung« verweigerte, weckten deine Sehnsucht. Damals begannst du zu träumen, aus der Metropole Paris zu fliehen und ein Land zu suchen, in dem die Vergangenheit noch gegenwärtig

wäre und die Kunst sich noch nicht vom normalen Leben entfernt hätte. In diesem Atelier hattest du Bilder gemalt, auf die du noch immer stolz warst: *Malerinterieur, Rue Corail, Aktstudie, Suzanne beim Nähen*, die du zur Ausstellung der Impressionisten schicktest, und das beste von allen: *Der kleine Träumer: eine Studie*. 1881, als Mette das vierte Kind, Jean-René, zur Welt brachte, kaufte dir die Galerie Durand-Ruel für tausendfünfhundert Francs drei Bilder ab, und ein berühmter Schriftsteller, Joris-Karl Huysmans, widmete dir einen lobenden Artikel. Das Leben zeigte sich von der besten Seite, Paul.

»Ja, ja, und das Allerbeste war, daß Unternehmen und Banken langsam, aber sicher Bankrott machten«, rief er begeistert. Er mußte die Stimme heben, um sich unter den Donnerschlägen Gehör zu verschaffen. »Frankreich ging dem Ruin entgegen, meine Freunde. Auch die Börsen schlossen, eine nach der anderen. Danke, lieber Gott! Danke, daß du mein Problem gelöst hast!«

Seine Freunde schauten ihn verständnislos an. Du erklärtest ihnen, daß die wirtschaftliche Katastrophe sämtliche Franzosen ruinierte, nur dich nicht. Für dich kam sie einer Befreiung gleich. Die wirtschaftliche Tragödie führte zu großer politischer Unruhe. Die Anarchisten wurden verfolgt, und Kropotkin landete im Gefängnis. Camille Pissarro versteckte sich; es herrschte Panik in vielen armen und reichen Häusern. Doch du, Paul, maltest weiter, völlig gleichgültig gegenüber diesen Ereignissen, verrückt vor Ungeduld. Als die Börse von Lyon schloß, bekam Mette eine Nervenkrise und weinte, als wäre ein geliebtes Wesen gestorben. Als die Pariser

Börse schloß, aß sie tagelang nichts, magerte ab, zehrte aus. Du warst froh. In diesem Jahr stelltest du in der siebten Ausstellung der Impressionisten elf Ölbilder, ein Pastell und eine Skulptur aus. Als dich im August 1883 dein Chef in der Finanzagentur zu sich rief und dir mit bebender Stimme und betrübler Miene erklärte, er könne dich angesichts der kritischen Situation »nicht zurückhalten«, tatest du etwas, das ihm die Sprache verschlug: Du küßtest ihm die Hände. Während du gleichzeitig euphorisch zu ihm sagtest: »Danke, *patron*. Sie haben soeben einen wahren Künstler aus mir gemacht.« Außer dir vor Glück, liefst du zu Mette, um ihr mitzuteilen, daß du von nun an nie wieder ein Büro betreten würdest. Du würdest nur noch malen. Deine Frau, stumm und bleich, blinzelte eine ganze Weile ungläubig, bevor sie dir bewußtlos vor die Füße fiel.

»Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich schon sehr geändert«, fügte Paul hinzu. »Ich trank mehr als vorher. Cognac zu Hause und Absinth im Nouvelle Athènes. Ich verbrachte viel Zeit allein, mit Akkordeonspielen, weil mich das zum Malen anregte. Und ich fing an, mich wie ein Bohémien zu kleiden, extravagant, um die Bürger zu provozieren. Ich war fünfunddreißig Jahre alt und begann, mein wahres Leben zu leben, meine Freunde.«

Plötzlich hörte der Donner auf, und der Regen ließ etwas nach. Die dreißig Wasserfälle, die an Regentagen von den Bergen Temetiu und Feani auf Atuona hinabströmten, hatten sich vervielfacht, und der Make Make war über die Ufer getreten. Es dauerte nicht lange, und eine Wasserstraße drang in das Atelier ein und überflutete es. Ben Varney zeigte auf den Dunst, der sie

umgab, und säuselte: »Wie auf einem Walfangschiff.« In wenigen Minuten steckten sie bis über die Knöchel in dem schlammigen Sturzbach. Sie gingen hinaus, völlig durchnäßt. Das ganze Gebiet stand unter Wasser, und ein neuer, eben entstandener Fluß, der Zweige, Baumstämme, Grasbüschel, Erdbrocken, Blechdosen mit sich führte, strömte auf die Hauptstraße zu und riß den Garten des Hauses der Wonnen mit sich.

»Wißt ihr, was dieses Etwas da hinten ist?« Tioka zeigte auf einige Flecken, die dichter waren als die niedrigen, über Atuona hängenden Wolken. »Was das reißende Wasser zum Meer hin treibt? Mein Haus. Ich hoffe, es treibt nicht auch meine *vahine* und meine Kinder dorthin.«

Er sprach unaufgeregt, mit dem stoischen Gleichmut der Marquesaner, der Koke seit seinem ersten Tag in Hiva Oa beeindruckte. Tioka machte eine Abschiedsgeste und entfernte sich, bis zu den Knien im Wasser wattend. Die Regenschleier und die Wolken verschluckten ihn im Nu. Im Unterschied zu ihm reagierten Ky Dong, Poseidon Frébault und Ben Varney, schlagartig nüchtern geworden, mit Schrecken und Bestürzung. Was sollten sie tun? Am besten so rasch wie möglich nach ihren Familien sehen und vielleicht Zuflucht auf dem Friedhofshügel suchen. Im Flachland waren sie den Attacken des Hurrikans sehr viel stärker ausgesetzt. Wenn auch noch eine Flutwelle käme, dann war es aus mit Atuona.

»Du mußt mit uns kommen, Paul«, erklärte Ky Dong nachdrücklich. »Diese Hütte wird nicht standhalten. Das ist kein Sturm. Es ist ein Hurrikan, ein Zyklon. Du wirst

sicherer sein bei uns dort oben, auf dem Friedhof.«

»Ich mit meinen Beinen soll mich in diesen Schlamm werfen?« sagte er lachend. »Ich kann doch kaum gehen, meine Freunde. Geht ihr, geht ruhig. Ich bleibe hier und warte. Das Ende der Welt ist mein Element, meine Herren!«

Er sah sie mit eingezogenen Köpfen, platschend, das Wasser bis zu den Knien, auf den jetzt überfluteten Pfad zugehen, der hinter der Sträucherpalisade zum Rückgrat Atuonas wurde. Würden sie heil ankommen? Ja, sie hatten Erfahrung mit diesen klimatischen Wechselfällen. Und du, Paul? Ky Dong hatte recht, das Haus der Wonnen war eine prekäre Konstruktion aus Bambus, Palmblättern und Holzbalken, die Wind und Wasser bisher nur wie durch ein Wunder getrotzt hatte. Wenn das noch lange dauerte, würde sie einstürzen und fortgeschwemmt werden und du mit ihr. War das eine annehmbare Art zu sterben? Ein bißchen lächerlich vielleicht. Aber es war nicht weniger lächerlich, an Lungenentzündung zu sterben. Oder indem man allmählich verfiel, durch die Schuld der unaussprechlichen Krankheit. Da es im Haus der Wonnen keinen einzigen Winkel gab, der trocken und vor den Prankenhieben des Windes und des Regens geschützt gewesen wäre, ging er mit schleppenden Schritten – die Beine taten ihm jetzt sehr weh –, um sich ein weiteres Glas Absinth einzuschenken. Er nahm sein durchweichtes Akkordeon und begann, mechanisch zu spielen. Er hatte dieses schwierige Instrument als junger Mann beherrschen gelernt, auf den Schiffen, als er in der Handelsmarine diente. Seine Musik füllte die geistige Leere, beruhigte

ihn bei Anfällen von Verzweiflung oder Niedergeschlagenheit, und wenn er in ein Bild oder in eine Skulptur vertieft war – was bei seinem schlechten Sehvermögen jetzt selten geschah –, schenkte sie ihm Zuversicht, Ideen, etwas von dem alten Willen, sich der schwer erreichbaren Vollkommenheit zu nähern. War es unerwartet, so zu sterben, Paul? Auf einer verlorenen kleinen Insel, inmitten des Pazifiks. Auf den Marquesas, der abgelegensten Region der Welt. Na ja, du hattest es seit langem beschlossen: Du wolltest als Wilder unter Wilden sterben. Doch dann erinnerte er sich an die blinde Alte, die ihm das Gefühl gegeben hatte, ein Fremder zu sein.

Sie war vor einigen Wochen aufgetaucht, auf einen Stock gestützt, aus dem Nirgendwo, zur Stunde der Abenddämmerung, als Koke sich im oberen Geschoß ans Fenster stellte, um mit angestrengten Augen die öde Insel Hanakee und die Bucht der Verräter zu betrachten, die sich in der untergehenden Sonne rosa färbten. Die blinde Alte trat in den Garten, begleitet vom Gebell der Hunde und vom Miauen der beiden Katzen, und stieß laute Worte in Maori aus, die Koke ihre Anwesenheit zu erkennen gaben. Sie wirkte wie ein unbestimmtes Etwas, ein ungestaltetes Wesen, kaum wie eine Frau. Sie war in geflickte, mit Stricken zusammengehaltene Lumpen gehüllt, die wahrscheinlich aus dem Müll stammten. Mit Hilfe des Stockes – sie klopfte rasch mit ihm rechts und links auf den Boden – fand sie den Weg zum Haus und mysteriöserweise zu Paul, der ihr entgegenging. Sie standen einander gegenüber, im Bildhaueratelier, genau dort, wo Koke sich jetzt befand und halbtot vor Kälte die

Angst mit Absinth bekämpfte. War sie blind oder tat sie nur so? Als sie nahe vor ihm stand, sah er ihre weißliche Hornhaut. Ja, sie war blind. Bevor Paul den Mund öffnen konnte, hob die Frau, die ihn hatte kommen hören, die Hand und berührte seine nackte Brust. Sie befühlte ruhig seine Arme, die Schultern, den Bauchnabel. Dann öffnete sie den Pareo, fuhr ihm über den Bauch und nahm seine Hoden und den Penis in die Hand. Sie wog sie, als wollte sie sie einer Prüfung unterziehen. Dann verzog sie ihr Gesicht und rief angewidert aus: »*Popa'a*.« Es war ein Ausdruck, den Koke kannte; die Maori bezeichneten damit die Europäer. Ohne ein weiteres Wort, ohne auf das Essen oder die Gabe zu warten, die sie gesucht hatte, machte die blinde Alte kehrt und ging tastend davon. Das warst du für sie: ein Fremder mit ver mummt em Phallus. Auch darin warst du gescheitert, Koke.

Er erwachte am nächsten Morgen, sein Akkordeon in den Armen. Er war auf dem Tisch mit den Gläsern und Flaschen eingeschlafen, die jetzt auf dem Boden verstreut lagen. Das Wasser floß allmählich aus dem Atelier ab, aber um Koke herum war alles Trostlosigkeit und Verheerung. Doch das Haus der Wonnen hatte dem Hurrikan standgehalten, wenn auch beschädigt und mit zum Teil abgedecktem Dach. Und hoch oben, an einem blaßblauen Himmel, begann eine wiedererwachte Sonne die Erde zu erwärmen.

XIX

Die monströse Stadt

Béziers und Carcassonne, August-September 1844

Bisweilen verglich Flora ihre Reise durch den Südosten Frankreichs mit der Reise von Vergil und Dante durch die Hölle, denn es gab auf ihrer Route immer eine Stadt, die noch schmutziger, häßlicher und niederträglicher war als die anderen zuvor. Im abscheulichen Béziers zum Beispiel, wo sie im unerträglichen Hôtel des Postes übernachtete, in dem nicht einer der Kellner, nicht einmal der *maître*, Französisch sprach, nur Okzitanisch, erhielt sie keine Erlaubnis, in irgendeiner Fabrik oder Werkstatt eine Versammlung abzuhalten. Unternehmer und Arbeiter versperrten ihr sämtliche Türen aus Angst vor der Obrigkeit. Und die einzigen acht Arbeiter, die bereit waren, mit ihr zu sprechen, taten es unter so vielen Vorsichtsmaßnahmen – sie kamen nachts ins Hotel, durch die Hintertür – und hatten so große Angst, ihre Arbeit zu verlieren, daß Flora nicht einmal versuchte, ihnen den Vorschlag zu machen, sie sollten ein Komitee der Arbeiterunion gründen.

Sie hielt sich nur zwei Tage in Béziers auf, die letzten Augusttage 1844. Als sie das Postschiff nach Carcassonne bestieg, hatte sie das Gefühl, einem Gefängnis entronnen zu sein. Um nicht seekrank zu werden, blieb sie an Deck, unter den Passagieren, die keine Kabine

hatten. Dort provozierte sie einen fast mit Prügeln endenden Streit zwischen einem *spahi*, einem gerade aus Algerien heimgekehrten Kolonialsoldaten, und einem jungen Mann der Handelsmarine, die auf ihre Aufforderung hin die Frage erörtert hatten, welches der beiden Gewerbe nützlicher sei für die Gesellschaft. Der Seemann erklärte, Schiffe würden Passagiere und Waren transportieren und damit den Handel fördern; wozu aber dienten die Soldaten, außer zum Töten? Der *spahi* zeigte empört seine Narben und erwiderte, die Armee habe gerade für Frankreich in Nordafrika eine Kolonie gewonnen, die dreimal so groß sei wie das Mutterland. Als er in seiner Erregung grob zu werden begann, brachte Flora ihn zum Schweigen:

»Sie sind der lebende Beweis dafür, daß Frankreichs Armee die Rekruten noch immer wie zu Zeiten Napoleons verroht.«

Es fehlten sechs Stunden bis Carcassonne. Sie setzte sich auf eine Bank am Heck, lehnte sich an ein paar zusammengerollte Seile und schlief sofort ein. Sie träumte von Olympe. Das erste Mal, daß du von ihr träumtest, Florita, seitdem du Paris vor sieben Monaten verlassen hattest.

Es war ein angenehmer, zärtlicher, leicht erregender, wehmütiger Traum. Du hattest nur gute Erinnerungen an diese Freundin, der du so viel verdanktest. Aber du bedauertest nicht, daß du mit Olympe bei deiner Rückkehr aus England, im Herbst 1839, so jäh gebrochen hattest, denn das hätte bedeutet, den Kreuzzug zu bereuen, den du führtest, um die Welt mit Verstand und Liebe zu verändern. Du hattest sie bei jenem Opernball

kennengelernt, bei dem du als Zigeunerin verkleidet warst und diese schlanke Frau mit dem bohrenden Blick dir die Hand geküßt hatte, aber deine Freundschaft mit Olympe Maleszewska begann erst Monate später. Sie war Enkelin eines berühmten Orientalisten und Professors an der Sorbonne und arbeitete für die Befreiung Polens vom Joch des russischen Imperiums. Sie gehörte dem Polnischen Nationalkomitee an, der Organisation der Exilanten in Frankreich, und war mit Leonhard Chodzko verheiratet, einem Beamten der Bibliothek von Sainte-Geneviève, Historiker und Patrioten, der zu ihren führenden Vertretern gehörte. Doch Olympe war vor allem eine Dame der großen Gesellschaft. Sie führte einen sehr bekannten Salon, der von Literaten, Künstlern und Politikern besucht wurde, und als Flora eine Einladung für die Abendgesellschaften am Donnerstag erhielt, fand sie sich ein. Das Haus war elegant, die Bewirtung exquisit, und es wimmelte nur so von berühmten Persönlichkeiten. Dort traf die Modeschauspielerin Marie Dorval mit der Romanschriftstellerin George Sand zusammen und Eugene Sue mit dem Vater der Saintsimonisten, Prosper Enfantin. Olympe kümmerte sich äußerst taktvoll und freundlich um die Gäste. Sie behandelte dich sehr herzlich und stellte dich mit lobenden Worten ihren Freunden vor. Sie hatte *Fahrten einer Paria* gelesen, und ihre Bewunderung für dein Buch schien ehrlich zu sein.

Da Olympe dich so inständig bat wiederzukommen, gingst du noch mehrere Male zu ihr, und immer verbrachtest du dort angenehme Augenblicke. Beim dritten oder vierten Mal, als Olympe dir im Ankleide-

zimmer aus dem Mantel half und dir das Haar glättete – »Nie habe ich Sie so strahlend gesehen wie heute, Flora« –, faßte sie dich plötzlich um die Taille, zog dich an sich und küßte dich auf die Lippen. Es geschah so unerwartet, daß du, glühend von Kopf bis Fuß, nicht wußtest, was du tun solltest. (Es war das erste Mal in deinem Leben, daß dir das passierte, Florita.) Schamrot, verwirrt, erstarrtest du förmlich und schautest Olympe an, ohne etwas zu sagen. »Wenn Sie es noch nicht gemerkt haben, dann wissen Sie jetzt, daß ich Sie liebe«, sagte Olympe lachend. Dann faßte sie dich bei der Hand und zog dich fort zur Begegnung mit den anderen Gästen.

Später hattest du dich oft gefragt, warum du an jenem Abend, statt zu reagieren, wie du es getan hättest, wenn anstelle von Olympe dich plötzlich ein Mann geküßt hätte – du hättest ihn geohrfeigt, hättest sofort das Haus verlassen –, in der Gesellschaft geblieben warst, verstört und verlegen, doch nicht verärgert und ohne den Wunsch zu gehen. Einfache Neugier oder etwas mehr? Was hatte das zu bedeuten, Andalusierin? Was würde jetzt geschehen? Als du dich zwei Stunden später verabschieden wolltest, nahm die Hausherrin dich am Arm und führte dich zum Ankleidezimmer. Sie half dir, den Mantel anzuziehen und den kleinen Hut mit Schleier aufzusetzen. »Sie sind mir doch nicht böse, nicht wahr, Flora?« flüsterte sie dir mit warmer Stimme ins Ohr. »Ich weiß nicht, ob ich böse bin oder nicht. Ich bin verwirrt. Es ist das erste Mal, daß eine Frau mich auf den Mund küßt.« »Ich liebe Sie, seitdem ich Sie damals in der Oper gesehen habe«, sagte Olympe und schaute dir in

die Augen. »Können wir uns allein sehen, um uns besser kennenzulernen? Ich bitte Sie darum, Flora.«

Sie hatten sich gesehen, zusammen Tee getrunken, waren im Fiaker durch Neuilly gefahren, und als Flora ihr von ihren ehelichen Erfahrungen mit André Chazal erzählte, füllten sich die glühenden Augen ihrer Freundin mit Tränen. Du gestandest ihr, daß du seit deiner Ehe eine instinktive Abscheu vor dem Liebesakt empfunden und deshalb niemals einen Geliebten gehabt hattest. Mit unendlicher Zartheit und Sanftheit bat Olympe dich, während sie deine Hände küßte, du mögest ihr erlauben, dir zu zeigen, wie süß und angenehm die Lust zwischen zwei sich liebenden Freundinnen sein könne. Seitdem suchten sie bei jeder Begrüßung und jedem Abschied ihre Lippen.

Bald darauf liebten sie sich zum ersten Mal, in einem kleinen Landhaus in der Nähe von Pontoise, wo das Ehepaar Chodzko den Sommer und manche Wochenenden verbrachte. Die nahen Pappeln bogen sich im Wind und rauschten komplizenhaft; Vogelgezwitscher war zu hören, und die erregende, leicht berauschende Atmosphäre des vom knisternden Kaminfeuer erwärmten Zimmers ließ langsam Floras Befangenheit schwinden. Ihre Freundin gab ihr aus ihrem Mund Schlucke Champagner zu trinken und half ihr beim Auskleiden. Dann entkleidete Olympe sich ihrerseits mit der größten Natürlichkeit, nahm Flora in die Arme und legte sie auf das Bett, während sie ihr zärtliche Worte zuraunte. Sie betrachtete sie lange hingebungsvoll und begann dann, sie zu liebkosen. Sie hatte dir Lust verschafft, Florita, ja, große Lust, als die ersten Augenblicke der Verwirrung

und des Argwohns vorbei waren. Sie hatte dir das Gefühl gegeben, daß du schön warst, begehrenswert, jung, eine Frau. Olympe lehrte dich, daß man weder Angst noch Abscheu vor dem Liebesakt zu haben braucht, daß die Hingabe an das Begehren, das Eintauchen in die Sinnenfreude der Liebkosungen, in die Wonne des körperlichen Genusses, eine intensive, gesteigerte Form des Lebens ist, wenn sie auch nur einige Stunden, einige Minuten währte. Was für ein köstlicher Egoismus, Florita. Die Entdeckung der körperlichen Lust, eines Genusses ohne Gewalt, zwischen Gleichen, gab dir das Gefühl, eine vollständigere, freiere Frau zu sein. Obwohl du nie, nicht einmal in den Tagen, an denen du mit Olympe am glücklichsten warst und dich dem reinen körperlichen Vergnügen hingabst, ein Gefühl von Schuld und das Empfinden vermeiden konntest, Energien, sittliche Kräfte zu vergeuden.

Diese Beziehung dauerte nicht ganz zwei Jahre. Flora konnte sich an keinen einzigen Streit, an keine Entfremdung, an keinen Mißton erinnern, die sie getrübt hätten. Zwar sahen sie sich nicht oft, weil beide zahlreiche Beschäftigungen hatten und Olympe außerdem einen Ehemann und ein Heim, um die sie sich kümmern mußte, aber wenn sie zusammentrafen, dann war es immer der Himmel auf Erden. Sie amüsierten und genossen sich wie zwei kleine verliebte Mädchen. Olympe war frivoler und mondäner als Flora und interessierte sich, abgesehen von der Tragödie des unterjochten Polen, nicht für soziale Fragen, weder für das Los der Frauen noch für das der Arbeiter. Und Polen interessierte sie ihres

Mannes wegen, den sie in ihrer freien Art sehr liebte. Doch sie war vital, unermüdlich und, was dich betraf, von unendlicher Zärtlichkeit. Flora hörte ihr amüsiert zu, wenn sie ihr von den Intrigen und Klatschgeschichten der großen Welt erzählte, denn sie tat es mit Witz und Ironie. Außerdem war Olympe eine gebildete Frau, die viel gelesen hatte und Kenntnisse in Geschichte, Kunst und Politik besaß, denen ihre Leidenschaft galt, so daß Flora auch auf geistigem Gebiet viel durch ihre Freundschaft gewann. Sie liebten sich mehrmals in dem kleinen Haus bei Pontoise, aber auch in der Pariser Wohnung Olympes, in der Floras in der Rue du Bac und einmal, du als Nymphe und sie als Silen verkleidet, in einer Herberge am Waldrand in Marly, wo die Eichhörnchen ans Fenster kamen und ihnen Erdnüsse aus den Händen fraßen. Als Flora 1839 für vier Monate nach London ging, um ein Buch über die Lage der Armen in dieser Bastion des Kapitalismus zu schreiben, wechselten sie zwei- oder dreimal pro Woche Briefe, leidenschaftliche Botschaften, in denen sie sich sagten, daß sie sich vermißten, aneinander dachten, einander beehrten und daß beide die Tage, die Stunden, die Minuten zählten, bis sie sich Wiedersehen würden. »Ich küsse und liebe dich in all meinen Träumen, Olympe. Ich liebe das Dunkel deines Haars, deiner Scham. Seit ich dich kenne, verabscheue ich blonde Frauen.« Gingen dir diese flammenden Sätze, die du Olympe aus London schriebst, im Kopf herum, während du, als Mann verkleidet, Fabriken, Wirtshäuser, arme Vorstädte und Bordelle besuchtest, um deinen Haß auf dieses Paradies der Reichen und diese Hölle der Armen zu

untermauern? Ja, wortwörtlich. Aber warum, Andalusierin, warum erklärtest du dann Olympe gleich nach deiner Rückkehr, noch am Nachmittag deiner Ankunft in Paris, daß die Beziehung zu Ende sei, daß sie sich nie mehr sehen dürften? Olympe, immer so selbstsicher, so Dame von Welt, riß Mund und Augen auf und wurde blaß. Aber sie sagte nichts. Sie kannte dich und wußte, daß deine Entscheidung unwiderruflich war. Sie schaute dich an, während sie sich auf die Lippen biß, am Boden zerstört.

»Nicht, weil ich dich nicht liebe, Olympe. Ich liebe dich, du bist der einzige Mensch auf dieser Welt, den ich geliebt habe. Ich werde dir immer dankbar sein für diese beiden Jahre voll Glück. Aber ich habe eine Mission. Ich könnte sie nicht erfüllen, wenn ich meine Gefühle und meinen Geist zwischen meinen Pflichten und dir aufteilen müßte. Nichts und niemand darf mich von meinem Vorhaben ablenken. Nicht einmal du. Ich muß mich dieser Aufgabe mit Leib und Seele widmen. Ich habe nicht viel Zeit, mein Liebling. Ich kenne niemanden in Frankreich, der an meine Stelle treten könnte. Diese Kugel hier kann meinem Leben jeden Augenblick ein Ende machen. Zumindest muß ich die Dinge auf den rechten Weg bringen. Bitte grolle mir nicht, verzeih mir.«

Sie hatten sich nicht wiedergesehen. In der Zwischenzeit hattest du deine unerbittliche Streitschrift gegen England geschrieben – *Spaziergänge durch London* – und dein Büchlein über die *Arbeiterunion*, und jetzt warst du hier, in den Pyrenäen, an Frankreichs Grenze, in Carcassonne, und versuchtest, die universale Revolution in

Gang zu bringen. Bereutest du nicht, daß du die zärtliche Olympe auf diese Weise verlassen hattest, Florita? Nein. Es war deine Pflicht, so zu handeln, wie du es getan hattest. Die Ausgebeuteten zu erlösen, die Arbeiter zu vereinen, Gleichheit für die Frauen zu erlangen, den Opfern dieser so schlecht eingerichteten Welt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – das alles war wichtiger als der wunderbare Egoismus der Liebe, als die erhabene Gleichgültigkeit gegenüber der Welt, in die man durch die Lust verfiel. Das einzige Gefühl, das dein Leben jetzt zuließ, war die Liebe zur Menschheit. Nicht einmal für deine Tochter Aline war noch Platz in deinem besetzten Herzen, Florita. Aline war in Amsterdam, wo sie als Lehrling bei einer Modistin arbeitete, und manchmal vergingen Wochen, ohne daß du daran dachtest, ihr zu schreiben.

Am gleichen Abend, an dem Flora in Carcassonne eintraf, hatte sie eine unangenehme Begegnung mit den örtlichen Fourieristen, die unter der Ägide von Monsieur Es-cudié ihren Besuch organisiert hatten. Sie hatten ihr ein Zimmer im Hôtel Bonnet reserviert, am Fuß der Stadtmauer. Sie lag schon im Bett, als ein Klopfen an ihrer Zimmertür sie weckte. Der Hotelier erging sich in Entschuldigungen: Einige Herren bestünden darauf, sie zu sehen. Es sei sehr spät, sie sollten morgen wiederkommen. Da sie jedoch so sehr darauf beharrten, warf sie sich einen Morgenmantel über und ging zu ihnen. Die etwa zwölf örtlichen Fourieristen, die sie willkommen heißen wollten, waren betrunken. Ihr wurde übel vor Ärger. Wollten diese Bohémiens die Revolution mit Champagner und Bier machen? Einem von ihnen, der

mit schwerer Zunge und glasigen Augen darauf bestand, sie solle sich ankleiden, er wolle ihr die Kirchen und mittelalterlichen Mauern im Mondschein zeigen, antwortete sie:

»Was bedeuten mir die alten Steine, wenn es so viele Menschen mit ungelösten Problemen gibt! Lassen Sie sich gesagt sein, daß ich ohne zu zögern die schönste Kirche der Christenheit für einen einzigen intelligenten Arbeiter eintauschen würde.«

Als sie sahen, wie zornig sie war, entfernten sie sich schließlich.

In der Woche, die sie in der Stadt verbrachte, waren die örtlichen *Phalanstere-Anhänger* — Anwälte, Agrar-experten, Ärzte, Journalisten, Apotheker, Beamte, die sich selbst *chevaliers* nannten — eine ständige Quelle von Problemen. Ihr Machthunger verführte sie dazu, eine bewaffnete Aktion im ganzen französischen Süden zu planen. Sie behaupteten, viele Militärs und ganze Garnisonen stünden auf ihrer Seite. Gleich auf der ersten Versammlung übte Flora heftige Kritik an ihnen. Ihr Radikalismus, sagte sie, könne bestenfalls dazu dienen, einige Bürger in der Regierung durch andere zu ersetzen, ohne eine Änderung des sozialen Systems herbeizuführen, und schlimmstenfalls dazu, blutige Repressalien auszulösen, die das Ende der entstehenden Arbeiterbewegung wären. Entscheidend sei die soziale Revolution, nicht die politische Macht. Ihre Verschwörungspläne, ihre Gewaltphantasien verwirrten die Arbeiter, entfernten sie von den Zielen, verbrauchten sie in einer subversiven, rein politischen Aktion, bei der sie Gefahr liefen, von der Armee in einem für die Sache

sinnlosen Akt geopfert zu werden. Die *chevaliers* besaßen Einfluß im Arbeitermilieu und nahmen an den Versammlungen Floras mit den Arbeitern der Webereien und Tuchfabriken teil. Ihre Anwesenheit schüchterte die Armen ein, die kaum wagten, vor diesen Bürgern ihre Meinung zu äußern. Statt die Erfolge der Arbeiterunion zu erklären, mußttest du stundenlang bis zur Erschöpfung diese Politikaster widerlegen, die den Arbeitern mit ihren Plänen einer bewaffneten Erhebung, für die sie, wie sie behaupteten, an strategischen Orten Gewehre und Pulverfässer versteckt hatten, den Verstand vernebelten.

»Was für einen Unterschied gäbe es zwischen einer Regierung von Fourieristen und der jetzigen?« rief Madame-la-Colère empört aus. »Was für eine Verbesserung kann es für die Arbeiter bedeuten, wenn sie von Ihnen statt von den anderen ausgebeutet werden? Es geht nicht darum, irgendwie an die Macht zu gelangen, sondern ein für allemal der Ausbeutung und der Ungleichheit ein Ende zu machen.«

Abends kehrte sie so erschöpft ins Hôtel Bonnet zurück wie einst in London, in jenen hektischen Sommertagen 1839, in denen Flora vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung in stolzer Verachtung der ärztlichen Ratschläge diese monströse Stadt mit ihren zwei Millionen Einwohnern erkundete, Hauptstadt des größten Imperiums des Planeten, Sitz der dynamischsten Fabriken und der gewaltigsten Vermögen, um der Welt zu zeigen, daß sich hinter der Fassade von Wohlstand, Luxus und Macht die abscheulichste Ausbeutung, die schlimmsten Ungerechtigkeiten verbargen, daß die

leidende Menschheit Niederträchtigkeiten und Schikanen ertragen mußte, damit eine Handvoll Aristokraten und Besitzende kaum vorstellbaren Reichtum anhäufen konnte.

Doch im Unterschied zu heute, Florita, warst du 1839, obwohl du schon damals diese Kugel in der Brust trugst, nach ein paar Stunden Schlaf erholt und gerüstet für einen neuen, erfahrungsreichen Londoner Tag, bereit, dich in Lasterhöhlen zu wagen, in die kein Tourist seinen Fuß setzte und von denen nichts in den Chroniken der Reisenden stand, die begeistert die Schönheiten der Salons und Clubs, die Sauberkeit der Parks, die öffentliche Gasbeleuchtung im West End und den Zauber der Bälle, Bankette, Abendgesellschaften beschrieben, mit denen die adligen Parasiten ihre Muße verbrachten. Jetzt standest du so müde auf, wie du dich hingelegt hattest, und mußttest tagsüber deine zum Glück unversehrt gebliebene eiserne Hartnäckigkeit mobilisieren, um das Programm bewältigen zu können, das du dir auferlegt hattest. Am quälendsten war nicht die Kugel; es waren die Koliken und der Schmerz in der Gebärmutter, gegen die kein Beruhigungsmittel mehr half.

Bei allem Haß, den du für London und England fühltest, seitdem du in deinen jungen Jahren dort gelebt und für die Familie Spence gearbeitet hattest, mußttest du zugeben, daß du ohne dieses Land, ohne die englischen, schottischen und irischen Arbeiter wahrscheinlich niemals begriffen hättest, daß die Befreiung der Frau und ihre Gleichstellung mit dem Mann nur möglich war, wenn man ihren Kampf mit dem der

Arbeiter, der anderen Opfer und Ausgebeuteten, der gewaltigen Mehrheit der Menschheit, verband. Die Idee kam ihr in London dank der Chartistenbewegung. Diese forderte die gesetzliche Verabschiedung einer Volkscharta, durch die das allgemeine, geheime Wahlrecht, die jährliche Erneuerung des Parlaments und ein Salär für die Parlamentsmitglieder eingeführt werden sollten, was den Arbeitern erlauben würde, sich für einen Sitz zu bewerben. Die Chartistenbewegung existierte schon seit 1836, aber als Flora im Juni 1839 nach London kam, hatte sie einen Höhepunkt erreicht. Sie verfolgte ihre Demonstrationen, Veranstaltungen und Unterschriftensammlungen und informierte sich über ihre ausgezeichnete Organisation mit Komitees in Dörfern, Städten und Fabriken. Du warst beeindruckt. Die Aufregung hielt dich ganze Nächte wach, ständig die Märsche Tausender und Abertausender Arbeiter durch die Straßen Londons vor Augen. Eine wahre zivile Armee. Wer könnte sich ihnen entgegenstellen, wenn alle Ausgebeuteten und Armen der Welt sich wie die Chartisten organisierten? Frauen und Arbeiter vereint wären unbesiegbar. Eine Kraft, imstande, die Menschheit zu revolutionieren, ohne einen einzigen Schuß abzufeuern.

Als sie erfuhr, daß der Nationalkonvent der Chartistenbewegung in diesen Tagen in London stattfand, erkundigte sie sich nach dem Versammlungsort und erschien in einem kühnen Akt in der Doctor Johnson's Tavern, einem schäbig aussehenden Lokal in einer Seitengasse der Fleet Street. In einem großen, verrauchten und feuchten, schlecht beleuchteten Raum, der nach billigem Bier und gekochtem Kohl roch, drängten sich

etwa hundert führende Chartisten, darunter die Vorsitzenden O'Brien und O'Connor. Sie debattierten darüber, ob es angebracht sei, zur Unterstützung der Volkscharta einen Generalstreik auszurufen. Als man dich fragte, wer du seist und was dich hergeführt habe, erklärtest du, ohne daß dir die Stimme zitterte, du seist gekommen, um Grüße von den Arbeitern und Frauen Frankreichs an ihre britischen Brüder und Schwestern zu überbringen. Sie schauten dich verwundert an, aber sie warfen dich nicht hinaus. Es gab auch eine Handvoll Arbeiterinnen, die mißtrauisch deine bürgerliche Kleidung musterten. Mehrere Stunden lang hörtest du zu, wie sie debattierten, Vorschläge austauschten, über Anträge abstimzten. Du fühltest dich wie in Trance. Ja, diese Kraft, mit allen Ländern Europas multipliziert, könnte die Welt verändern, könnte den Enterbten das Glück bringen. Als O'Brien und O'Connor im Verlauf der Sitzung fragten, ob die französische Delegierte den Wunsch habe, zur Versammlung zu sprechen, zögertest du nicht eine Sekunde. Du stiegst auf das Rednerpodium, gratuliertest ihnen und ermuntertest sie in deinem unsicheren Englisch, weiterhin allen Armen der Welt ein Vorbild an Organisation und Kampf zu sein. Und beendetest deine kurze Ansprache mit einem Appell, der deine friedliebenden Zuhörer in leichte Verwirrung stürzte: »Zünden wir die Schlösser an, *brothers!*«

Jetzt mußttest du lachen, wenn du an diesen aufrührenden Appell dachtest, Florita. Denn du glaubtest nicht an die Gewalt. Du hattest nur durch ein dramatisches Bild ausdrücken wollen, wie bewegt du warst. Was für ein Privileg, dort zu sein, unter diesen ausgebeuteten

Brüdern, die aufzubegehren begannen. Du warst für die Liebe, die Ideen, die Überzeugungsarbeit, gegen die Kugeln und das Schafott. Deshalb erzürnten dich diese grimmigen Bürger von Carcassonne, die glaubten, die Lösung bestehe darin, Regimenter zu mobilisieren und auf den öffentlichen Plätzen Guillotinen zu errichten. Was konnte man von derart dummen Leuten erwarten? Der Bourgeoisie war nicht zu helfen, ihr Egoismus würde sie immer daran hindern, das große Ganze zu erkennen. Du dagegen hattest mehr denn je die Gewißheit, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Und dieser bestand darin, Frauen und Arbeiter zusammenzubringen, die einen und die anderen in einem grenzüberschreitenden Bündnis zu organisieren, das keine Polizei, keine Armee, keine Regierung vernichten könnte. Dann würde der Himmel keine Abstraktion mehr sein, er würde seinen Platz in den Predigten der Geistlichen und den leichtgläubigen Köpfen der Gläubigen verlassen und Geschichte werden, alltägliche Wirklichkeit für alle Sterblichen. »Ich bewundere dich, Florita«, rief sie begeistert aus. »Lieber Gott, es würde genügen, wenn du zehn Frauen wie mich auf diese Welt schicktest, um Gerechtigkeit auf Erden herrschen zu lassen.«

Unter den Fourieristen von Carcassonne war Hugues Bernard die auffälligste Gestalt. Mitglied in Geheimgesellschaften Frankreichs und der Karbonari in Italien, wollte er um jeden Preis den Bürgerkrieg. Er war eloquent und mitreißend, und die Arbeiter lauschten ihm verzückt. Doch Flora trat ihm entgegen, nannte ihn einen »Schlangenbeschwörer«, einen »Zauberkünstler«,

warf ihm vor, »die Arbeiter mit seinem demagogischen Speichel zu verderben«. Statt beleidigt zu sein, folgte Hugues Bernard ihr bis zum Hotel und ermüdete sie mit Schmeicheleien: Sie sei die intelligenteste Frau, die ihm je begegnet sei, die einzige, die er hätte heiraten können. Wenn er nicht sicher wäre, abgewiesen zu werden, würde er versuchen, sie zu erobern. Flora mußte schließlich lachen. Doch angesichts seiner Avancen entschied sie sich dafür, ihn auf Distanz zu halten. Auch Escudié, der Anführer der *chevaliers*, versuchte hartnäckig, ihre Freundschaft zu gewinnen. Er war ein geheimnisvoller, düsterer Mann in Trauerkleidung, mit Funken von Genialität.

»Sie wären ein guter Revolutionär, Escudié, wenn Sie mehr Liebe und weniger Gelüste hätten.«

»Sie treffen den Nagel auf den Kopf, Flora«, nickte der schlanke, mephistophelisch blasse Fourierist mit ernster Miene. »Das ist das große Problem meines Lebens: die Gelüste. Das Fleisch.«

»Vergessen Sie das Fleisch, Escudié. Für die Revolution braucht man nur den Geist, die Idee. Das Fleisch ist ein Hemmnis.«

»Das ist leichter gesagt als getan, Flora«, erklärte er in elegischem Ton und mit einem Blick, der sie beunruhigte. »Mein Fleisch setzt sich aus allen Legionen der Hölle zusammen. Wenn Sie einen Blick in die Welt meiner Verlangen werfen könnten, würden Sie, die Sie so rein zu sein scheinen, vor Schreck tot umfallen. Haben Sie zufällig den Marquis de Sade gelesen?«

Flora fühlte, wie ihre Beine zitterten. Sie versuchte, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, denn sie

fürchtete, Escudié könnte ihr, da er schon einmal dabei war, seine geheime Hölle offenbaren, die unzüchtigen Abgründe seiner Seele, in denen, nach seinen lüsternen Pupillen zu urteilen, viele Dämonen hausen mußten. Doch plötzlich, in einer Regung, die selten bei ihr war, sah sie sich selbst dem makabren Fourieristen vertrauliche Geständnisse machen. Sie sei eine freie Frau und habe in ihrem einundvierzigjährigen Leben zur Genüge bewiesen, daß sie nichts und niemanden fürchte. Doch trotz ihres kurzlebigen Abenteuers mit Olympe flöße ihr die Sexualität nach wie vor ein diffuses Unbehagen ein, denn das Leben habe ihr immer wieder gezeigt, daß das fleischliche Begehren Erregung und Genuß sei, aber auch ein abschüssiger Weg, auf dem der Mann rasch zum Tier werde und sich in der grausamsten und ungerechtesten Weise gegen die Frau verhalte. Sie habe das schon in jungen Jahren erfahren müssen, durch André Chazal, Schänder seiner Frau und später seiner eigenen Tochter, es jedoch vor allem mit einem Entsetzen, das nie aus ihrem Gedächtnis schwinden würde, auf ihrer Reise nach London 1839 sehen und mit den Händen greifen können. Szenen, die so beschämend waren, daß die Herausgeber ihrer *Spaziergänge durch London* sie zwangen, sie abzumildern, und die nach der Veröffentlichung des Buches nicht ein einziger Kritiker zu kommentieren wagte. Im Unterschied zu den allseits gelobten *Fahrten einer Paria* waren ihre Anklagen gegen die Gebrechen der Metropole London von den Pariser Intellektuellen feige übergangen worden. Doch was bedeutete dir das schon, Florita. War es nicht ein Zeichen dafür, daß du auf dem rechten Weg warst? »Ja,

zweifellos«, ermunterte sie Escudié.

Auf die Idee, sich als Mann zu verkleiden, hatte sie kurz nach ihrer Ankunft in London ein Freund und Owen-Anhänger gebracht, der sah, wie betrübt sie war, als sie erfuhr, daß der Zutritt zum britischen Parlament Frauen nicht gestattet war. Dabei half ihr ein türkischer Diplomat, der ihr die Verkleidung lieferte. Sie mußte einige Änderungen an den Pluderhosen und am Turban vornehmen und die Pantoffeln mit Papier ausstopfen. Obwohl sie nervös war, als sie das Portal des imponierenden Gebäudes an der Themse durchschritt, in dem das Herz des britischen Imperiums schlug, vergaß sie später, als sie den Reden der Abgeordneten zuhörte, ihre falsche Identität. Die meisten Parlamentarier berührten sie peinlich durch ihre Vulgarität und ihre ungehobelte Art, sich mit dem Hut auf dem Kopf in den Sitzen zu fläzen. Als sie jedoch Daniel O'Connell hörte, den Führer der irischen Unabhängigkeitsbewegung, der als erster katholischer Ire einen Sitz im Unterhaus errungen hatte und einen gewaltlosen Kampf gegen den englischen Kolonialismus predigte, war sie bewegt. Kaum ergriff dieser häßliche Mann mit dem Aussehen eines sonntäglich gekleideten Kutschers das Wort und forderte die Abschaffung der Sklaverei und das allgemeine Wahlrecht, wurde er schön, strahlte Würde und Idealismus aus. Er war ein so glänzender Redner, daß alle ihm mit großer Aufmerksamkeit zuhörten. Bei O'Connells Worten kam Flora die Idee des Volksanwaltes, die sie in ihren Plan der Arbeiterunion aufnahm: Die Bewegung der Frauen und Arbeiter würde einen Sprecher ins Parlament bringen und ihm einen Lohn zahlen, damit er

dort die Interessen der Armen vertreten konnte.

In diesen vier Monaten verkleidete sie sich oft als Mann. Sie hatte sich vorgenommen, das Leben zu erkunden, das die hunderttausend Prostituierten führten, die sich angeblich auf Londons Straßen herumtrieben, und was in den Bordellen der Stadt geschah, und sie hätte diese Lasterhöhlen nicht erforschen können, ohne ihr Geschlecht hinter den Hosen und dem Gehrock eines Mannes zu verbergen. Dennoch war es gefährlich, sich in gewisse Viertel zu begeben. In der Nacht, in der sie die Waterloo Road ablief, von ihrem Anfang in der Vorstadt bis zur Waterloo Bridge, waren die beiden Freunde der Chartistenbewegung, die sie begleiteten, mit Stöcken bewaffnet, um die Scharen kleiner Diebe und Händelsucher zu entmutigen, von denen es nur so wimmelte zwischen den Kupplerinnen, Zuhältern und Huren. Sie drängten sich auf den Bürgersteigen, Straßenzug um Straßenzug, nutzten die Abwesenheit der Polizei und raubten vor aller Augen die einsamen Kunden aus. Die Ware bot sich schamlos den Passanten an, die zu Fuß, zu Pferde oder in der Kutsche auf der Fahrbahn vorbeizogen und das verfügbare Material prüften. Theoretisch lag das Mindestalter für den Menschenhandel bei zwölf Jahren. Doch Flora hätte geschworen, daß es unter den schmutzigen, geschminkten und halbnackten kleinen Skeletten, die von den Kupplerinnen und Zuhältern offeriert wurden, Mädchen und Jungen von zehn oder sogar acht Jahren gab, kleine Kinder mit abwesendem oder betäubtem Blick, die nicht zu begreifen schienen, was ihnen geschah. Die Ungeniiertheit und Obszönität, mit denen die Dienstleistungen angepriesen wurden

(»dieses Püppchen können Sie sich von hinten vornehmen, Sir«, »meine Stolze läßt sich den Hintern peitschen und ist eine wahre Künstlerin im Schwanzlecken, Chef«), ließen Wellen von Haß in ihr aufsteigen. Es fehlte nicht viel, und sie wäre in Ohnmacht gefallen. Während du im Schutz der Dunkelheit, die ab und zu von den rötlich flackernden Lampen der Freudenhäuser erhellt wurde, die endlose Allee hinuntergingst, während du die widerwärtigen Dialoge und die unangenehmen Stimmen der Betrunkenen hörtest, hattest du den Eindruck einer makabren Phantasmagoric, eines mittelalterlichen Hexensabbats. War dies nicht so etwas wie die Hölle auf Erden? Gab es etwas Teuflischeres als das Los dieser Mädchen und Jungen, die für ein paar Pennies der Wollust dieser Widerlinge angeboten wurden?

Ja, das gab es, Florita. Schlimmer als die Prostitution im East End mit ihren Mädchen und Jungen, die oft von spezialisierten Banden auf dem Land oder in den Dörfern entführt und an die Londoner Bordelle und Freudenhäuser verkauft wurden, waren die *finishes* im West End, in der Londoner Innenstadt, dem Viertel der eleganten Vergnügungen. Dort erlebtest du den Gipfel der Schlechtigkeit. Die *finishes* waren die Bordell-Tavernen, die Dirnen-Lokale, in denen die Reichen, Adligen, Privilegierten dieser Gesellschaft von Herren und vermeintlich freien Sklaven ihre nächtlichen Orgien beendeten. Du besuchtest sie als Geck verkleidet, gemeinsam mit einem jungen Mann der französischen Gesandtschaft, der deine Bücher gelesen hatte und dir die männliche Kleidung lieb, nicht ohne vorher zu versuchen, dich davon abzubringen, denn, so versicherte

er dir, die Erfahrung werde dich mit Entsetzen erfüllen. Er hatte völlig recht. Du, die glaubte, alles über das menschliche Tier zu wissen, hattest noch nicht gesehen, welche Extreme die Erniedrigung der Frau erreichen konnte.

Die Dirnen der *finishes* waren nicht die ausgemergelten, oft tuberkulosekranken Prostituierten der Waterloo Road. Es waren teuer und in auffälligen Farben gekleidete, mit Schmuck behängte, grell geschminkte Kurtisanen, die ab Mitternacht, aufgereiht wie die Tänzerinnen einer Music-Hall, die reichen Protze empfangen, die zu Abend gegessen oder Theater oder Konzerte besucht hatten und nun kamen, um das Fest in diesen luxuriösen Klubs zu beenden, um zu trinken und zu tanzen und ab und zu mit einem oder zwei Mädchen in die *Séparées* im Oberstock hinaufzugehen, um sie zu beschlafen, um sie auszupeitschen oder sich von ihnen auspeitschen zu lassen, was man in Frankreich *le vice anglais* nannte. Doch nicht das Bett oder die Peitsche waren das wahre Vergnügen in den *finishes*, sondern der Exhibitionismus und die Grausamkeit. Es begann um zwei oder um drei Uhr in der Frühe, wenn Lords und Rentiers sich Jacken, Krawatten, Westen und Hosen-träger ausgezogen hatten und ihre Angebote machten. Sie boten den Frauen und Mädchen jeden Alters glänzende, klingende Guineen, damit sie die von ihnen gemixten Getränke zu sich nahmen, die sie ihnen fröhlich einflößten, wobei sie sich unter lautem Gejohle gegenseitig mit Sprechchören anfeuerten. Am Anfang gaben sie ihnen Gin, Apfelwein, Bier, Whisky, Cognac, Champagner zu trinken, doch dann vermischten sie den

Alkohol mit Essig, Senf, Pfeffer und Schlimmerem, um zuzusehen, wie die Frauen, nur, um sich diese Guineen zu verdienen, die Gläser in einem Zug leerten, mit angewidert verzerrtem Gesicht zu Boden stürzten, sich wanden und erbrachen. Dann knöpften sich die Betrunkensten oder die Perversesten unter Applaus und angespornt von Sprechchören den Hosenschlitz auf und bepinkelten sie, und besonders Verwegene masturbierten auf sie und verschmierten sie mit ihrem Sperma. Wenn die Nachtschwärmer dann um sechs oder sieben Uhr morgens des Vergnügens überdrüssig waren und satt von Alkohol und Persionen in die tumbe Benommenheit der Betrunkenen versanken, betraten die Lakaien das Lokal und schleppten sie zu ihren Fiakern und Berlinen, um sie zu ihren Herrensitzen zu bringen, wo sie ihren Rausch ausschlafen konnten.

Nie zuvor hattest du so geweint, Flora Tristan. Nicht einmal, als du von Alines Mißbrauch durch André Chazal erfahren hattest, waren deine Tränen so geflossen wie nach diesen Morgenstunden in den *finishes* von London. Damals faßtest du den Entschluß, mit Olympe zu brechen, um deine ganze Zeit der Revolution zu widmen. Nie zuvor hattest du ein solches Mitleid, eine solche Bitternis, eine solche Wut empfunden. Jetzt durchlebstest du diese Gefühle noch einmal in dieser schlaflosen Nacht in Carcassonne, während du an die dreizehn-, vierzehn- oder fünfzehnjährigen Kurtisanen dachtest – eine von ihnen hättest du sein können, wenn man dich während deiner Anstellung bei der Familie Spence entführt hätte –, die für eine Guinée diese Mixturen tranken, für eine Guinée zuließen, daß das

flüssige Gift ihnen die Eingeweide verbrannte, für eine Guinée erlaubten, daß man sie bespuckte, bepinkelte und mit Samen bespritzte, damit die Reichen Englands in ihrem leeren, stumpfsinnigen Leben einen Augenblick Spaß hatten. Für eine Guinée! Mein Gott, mein Gott, wenn es dich gibt, dann kannst du nicht so ungerecht sein und Flora Tristan das Leben nehmen, bevor sie die universelle Arbeiterunion auf den Weg gebracht hat, die den Übeln dieses Tränentals ein Ende machen wird. »Gib mir noch fünf, noch acht Jahre. Das wird mir genügen, lieber Gott.«

Carcassonne war natürlich keine Ausnahme von der Regel. In den Tuchfabriken, wo man ihr den Zutritt verwehrte, verdienten die Männer eineinhalb bis zwei Francs täglich und die Frauen, für die gleiche Arbeit, die Hälfte. Die Arbeitszeit betrug zwischen vierzehn und achtzehn Stunden am Tag. In den Seiden- und Wollspinnereien arbeiteten siebenjährige Kinder für acht Centimes täglich, obwohl dies gesetzlich verboten war. Sie begegnete einem außerordentlich feindseligen Klima. Ihre Reise hatte sich in der Gegend herumgesprochen, und in der letzten Zeit wetzten die Feinde in den Städten die Messer für ihren Empfang. Flora entdeckte, daß die Fabrikanten in Carcassonne Flugblätter in Umlauf gebracht hatten, auf denen stand, sie sei eine »Bastardin, Aufwieglerin und Sittenverderberin, die ihren Mann und ihre Kinder verlassen und sich Liebhaber gehalten hat und jetzt als Saintsimonistin und ikarische Kommunistin auftritt«. Über letzteres mußte sie lachen. Wie konnte man gleichzeitig Saintsimonistin und ikarische Kommunistin sein? Die beiden Gruppen verabscheuten

einander. Gewiß, du warst vor einigen Jahren Sympathisantin Saint-Simons gewesen, aber das war deine Vorgeschichte. Und Etienne Cabets Roman *Reise nach Ikarien*, der ihm so viele Anhänger in Frankreich zugeführt hatte, hattest du zwar gelesen (in deinem Besitz befand sich die von ihm gewidmete Erstausgabe von 1840), aber du hattest nie die geringste Sympathie für Cabet oder seine Schüler empfunden, diese Überläufer der Gesellschaft, die sich »Kommunisten« nannten. Im Gegenteil, stets hattest du sie in Wort und Schrift kritisiert, weil sie sich unter dem Taktstock ihres Dingenten, dieses Abenteurers, der vor seiner Wandlung zum Propheten Mitglied des Karbonaribundes und Generalprokurator in Korsika gewesen war, darauf vorbereiteten, in irgendein fernes Land zu reisen – nach Amerika, China, in den afrikanischen Urwald –, um an einem weltabgeschiedenen Ort die vollkommene Republik zu gründen, die in *Reise nach Ikarien* beschrieben wurde, eine Gesellschaft ohne Geld, ohne Hierarchien, ohne Steuern, ohne Obrigkeit. Gab es etwas Egoistischeres und Feigeres als diesen eskapistischen Traum? Nein, es ging nicht darum, aus dieser unvollkommenen Welt zu fliehen und ein himmlisches Refugium für eine kleine Gruppe Auserwählter zu gründen, das allen anderen verschlossen wäre. Es ging darum, gegen die Unvollkommenheiten dieser Welt in ebendieser Welt zu kämpfen, sie zu verbessern, sie zu verändern, bis aus ihr eine glückliche Heimat für alle Sterblichen würde.

Am dritten Tag in Carcassonne erschien im Hôtel Bonnet ein Mann in vorgerücktem Alter, der seinen Namen nicht nennen wollte. Er gestand ihr, er sei Polizist und

von seinen Vorgesetzten beauftragt, ihren Schritten zu folgen. Er war freundlich und leicht schüchtern, sprach ein mangelhaftes Französisch, kannte zu ihrer Überraschung die *Fahrten einer Paria* und erklärte sich zu ihrem Bewunderer. Er informierte sie, daß die Behörden der ganzen Region Anweisungen erhalten hatten, ihr das Leben schwerzumachen und sie mit allen Leuten zu entzweien, denn sie sahen in ihr eine Aufwieglerin, die unter den Arbeitern den Umsturz gegen die Monarchie predige. Von ihm habe Flora jedoch nichts zu befürchten: Er werde nichts tun, was ihr schaden könne. Er war so bewegt, als er ihr diese Dinge sagte, daß Flora ihn in einer plötzlichen Anwandlung auf die Stirn küßte: »Sie wissen nicht, wie gut mir Ihre Worte tun, mein Freund.«

Er machte ihr Mut, zumindest ein paar Stunden lang. Doch die Realität meldete sich zurück, als ein einflußreicher Anwalt plötzlich eine Verabredung mit ihr absagte. Maître Trinchant sandte ihr ein harsches Schreiben: »Aufgrund Ihrer ikarisch-kommunistischen Gesinnung, von der ich erfahren habe, ist es mir unmöglich, Sie zu empfangen. Wir würden einen Taubstummendialog führen.« »Meine Aufgabe besteht ja gerade darin, den Tauben die Ohren und den Blinden die Augen zu öffnen«, antwortete ihm Madame-la-Colère.

Sie war nicht niedergeschlagen, aber es tat ihr nicht gut, sich an ihre Besuche in den Bordellen und *finishes* in London zu erinnern. Doch sie gingen ihr nicht aus dem Kopf. Trotz der vielen traurigen Dinge, die sie bei ihren Gängen durch die Unterwelt des Kapitalismus gesehen hatte, war ihr nichts empörender erschienen als der Handel mit diesen unglücklichen Geschöpfen. Doch

darüber vergaß sie nicht die Besuche, die sie in Begleitung eines Vertreters der Anglikanischen Kirche den Arbeitervierteln der Londoner Peripherie abgestattet hatte, die sich aneinanderreihenden engen, schmutzigen Räume mit ständig ratternden, von Pedalen angetriebenen Webstühlen, vollgestopft mit nackten Kindern, die im Dreck herumkrochen, und die Klagen, die wie eine Litanei aus allen Mündern kamen: »Mit achtunddreißig, vierzig Jahren betrachtet man uns als unnütz und entläßt uns aus den Fabriken. Wovon sollen wir leben, *milady*? Die Lebensmittel und die gebrauchte Kleidung, die uns die Pfarrgemeinden geben, reichen nicht einmal für die Kinder.« In der großen Gasfabrik in der Horsferry Road Westminster wärest du fast erstickt, weil du unbedingt aus der Nähe sehen wolltest, wie die mit einem simplen Lendenschurz bedeckten Arbeiter die Koksasche aus Öfen kratzten, die dich an die Schmiede des Vulcanus denken ließen. Du brauchtest nur fünf Minuten da zu sein, um in Schweiß auszubrechen und zu fühlen, wie die Hitze dir den Atem nahm. Sie aber blieben Stunden dort, brieten bei lebendigem Leibe, und wenn sie das Wasser in die grob gesäuberten Kessel schütteten, schluckten sie einen dichten Dampf, der ihnen die Eingeweide ebenso schwärzen mußte wie die Haut. Nach dieser Tortur konnten sie sich jeweils zu zweit zwei Stunden lang auf Matratzen ausruhen. Der Leiter der Fabrik sagte dir, niemand ertrage diese Arbeit länger als sieben Jahre, bevor er an Tuberkulose erkrankte. Das war der Preis für die mit Gaslampen erleuchteten Bürgersteige der Oxford Street, im Herzen des West End, der elegantesten Straße der Welt!

Die drei Gefängnisse, die du besuchtest, Newgate, Coldbath Fields und Penitentiary, waren weniger unmenschlich als die Höhlen der Arbeiter. Beim Anblick der mittelalterlichen Folterinstrumente, die im Eingangsbereich von Newgate die Häftlinge empfangen, lief dir ein Schauer über den Rücken. Doch die Einzel- und Sammelzellen waren sauber, und die eingesperrten Männer und Frauen – zumeist Diebe und Diebinnen – aßen besser als die Fabrikarbeiter. In Newgate erlaubte dir der Direktor, mit zwei Mördern zu sprechen, die zum Tod am Galgen verurteilt waren. Der erste, menschenscheu, war verschlossen und stumm, und du konntest kein Wort aus ihm herausbringen. Aber der zweite, lächelnd, freundlich und froh, für ein paar Minuten das Sprechverbot zu durchbrechen, schien unfähig, einer Fliege etwas zuleide zu tun. Und doch hatte er einen Offizier der Armee auf grausame Weise umgebracht. Wie hatte er das tun können, höflich und sympathisch, wie er war? Das erklärte dir Doktor John Elliston, Professor der Medizin und fanatischer Schüler von Franz Joseph Gall, dem Begründer der Phrenologie:

»Weil dieser Bursche zwei außergewöhnlich entwickelte Höcker an der hinteren Schädelbasis hat: das Knöchelchen des Stolzes und das der Schande. Berühren Sie sie, Madam. Hier, hier. Fühlen Sie sie? Er war vom Schicksal dazu verdammt, ein Mörder zu werden.«

Nur zwei Dinge wagte Flora am englischen Strafsystem zu kritisieren: das Sprechverbot, das die Häftlinge zwang, niemals den Mund zu öffnen – ein einziges lautes Wort zog die schwersten Strafen nach sich –, und daß man ihnen das Arbeiten untersagte. Der gebildete

Direktor von Coldbath Fields, ein ehemaliger Kolonialsoldat, versicherte ihr, das Schweigen begünstige die Annäherung an Gott, mystische Zustände, Reue und Besserungswünsche. Und was die Arbeit betreffe, *so* sei die Frage im Parlament debattiert worden. Man sei zu dem Schluß gekommen, daß es ungerecht gegenüber den Arbeitern sei, die Häftlinge arbeiten zu lassen, da die Verbrecher in unlauteren Wettbewerb zu ihnen treten würden, wenn sie sich für niedrigere Löhne verdingten. In England gab es keine Altersgrenze, um verurteilt zu werden, und in den drei Gefängnissen traf Flora acht- und neunjährige Kinder an, die Strafen für Diebstahl und andere Vergehen verbüßten.

Doch obwohl es einem das Herz zerriß, diese Kinder hinter Gittern zu sehen, sagte sich Flora, daß es vielleicht besser für sie war; zumindest aßen sie und schliefen unter einem Dach, in sauberen Zellen. In der Gemeinde von Saint Gilles dagegen, in dem von der Oxford Street und der Tottenham Court Road begrenzten Häusergeviert, im Viertel der Iren — Bainbndge Street — starben die Kinder buchstäblich vor Hunger. Sie waren zerlumpt und schliefen fast unter freiem Himmel, in Konstruktionen aus Karton und Blech, ohne Schutz vor den Regenfällen. Umgeben von schmutzigen Wasserpfützen, fauligen Ausdünstungen, Schlamm, Fliegen und allen Arten von Ungeziefer — an jenem Abend entdeckte Flora in ihrer Pension, daß ihre Kleider vom Besuch im Irenviertel voller Läuse waren —, hatte sie das Gefühl, sich in einem Alptraum zu bewegen, zwischen Skeletten, alten Männern, die auf Häufchen von Stroh hockten, und zerlumpten Frauen. Überall lag Unrat, und Ratten

schlüpfen zwischen den Beinen der Leute hindurch. Nicht einmal wer Arbeit hatte, konnte seine Familie ernähren. Alle waren abhängig von den Nahrungsspenden der Kirchen, um ihre Kinder mit Essen zu versorgen. Verglichen mit der Misere und dem Verfall der Iren, erschien ihr das Viertel der armen Juden um die Petticoat Road weniger finster. Obwohl extreme Armut herrschte, gab es einen aktiven Altkleiderhandel in kleinen Läden und Kellern, zwischen denen sich im hellen Tageslicht mit viel Getue auch halbnackte jüdische Huren anboten. Und der Markt der Field Lane, wo zu einem Spottpreis sämtliche in den Straßen Londons gestohlenen Taschentücher zum Verkauf geboten wurden – man mußte diese Gasse ohne Brieftasche, Uhren oder Broschen betreten –, erschien ihr menschlicher und sogar sympathisch mit seinem entfesselten Stimmengewirr und den laut ausgetragenen pittoresken Debatten zwischen Verkäufern und Kunden, die um Nachlässe feilschten.

In der Irrenanstalt, dem Bethleen Hospital, passierte etwas, das dir das Blut in den Adern gefrieren ließ, Florita. Weder deine Freunde von der Chartistenbewegung noch die Oweniten teilten deine These, daß der Wahnsinn eine soziale Krankheit war, eine Folge der Ungerechtigkeit, eine dunkle, instinktive Rebellion gegen die etablierten Mächte. Und deshalb begleitete dich niemand auf deinem Weg durch die Irrenhäuser Londons. Das Bethleen Hospital war alt, sehr sauber, hatte gepflegte Gärten und eine gute Versorgung. Plötzlich sagte der Direktor zu dir, während er dich herumführte, sie hätten einen Landsmann von dir dort, einen französischen

Seemann namens Chabrié. Wolltest du ihn sehen? Dir stockte der Atem. War es möglich, daß der gute Zacharie Chabrié von der *Mexicain*, dem du in Arequipa jenen bösen Streich gespielt hattest, um dich von seiner Liebe zu befreien, hier gelandet war, im Wahnsinn? Du durchlebstest einige angstvolle Minuten, bis sie die fragliche Person brachten. Er war es nicht, sondern ein junger, hübscher Bursche, der glaubte, er sei Gott. Er erklärte es dir in bedächtigem Französisch und sehr behutsam: Er sei der neue Messias, auf die Erde gesandt, »damit die Knechtschaft ein Ende fände und um die Frau vor dem Mann und den Armen vor dem Reichen zu retten«. »Wir beide führen den gleichen Kampf, mein guter Freund«, sagte Flora lächelnd zu ihm. Er nickte mit verschwörerischem Augenzwinkern.

Diese Reise nach England im Jahre 1839 war eine lehrreiche – und anstrengende – Erfahrung gewesen. Ihr Ergebnis war nicht nur dein Buch, *Spaziergänge durch London*, das Anfang Mai 1840 erschien und die bürgerlichen Journalisten und Kritiker anders als das Publikum, das in wenigen Monaten zwei Auflagen kaufte, durch seine Radikalität und Offenheit erschreckte. Sondern auch deine Idee des Bündnisses zwischen den beiden großen Opfern der Gesellschaft, den Frauen und den Arbeitern, deine Broschüre *L'Union Ouvrière* und dieser Kreuzzug. Seit fünf Jahren versuchtest du nun schon, Andalusierin, diesen Plan in einer übermenschlichen Anstrengung in die Tat umzusetzen!

Würde es dir gelingen? Wenn dein Körper nicht versagte, ja. Wenn Gott dir noch ein paar Jahre Leben schenkte, bestimmt. Doch du warst nicht sicher, daß dir

die nötigen Jahre vergönnt sein würden. Vielleicht weil Gott nicht existierte und dich deshalb nicht erhören konnte oder weil er existierte und zu sehr mit transzendenten Angelegenheiten beschäftigt war, um sich mit so nichtigen materiellen Dingen wie deinen Koliken und deiner kaputten Gebärmutter zu befassen. Jeden Tag, jede Nacht fühltest du dich schwächer. Zum erstenmal bedrängte dich die Vorahnung einer Niederlage.

Auf der letzten Versammlung in Carcassonne erbot sich einer der *chevaliers*, der Flora bislang nicht weiter aufgefallen war, der Anwalt Théophile Marconi, spontan, ein Komitee der Arbeiterunion in der Stadt zu organisieren. Er sei nach anfänglichen Vorbehalten zu dem Schluß gelangt, daß Floras Strategie solider sei als die Verschwörungs- und Bürgerkriegspläne seiner Freunde. Der solidarische Bund von Frauen und Arbeitern, dessen Ziel es wäre, die Gesellschaft zu ändern, erscheine ihm klug und durchführbar. Nach dem Treffen mit Marconi begleitete ein junger spitzbübisch wirkender Arbeiter namens Lafitte sie bis zum Hotel und brachte sie zum Lachen mit einem Plan, den er, wie er ihr gestand, ausgeheckt habe, um den bürgerlichen *Phalanstère*-Anhängern einen Streich zu spielen. Er würde sich als Founerist ausgeben und den *chevaliers* eine Geldanlage offerieren, durch die sie ihr Kapital verdoppeln könnten, indem sie zu einem Spottpreis ein paar gestohlene Webstühle kauften. Wenn er das Geld beisammen hätte, würde er sie verhöhnen: »Meine Herren, die Habgier ist Ihr Verderben. Dieses Geld geht in die Kassen der Arbeiterunion, für die Revolution.« Er scherzte, doch in seinen Augen lag ein Flackern, das Flora beunruhigte. Und

wenn sich nun die Revolution in ein Geschäft für ein paar Spitzbuben verwandelte? Beim Abschied bat der sympathische Lafitte sie um Erlaubnis, ihr die Hand küssen zu dürfen. Sie reichte sie ihm und nannte ihn lachend ein »angehendes Mitglied der guten Gesellschaft«.

In der letzten Nacht in der ummauerten Stadt träumte sie von dem eisernen Schöpflöffel und seinem Totengeklapper. Es war eine hartnäckige Erinnerung, die gleichsam ihre Reise nach England symbolisierte: das Klappern dieses metallenen Löffels, der mit einer Kette an den Wasserpumpen befestigt war, die an vielen Ecken Londons standen und an denen die Ärmsten ihren Durst stillten. Das Wasser, das sie tranken, war verschmutzt; bevor es zu den Pumpen kam, war es durch die Abwasserkanäle der Stadt geflossen. Die Musik der Armut, Florita. Sie klang seit vier Jahren in deinen Ohren. Manchmal sagtest du dir, daß dieses Geklapper dich bis in die andere Welt begleiten würde.

XX

Der Hexer von Hiva Oa

Atuona, Hiva Oa, März 1903

»Am erstaunlichsten an deiner ganzen Lebensgeschichte ist«, sagte Ben Varney, während er Paul anschaute, als wollte er ihn bis auf den Grund ausloten, »daß deine Frau diesen Wahnsinn ausgehalten hat.«

Paul hörte ihn nur halb. Er versuchte, die Verheerungen zu ermessen, die der Hurrikan in Atuona angerichtet hatte. Vorher hatte man von der Terrasse über Ben Varneys Kaufladen nur den kleinen Holzturm der protestantischen Mission sehen können. Doch die zerstörerischen Winde hatten etliche Bäume entwurzelt und andere entlaubt und verstümmelt, so daß man jetzt von diesem Geländer aus die ganze Fassade der Kirche und das schmucke Häuschen von Pastor Paul Vernier sehen konnte. Auch die beiden schönen Tamarindenbäume zu seinen Seiten, die kaum unter dem Unwetter gelitten hatten. Während Paul das alles flüchtig erfaßte, stellte er sich den Weg zum Strand vor; bestimmt war er unpassierbar durch all den Schlamm, die Steine und Zweige, die Blätter und Baumstämme, mit denen der Hurrikan ihn versperrt hatte. Es würde viel Zeit vergehen, bis man ihn säubern würde und du deine Spazierfahrten in der Abenddämmerung zur Bucht der Verräter wiederaufnehmen könntest, Koke. Hatten die

friedlichen Marquesaner der Besatzung jenes Walfangschiffes wirklich einen so bösen Hinterhalt gelegt? Hatten sie sie wirklich getötet und verspeist?

»Daß sie bei dir geblieben ist, trotz des wirtschaftlichen Ruins, den du mit deiner Laune, Maler zu werden, über deine Familie gebracht hast, meine ich.« Der Ladenbesitzer ließ nicht locker. Seitdem er die Geschichte gehört hatte, fragte er Paul ein Loch in den Bauch, um mehr Einzelheiten zu erfahren. »Wie konnte sie dich ertragen?«

»Sie hat mich nicht lange ertragen, nur zwei Jahre«, antwortetest du ihm schließlich resigniert. »Was hätte sie sonst tun sollen? Der Wikingerin blieb keine andere Wahl. Und kaum hatte sie die, verließ sie mich. Besser gesagt, sie richtete es so ein, daß ich sie verließ.«

Sie unterhielten sich auf Bens Terrasse über dem Laden. Drinnen hörte man Varneys Frau mit einigen Kindern in der Landessprache sprechen. Am Himmel von Hiva Oa begann das große Farbenspiel – blau, rot, rosa – der Abenddämmerung. Der Zyklon im letzten Dezember hatte nur wenige Opfer in Atuona gefordert, aber große Verheerungen angerichtet, Hütten einstürzen lassen, Gebäude abgedeckt, Bäume ausgerissen und die einzige Straße der Ortschaft in einen löchrigen Morast aus madiger Erde verwandelt.

Doch das hölzerne Wohnhaus des Nordamerikaners hatte ebenso wie das Haus der Wonnen mit wenigen, bereits behobenen Schäden standgehalten. Am schlimmsten von den drei Freunden hatte es Tioka getroffen, Kokes Nachbarn, dem der reißende Make Make die ganze Hütte fortgeschwemmt hatte. Doch seine Familie

war unversehrt. Jetzt arbeiteten der kräftige Alte mit dem weißen Bart und die Seinen ohne Pause und bauten sich eine neue Bleibe auf dem Stück Land, das Koke ihm von seinem eigenen geschenkt hatte.

»Mag sein, daß ich nicht viel von Kunst verstehe«, räumte der Ladenbesitzer ein. »Na ja, in Wahrheit verstehe ich überhaupt nichts davon. Aber du mußt zugeben, daß das für einen normalen Verstand schwer zu begreifen ist. Ein sicheres, wohlhabendes Leben zu genießen und mit mehr als dreißig Jahren alles aufzugeben, um eine Laufbahn als Künstler anzufangen. Mit einer Frau und fünf Kindern! Ist das etwa kein Wahnsinn?«

»Weißt du, was, Ben? Wenn ich an der Börse geblieben wäre, hätte ich am Ende Mette und meine Kinder umgebracht, auch wenn man mir dann wie dem Banditen Prado mit der Guillotine den Kopf abgeschnitten hätte.«

Ben Varney lachte. Aber du scherztest nicht, Koke. Als du im August 1883 deine Stelle verlierst, warst du an eine Grenze gelangt. Den Großteil des Tages etwas tun zu müssen, das du haßtest, weil es dich daran hinderte, zum Pinsel zu greifen, was dir längst wichtiger war als alles andere im Leben, hatte dich in eine Anspannung versetzt, die sich – du warst dir sicher – in Selbstmord oder in einem Verbrechen entladen konnte. Deshalb warst du froh, als man dich entließ, obwohl du wußtest, daß der Beginn eines neuen Lebens von dir und vor allem von Mette viele Opfer fordern würde. Und so war es. Du wurdest auf die Probe gestellt, Koke. Proben eines mißtrauischen, grausamen kleinen Gottes, um herauszufinden, ob du zum Künstler berufen warst, und schwie-

riger noch, ob du es verdienstest, Talent zu haben. Zwanzig Jahre später stellte dich diese schikanöse Gottheit noch immer auf die Probe, obwohl du sie alle bestanden hattest. Und jetzt auf die niederträchtigste: die Verschlechterung deiner Sehkraft. Wie konntest du als Maler die Prüfung der Halbblindheit bestehen? Warum hatte man es so auf dich abgesehen?

Kurz nach Mettes letzter Niederkunft, im Dezember 1883 – den Jüngsten, Paul-Rollon, nannten sie immer Pola –, verließ die Familie Gauguin Paris und ließ sich in Rouen nieder. Du glaubtest, daß das Leben dort billiger wäre und daß du gutes Geld durch den Verkauf deiner Bilder und mit Porträts der wohlhabenden Einwohner von Rouen verdienen könntest. Die ewiggelichen Hirngespinnste, Koke. Du verkauftest nicht ein Bild, und man gab kein einziges Porträt bei dir in Auftrag. Und in den acht Monaten in der winzigen Wohnung im mittelalterlichen Stadtkern hörtest du Mette täglich ihr Schicksal verfluchen, weinen und dich beschimpfen, weil du deine künstlerische Berufung, die euer Ruin war, vor ihr verheimlicht hattest. Doch diese häuslichen Streitereien ließen dich völlig kalt, Koke.

»Ich war frei und glücklich, Ben«, sagte Paul lachend. »Ich malte normannische Landschaften, Schiffe und Fischer im Hafen. Ein gewaltiger Mist natürlich. Aber ich hatte die Gewißheit, daß ich bald ein guter Maler sein würde. Es war zum Greifen nah. Was für eine Begeisterung floß in meinen Adern, Ben!«

»Ich an Mettes Stelle hätte dich vergiftet«, sagte der ehemalige Walfänger. »Aber, na ja, wenn du ein guter Ehemann gewesen wärest, wärest du nie auf die Marquee-

sas gelangt. Weißt du, was ? Wenn jemand das Leben von uns hier Gestrandeten beschreiben würde, käme eine großartige Geschichte heraus. Denk nur, Ky Dong und du oder auch ich.«

»Deine Geschichte ist die originellste, Ben«, sagte Paul. »Im Rausch sein Schiff zu verpassen. Stimmt das? War das so?«

Der Nordamerikaner nickte und schnitt eine Grimasse, die sein sommersprossiges, rötliches Gesicht in Falten legte.

»Die Wahrheit ist, daß meine Gefährten mich betrunken machten, damit sie ohne mich in See stechen konnten«, sagte er ohne Bitterkeit, als spräche er von einer anderen Person. »Auf dem Walfangschiff galt ich als ziemlich kaputter Typ, glaube ich. So wie du hier. Wir gleichen uns, Koke. Deshalb schätze ich dich wohl so. A propos, wie steht es um deinen Streit mit den Behörden?«

»Soviel ich weiß, stagnieren die Verfahren.« Paul spuckte zu den Palmen der Umgebung aus. »Vielleicht sind ihnen ja durch den Zyklon die Akten abhanden gekommen oder haben sich aufgelöst. Sie können mir nichts mehr anhaben. Die Natur hat die Kunst gegen Geistliche und Gendarmen verteidigt! Der Zyklon hat mich freigesprochen, Ben!«

Im Juli 1884 bestieg Mette im Hafen von Rouen ein Schiff, das sie mit drei der Kinder nach Dänemark brachte; Clovis und Jean überließ sie der Obhut von Paul in der normannischen Hauptstadt. In Kopenhagen ging es der Wikingerin besser. Ihre Familie verschaffte ihr eine Arbeit als Französischlehrerin. Und so faßtest du

den Entschluß – die Träume, Koke, immer die Träume –, dorthin zu ziehen, um Dänemark für den Impressionismus zu erobern.

»Was ist Impressionismus?« wollte Ben wissen.

Sie tranken Brandy, und der Ladenbesitzer war schon beschwipst. Paul dagegen war völlig gelassen, obwohl er mehr als Ben getrunken hatte. In seinem Rücken, vom Hügel der katholischen Mission her, trug der Wind die Kirchenlieder des Chors der Nonnenschule Saint-Joseph de Cluny zu ihnen. Sie probten immer um diese Zeit. Es waren Lieder, die nicht mehr religiös wirkten, weil sie von der Fröhlichkeit und Sinnlichkeit des Lebens auf den Marquesainseln durchdrungen waren.

»Eine künstlerische Bewegung, an die sich, so denke ich, in Paris niemand mehr erinnert«, sagte Koke schulterzuckend. »Und jetzt, Ben, das letzte Glas. Wenn mich die Dunkelheit überrascht, finde ich mit diesen Augen nicht zu meinem Haus zurück.«

Ben Varney half ihm, die Treppe hinunterzusteigen, den eingezäunten Garten zu durchqueren und in seinen kleinen Wagen zu klettern. Kaum fühlte das Pony, daß er an Bord war, lief es los. Es kannte den Weg auswendig und wich, während es sich im Zwielficht der Dämmerung vorwärtsbewegte, vorsichtig den Hindernissen aus. Zum Glück mußttest du es nicht führen, Paul; du hättest es nicht gekonnt, in diesem Dunkel konnten deine von der unaussprechlichen Krankheit angegriffenen Augen die Schlaglöcher und Unebenheiten des Weges nicht erkennen. Du fühltest dich wohl. Blind und froh, Koke. Die Luft war lau, wohltuend, eine sanfte, nach Sandelholz duftende Brise. Das war damals eine

schwierige Probe für deinen Stolz gewesen. In der Nummer 29 der Frederiksbergalle, im Haus von Mettes Mutter, leben zu müssen, ausgehalten und gedemütigt von deiner Schwiegermutter und von Onkeln und Tanten, Schwestern und Brüdern oder sogar Vettern deiner Frau. Keiner konnte verstehen und schon gar nicht akzeptieren, daß du die Finanzwelt und das bürgerliche Leben aufgegeben hattest, um ein Bohémien zu werden, was in ihren Augen nur ein anderes Wort für Künstler war. Wegen deiner ärmlichen, exzentrischen äußeren Erscheinung – die du in jenen Tagen aus Rache an deiner angeheirateten Familie natürlich übertriebst, indem du dir einen Kopfschmuck aus rotem Fell aufsetzttest – verbannten sie dich in die Dachkammer, wo du bleiben mußttest, während Mette jungen Leuten der gehobenen dänischen Gesellschaft Französisch beibrachte, denn es bestand die Gefahr, daß deine unkonventionelle Aufmachung die jungen Frauen erschreckte und die jungen Männer vor den Kopf stieß und sie sich veranlaßt sehen konnten, den Unterricht abzubrechen. Die Dinge wurden nicht besser, als du mit Mette und den Kindern das Haus deiner Schwiegermutter verließest, um – dank des Verkaufs eines Bildes aus deiner Impressionistensammlung – in das kleine Haus in der Norregada 51 zu ziehen, ein schäbiges Viertel von Kopenhagen, was Mette neuen Grund gab, wütend auf dich zu sein und ihr Schicksal zu beklagen.

Aber du bestandest auch diese Probe der Demütigung und der Einsamkeit in einem Land, dessen Sprache du nicht sprachst und wo du weder einen Freund noch einen Käufer für deine Bilder fandest. Indem du

pausenlos und mit wahrem Furor tätig warst: Skiläufer im verschneiten Park von Frederiksberge, die Bäume des Ostparks, dein erstes Selbstbildnis, Keramiken, Holzarbeiten, Zeichnungen, zahllose Skizzen. Einer der wenigen dänischen Künstler, der sich für deine Arbeit interessierte, Theodor Philipsen, kam, um sich deine Bilder anzusehen. Ihr unterhieltet euch eine Stunde lang. Plötzlich hörtest du dich zu dem Dänen sagen, daß für dich Gefühle wichtiger seien als der Verstand. Woher hattest du diese Theorie? Du erfandest sie beim Sprechen. In die Malerei müsse die Totalität des Menschen einfließen: sein Verstand, seine handwerkliche Fertigkeit, seine Bildung, aber auch seine tiefen Überzeugungen, seine Triebe, sein Verlangen und sein Haß. »Wie bei den Primitiven.« Philipsen achtete nicht auf deine Worte; er war liebenswürdig und vage, wie alle Menschen des Nordens. Du aber wohl. Du hattest es ohne Vorbedacht gesagt; später, nach einigem Nachdenken, sollte dir klar werden, daß diese Formel dein ästhetisches Glaubensbekenntnis auf den Begriff brachte. Bis heute, Koke. Denn hinter den zahllosen Affirmationen und Negationen, mit denen du dich in all diesen Jahren mündlich oder schriftlich zu künstlerischen Fragen geäußert hattest, stand unverrückbar immer der gleiche Kern: Die westliche Kunst war in Verfall geraten, weil sie sich von der Totalität der Existenz entfernt hatte, wie sie in den primitiven Kulturen zum Ausdruck kam. In diesen Kulturen war die Kunst untrennbar verbunden mit der Religion und Teil des täglichen Lebens, wie essen, sich schmücken, singen und lieben. Du wolltest in deinen Bildern diese unter-

brochene Tradition wiederherstellen.

Als er zum Haus der Wonnen gelangte, dessen Umgebung seit dem Zyklon im Dezember nicht mehr waldig war, sondern sich in ein freies Feld mit spärlichen Bäumen und umgestürzten Baumstämmen verwandelt hatte, war es schon Nacht. Eines der Kennzeichen von Hiva Oa: Es dunkelte in Sekundenschnelle, als würde ein Vorhang fallen und die Bühne verschwinden lassen. Eine angenehme Überraschung: Haapuani und seine Frau Tohotama saßen bei den grotesken Figuren von *Pater Wollust* und *Thérèse*, die den Zyklon überstanden hatten. Sie waren gerade von Tahuata gekommen, der Insel der Rothaarigen, wie Tohotama eine war. Welchem Umstand hatte er diesen angenehmen Besuch zu verdanken?

Haapuani zögerte und tauschte einen langen Blick mit seiner Frau, bevor er ohne Fröhlichkeit antwortete:

»Ich nehme deinen Vorschlag an. Die Not zwingt mich, Koke.«

Seitdem Paul ihn kurz nach seiner Ankunft in Amona kennengelernt hatte, war er von dem Wunsch beseelt, Haapuani zu malen. Seine Persönlichkeit weckte sein Interesse.

Er war vor der Ankunft der französischen Missionare Priester eines Maoridorfes in Tahuata gewesen. Niemand wußte mit Gewißheit, ob er jetzt in Hiva Oa, auf seiner Heimatinsel oder im Wechsel zwischen beiden lebte. Er verschwand für lange Zeitspannen, und wenn er zurückkam, sagte er kein Wort über seine Reisen. Die Bewohner von Hiva Oa schrieben ihm uralte Kenntnisse und Fähigkeiten zu, wegen seines traditionellen Amtes,

das er Ky Dong zufolge hinter dem Rücken von Bischof Martin, Pastor Vernier und des Gendarmen Claverie heimlich weiterhin ausübte. Koke bewunderte seine Kühnheit. Denn trotz seiner Jahre – er mußte in den Fünfzigern sein – erschien Haapuani im Haus der Wonnen bisweilen im Schmuck eines *mahu*, eines Frau-Mannes, was die Maori zwar gleichgültig ließ, im Fall seiner Entdeckung jedoch den Bannstrahl der beiden Kirchen und der zivilen Obrigkeit auf ihn lenken konnte. Haapuani hatte niemals Einwände dagegen erhoben, daß die schöne, muskulöse Tohotama für ihn Modell stand – sie tat es oft –, aber er selbst war nie bereit gewesen, sich von Koke malen zu lassen. Je-desmal wenn du es ihm vorschlugst, wurde er böse. Der Zyklon hatte seine Meinung geändert; während in Hiva Oa nur einzelne Schäden auf sein Konto gingen, hatte er in Ta-huata schreckliche Verwüstungen angerichtet, Häuser und Bauernhöfe zerstört und Dutzende von Menschen das Leben gekostet, darunter mehreren Verwandten des ehemaligen Hexers. Haapuani gestand es dir: Er brauche Geld. Nach seiner Stimme und seiner Miene zu urteilen, hatte es ihn große Überwindung gekostet, diesen Schritt zu tun.

Würden deine elenden Augen dir erlauben, ihn zu malen?

Koke überlegte es sich nicht zweimal und nahm das Angebot begeistert an. Sie schlossen sogleich ein formelles Abkommen, und Paul streckte Haapuani ein wenig Geld vor. Die Aussicht, dieses Bild zu malen, erregte ihn so sehr, daß er sich einen guten Teil der Nacht schlaflos in seinem Bett herumwälzte, während er die wilden

Katzen miauen hörte und beobachtete, wie der Mond an einem wolkenbedeckten Himmel auftauchte und verschwand. Haapuani wußte sehr viel mehr, als er zugab. Koke hatte ihn ausgeforscht, wenn er Tohotama beim Modellstehen begleitete. Nie war er bereit gewesen, ihm etwas über seine Vergangenheit als Maoripriester zu offenbaren. Stets hatte er geleugnet, daß auf einigen abgelegenen Inseln des Archipels noch immer Kannibalismus praktiziert wurde. Doch Koke, der wie besessen von diesem Thema war, überzeugten seine Antworten nicht. Einige Male gelang es ihm, den Widerstand des Hexers zu besiegen und ihm etwas über die Kunst der Tätowierungen zu entlocken, von der Bischof Martin und Pastor Vernier glaubten, sie hätten sie ausgerottet. Doch sie lebte in den verlorenen Dörfern und Wäldern aller Marquesainseln fort und bewahrte in diesen fernen Einöden auf der dunklen Haut der Maorimänner und Maorifrauen das alte Wissen, den Glauben und die Traditionen, die die Missionare exorziert hatten. Bei seiner einzigen Reise ins Innere von Hiva Oa, in das Dorf Hanaupe, um über den Kauf von Vaeoho zu verhandeln, hatte Koke sich davon überzeugen können: Männer und Frauen des Dorfes trugen ihre Tätowierungen völlig sorglos zur Schau. Und er hatte sich mit Hilfe eines Dolmetschers dem Tätowierer des Dorfes genähert, einem heiteren alten Mann, der ihm die künstlerische Feinheit und Sicherheit vor Augen führte, mit der er die symmetrischen, labyrinthischen Zeichnungen in die menschliche Haut ritzte. Haapuani, der sich jedesmal wie eine Katze sträubte, wenn Koke ihn über die Glaubensvorstellungen der Einheimischen

befragte, ließ sich bisweilen dazu herbei, ihn über die Bedeutung der Tätowierungen aufzuklären, und erläuterte ihm sogar einmal, während er mit der Behendigkeit eines erfahrenen Tätowierers auf ein Stück Papier zeichnete, das komplizierte Gefüge von Anspielungen, das in gewissen Zeichnungen verborgen war – den ältesten, ihm zufolge. Einige hatten den Zweck, die Krieger bei den Kämpfen zu schützen, andere schenkten Kraft, um den Ränken der bösen Geister zu widerstehen, wieder andere garantierten die Reinheit der Seele.

Der Hexer erschien am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, im Haus der Wonnen. Koke erwartete ihn im Atelier. Der Himmel war wolkenlos in der Umgebung von Atuona, doch am Meereshorizont, zur unbewohnten Insel der Schafe hin, hatten sich dunkle Wolken zusammengeballt, und rötliche, sich schlängelnde Blitze kündeten ein Unwetter an. Als er Haapuani so plazierte hatte, daß das zunehmende Licht ihn erhellen konnte, krampfte sich sein Herz zusammen. Was für ein Unglück, Koke! Du konntest kaum mehr als eine unbestimmte Form erkennen, die an den Rändern verschwamm, und Flecken verschiedener Färbungen und Stärke. Das waren jetzt die Farben für deine Augen: diffuse Kleckse, Nebelflecken. War der Versuch nicht vergeblich, Koke?

»Nein, verdammt nochmal, nein«, murmelte er und näherte sich dicht dem Hexer, als wollte er ihn küssen oder beißen. »Auch wenn ich völlig erblinde oder mich die Wut umbringt, ich werde dich malen, Haapuani.«

»Das Beste ist, die Ruhe zu bewahren, Koke«, riet ihm der Maori. »Da du so erpicht darauf bist, zu erfahren,

was die Marquesaner denken – hier hast du unsere wichtigste Überzeugung: niemals wütend werden, außer vor dem Feind.«

Tohotama, die irgendwo steckte – du hattest sie nicht kommen hören –, ließ ein Kichern vernehmen, als wäre das alles ein Spiel. Auch Mette hatte diese irritierende Angewohnheit: wichtige Angelegenheiten zu banalisieren, indem sie einen Scherz machte und ein lautes Lachen vom Stapel ließ. Der dänische Maler Philipsen hatte sich damals sehr anständig dir gegenüber verhalten, wenn sie auch keine Freunde wurden. Nach jenem Besuch im Haus der Norregada 51, um deine Bilder zu sehen, ließ er seine Beziehungen spielen und erreichte, daß eine Gesellschaft der Kunstfreunde Dänemarks eine Ausstellung deiner Bilder veranstaltete. Sie wurde am 1. Mai 1884 mit spärlichem, wenn auch vornehmerem Publikum eröffnet. Herren und Damen, aufmerksam und feierlich, schienen sich für deine Bilder zu interessieren und stellten dir in affektiertem Französisch Fragen über sie. Doch niemand kaufte ein Bild, es erschien weder eine positive noch eine negative Kritik in der Kopenhagener Presse, und nach fünf Tagen wurde die Ausstellung geschlossen. Du solltest später damit prahlen, die konservativen akademischen Behörden hätten sie schließen lassen, empört über deine ästhetischen Kühnheiten. Doch dem war nicht so. In Wahrheit endete deine einzige Ausstellung während deiner Zeit in Kopenhagen so rasch, weil es an Publikum fehlte und sie ein kommerzielles Fiasko war.

Das Schlimmste war jedoch nicht deine Enttäuschung, sondern die Empörung, mit der Mettes Familie auf

diesen Mißerfolg reagierte. Wie! Dieser extravagante Bohémien gab seine Position und seine respektable Arbeit als Börsenmakler im Namen der Kunst auf, und dann kam eine solche Malerei dabei heraus? Gräfin Moltke ließ wissen, sie werde nicht länger für Emil, den ältesten Sohn der Familie Gauguin, die Schule bezahlen, ein karitatives Werk, das sie vor sechs Monaten übernommen hatte, wenn diese Person mit ihrer grotesken, weibischen Aufmachung, diese Karikatur einer Rothaut, weiter in Kopenhagen bliebe. Und die Wikingerin wagte dir blaß und unter Tränen zu sagen, die jungen Diplomaten, denen sie Französisch beibrachte, hätten ihr gedroht, sich einen anderen Lehrer zu suchen, wenn du nicht gehen solltest. Dann müßten sie und die Kinder Hungers sterben. Sie verjagten dich aus Kopenhagen wie einen Hund, Koke! Dir blieb nichts anderes übrig, als mit dem Zug, in einem Dritte Klasseabteil, nach Paris zurückzukehren, gemeinsam mit dem kleinen, sechsjährigen Clovis, damit Mette in ihrer Not, den Rest der Familie zu ernähren, ein Maul weniger stopfen mußte. Die Trennung, Anfang Juni 1885, war ein Meisterwerk der Heuchelei. Ihr tatet, als wäre sie vorübergehend, durch die Umstände erforderlich, und sagtet euch, daß ihr wieder zusammenkommen würdet, sobald die Dinge sich gebessert hätten. Doch im Grunde wußtest du nur zu gut und Mette wohl ebenfalls, daß die Trennung lange, vielleicht endgültig sein würde. Nicht wahr, Koke? Nun ja, bis zu einem gewissen Grad. Denn obwohl ihr euch in diesen achtzehn Jahren nur einmal für wenige Tage gesehen hattet – sie ließ nicht zu, daß du sie berührtest –, war die Wikingerin vor dem Gesetz

nach wie vor deine Frau. Seit wie vielen Monaten schrieb dir Mette nicht mehr, Koke?

Er kam ohne einen Centime in der Tasche in Paris an, mit einem Kind, für das er sorgen mußte, und fand Unterschlupf beim guten Schuff, in dessen Wohnung in der Rue Boulard, von deren Fenstern aus du die Grabsteine des Friedhofs von Montparnasse sehen konntest. Du warst siebenunddreißig Jahre alt, Koke. Warst du dabei, ein wirklicher Maler zu werden? Noch nicht. Da es in der Wohnung keinen Platz zum Arbeiten gab, gingst du hinaus, um auf der Straße zu zeichnen und zu malen, stehend neben einer Kastanie im Jardin du Luxembourg, sitzend auf den Parkbänken, am Ufer der Seine, in Hefte und auf Leinwände, die Freund Schuff dir schenkte, der dir auch, ohne daß seine Frau Louise es merkte, bisweilen ein paar Francs in die Tasche steckte, damit du dich um die Mittagszeit eine Weile auf die Terrasse eines Cafés setzen konntest. War es in diesem Sommer 1885, daß dich in schlaflosen Nächten der angstvolle Gedanke quälte, all das, was du tatest, könnte ein gewaltiger Irrtum, ein unsinniges Unterfangen sein, das du bereuen würdest? Nein, die Zeit äußerster Verzweiflung kam später. Im Juli, nach dem Verkauf eines weiteren Bildes aus deiner Impressionistensammlung (es waren nur noch wenige übrig, und sie befanden sich alle in Mettes Händen), fuhrst du nach Dieppe. Dort verbrachte eine Kolonie dir bekannter Maler den Sommer, darunter Degas. Sie trafen sich in einem sehr auffälligen, originellen Haus, dem Chalet du Bas-Fort-Blanc des Malers Jacques-Emile Blanche. Du besuchtest sie im Glauben, diese Freunde würden dich

mit offenen Armen empfangen; doch sie ließen sich verleugnen, und du sahst, wie Degas und Blanche dich hinter den Fenstervorhängen beobachteten, während der Hausdiener dich abwies. Fortan mieden die beiden dich wie jemanden, der nicht gesellschaftsfähig war. Und du warst es nicht, Koke. Du triebst dich mit deiner Staffelei, deinen Farben und deinem Zeichenkarton mutterseelenallein im Hafen und auf den Klippen herum und maltest Badende, Sandstrände, hohe Felsenriffe. Die Bilder waren schlecht. Du fühltest dich wie ein räudiger Hund. Es war nicht weiter seltsam, daß Degas, Blanche und die anderen Maler in Dieppe dir aus dem Weg gingen: du liefst wie ein Bettler herum, denn das warst du geworden.

Aber das Schlimmste stand noch bevor, Koke. Es kam mit dem Winter, als du, abermals ohne Geld, nach Paris zurückkehrtest. Deine Schwester Marie Fernande brachte dir Clovis zurück, um den sie sich während deines Aufenthalts in Dieppe widerwillig gekümmert hatte. Das Ehepaar Schuffenecker konnte dich nicht länger bei sich aufnehmen. Du mußtest ein elendes kleines Zimmer ohne Möbel in der Rue Cail mieten, in der Nähe des Ostbahnhofs. Auf einem Flohmarkt triebst du ein kleines Bett für Clovis auf. Du schliefst auf dem Boden, zitternd vor Kälte unter einer dünnen Decke. Du hattest nur Sommerkleidung; Mette schickte dir nie die Winterkleidung, die du in Kopenhagen gelassen hattest. Sie waren eiskalt, diese Monate Ende 1885 und Anfang 1886, und es schneite häufig. Clovis bekam Windpocken, und du konntest ihm nicht einmal Medikamente kaufen; er überlebte, weil er wohl wie du eine starke Konstitution

und einen rebellischen Geist besaß, dem im Unglück Kräfte zuwuchsen. Du ernährtest ihn mit ein wenig Reis, und du selbst nahmst an vielen Tagen kaum mehr als einen Kanten Brot zu dir. Damals – die Verzweiflung, Koke – mußttest du mit dem Malen aufhören, um dich und dein Kind am Leben zu erhalten. Als du schon dachtest, es könne eine Lösung sein, dich mit dem Kind in den Armen von einer der Brücken in die eisigen Wasser der Seine zu stürzen, fandest du Arbeit: Werbeplakate in den Bahnhöfen von Paris kleben. Glückwunsch, Koke! Es war eine harte Arbeit, im Freien, bei der du dich von Kopf bis Fuß mit Kleister beschmiertest, aber sie erlaubte dir, in ein paar Wochen genug zu sparen, um Clovis in einer sehr bescheidenen Pension in Antony, außerhalb von Paris, unterzubringen.

War dieser Winter 1885-86, als du kurz davor warst, zu kapitulieren, der schlimmste Augenblick deines Lebens? Nein. Es war der jetzige, obwohl du ein Dach über dem Kopf hattest und – dank Daniel de Monfreid und dem Galeristen Ambroise Vollard – ein wenig Geld, das dir bei aller Knappheit erlaubte, zu essen und zu trinken. Denn nichts, nicht einmal jener furchtbare Winter vor achtzehn Jahren, ließ sich mit der Ohnmacht vergleichen, die du jeden Tag fühltest, wenn du versuchtest, fast blindlings die Farben und Formen auf die Leinwand zu bringen, die Haapuanis Anwesenheit dir eingab. Die Anwesenheit, denn was du von ihm sahst, war wenig mehr als eine Silhouette ohne Gesicht. Letzteres war dir nicht so wichtig. Im Gedächtnis bewahrtest du deutlich das trotz seiner Jahre anziehende Gesicht von Tohotamas Ehemann, auch die Vorstellung des Bildes, das du

malen wolltest. Ein schöner Hexer, der zugleich ein *mahn* war. Ein kokettes, vornehmes Wesen mit kleinen Blumen in seinem glatten, langen, weiblichen Haar, eingehüllt in einen großen roten, über seinen Rücken wallenden Umhang, mit einem Blatt in der rechten Hand, das seine geheimen Kenntnisse der Pflanzenwelt verrät – Liebestränke, Heilsude, Gifte, Zaubermittel –, und hinter ihm, wie immer auf deinen Bildern (warum, Koke?), zwei in die Vegetation eingebettete Frauen – real oder vielleicht phantastisch, in mysteriösen männlichen Kapuzen mit mönchischen, mittelalterlichen Anklängen –, die ihn beobachten, fasziniert oder erschrocken durch sein geheimnisvolles, zweideutiges Gebaren und seine schamlose Freiheit. Auch einen Hund würde es geben, zu Füßen des Hexers, einen Hund mit seltsamem Knochenbau, der vielleicht aus der Unterwelt der Maori gekommen war. Ein schwarzer Hahn, ein Fluß mit weißblauem Wasser und ein Abendhimmel würden zwischen den Bäumen des Waldes, im Hintergrund, erscheinen. Du sahst es ganz deutlich vor dir, doch um es auf die Leinwand zu übertragen, mußtest du jeden Augenblick Haapuani selbst oder Tohotama oder auch Tioka, der bisweilen kam, um dich arbeiten zu sehen, nach den Farben und den Mischungen fragen, die du fast intuitiv machtest, ohne die Ergebnisse überprüfen zu können. Sie waren guten Willens, aber sie besaßen weder die Worte noch die Kenntnisse, um deine Fragen zu beantworten. Dich quälte der Gedanke, ihre ungenauen Angaben könnten dein Werk verderben. Die Arbeit ging sehr langsam voran. Bewegtest du dich vorwärts oder rückwärts? Schwer zu sagen. Wenn die

Ohnmacht dir Seufzer entriß oder dich zu Weinkrämpfen und Flüchen trieb, verharrten Haapuani und Tohotama reglos an deiner Seite und warteten respektvoll, bis du dich beruhigt hattest und wieder den Pinsel nahmst.

Und dann erinnerte sich Paul, daß in jenem harten Winter vor achtzehn Jahren, als er auf den Pariser Bahnhofen Plakate klebte, der Zufall ihm ein kleines Buch in die Hände gespielt hatte, das von seinem Besitzer auf einem Stuhl in einem schäbigen Café am Ostbahnhof vergessen oder einfach zurückgelassen worden war, in das er sich am Ende des Arbeitstages setzte, um einen Absinth zu trinken. Sein Verfasser war ein Türke, der Künstler, Philosoph und Theologe Mani Velibi-Zumbul-Zadi, der in dieser Abhandlung seine drei Berufungen miteinander verbunden hatte. Die Farbe drückte ihm zufolge etwas Verborgeneres und Subjektiveres aus als die natürliche Welt. Sie war Ausdruck des Empfindungsvermögens, der Glaubensvorstellungen und der Phantasien des Menschen. In die Wertung und in den Gebrauch der Farben ging die Spiritualität einer Epoche ein, mitsamt den Engeln und Teufeln des einzelnen. Deshalb durften echte Künstler sich angesichts der natürlichen Welt nicht von der malerischen Mimesis versklaven lassen: grüner Wald, blauer Himmel, graues Meer, weiße Wolke. Sie sollten die Farben aus innerer Notwendigkeit oder aus ihrer bloßen persönlichen Laune heraus wählen: schwarze Sonne, sonnengelber Mond, blaues Pferd, smaragdfarbene Wellen, grüne Wolken. Mani Velibi-Zumbul-Zadi sagte auch – wie gelegen kam dir jetzt diese Lehre, Koke –, daß die

Künstler, um ihre Authentizität zu bewahren, von Modellen absehen und sich beim Malen ausschließlich auf ihr Gedächtnis verlassen sollten. Auf diese Weise könnten sie in ihrer Kunst besser ihre geheimen Wahrheiten Gestalt werden lassen. Genau das tatest du, von deinen Augen gezwungen, Koke. Würde der *Hexer von Hiva Oa* dein letztes Bild sein? Die Frage ließ dich würgen vor Wut und Traurigkeit.

»Wenn ich dieses Porträt beende, werde ich nicht wieder zum Pinsel greifen, Haapuani.«

»Willst du damit sagen, daß ich dich ins Grab bringe, weil du mich malst, Koke?«

»In gewisser Weise ja. Du wirst mich ins Grab bringen, aber ich werde dich unsterblich machen. Du kommst besser weg, Haapuani.«

»Kann ich dich etwas fragen, Koke?« Tohotama war den ganzen Morgen stumm und still gewesen, und Paul hatte ihre Anwesenheit gar nicht bemerkt. »Warum hast du meinem Mann diesen roten Umhang über die Schultern gelegt? Haapuani hat sich nie so gekleidet. Ich kenne auch niemanden in Hiva Oa oder in Tahuata, der das tut.«

»Das sehe ich eben auf den Schultern deines Mannes, Tohotama.« Koke fühlte sich angeregt, als er ihre tiefe, feste Stimme hörte, die so gut zu ihrer kräftigen Figur und ihrem rötlichen Haar, zu ihren schwellenden Brüsten, breiten Hüften und stämmigen, schimmernden Schenkeln paßte, all diese schönen Dinge, die es jetzt nur noch in seiner Erinnerung gab. »Ich sehe das ganze Blut, das die Maori im Lauf ihrer Geschichte vergossen haben. Indem sie einander bekämpften, sich für Nahrung und

Land vernichteten, sich gegen Invasoren aus Fleisch und Blut oder Dämonen aus der anderen Welt verteidigten. In diesem roten Umhang steckt die ganze Geschichte deines Volkes, Tohotama.«

»Ich sehe nur einen roten Umhang, den niemand hier getragen hat«, beharrte sie. »Und diese Kapuzen? Sind das zwei Frauen, Koke? Oder sind das Männer? Sie können nicht von den Marquesas sein. Noch nie habe ich hier eine Frau oder einen Mann mit einer solchen Kopfbedeckung gesehen.«

Er verspürte das Verlangen, sie zu liebkosen, aber er versuchte es nicht. Du würdest die Arme ausstrecken und in die Luft greifen, denn sie könnte dir mit Leichtigkeit ausweichen. Dann hättest du das Gefühl, dich lächerlich zu machen. Doch daß du sie begehrt hattest, und sei es auch nur einen Augenblick, freute dich, denn eine der Folgen der fortschreitenden unaussprechlichen Krankheit war das fehlende körperliche Verlangen. Du warst noch nicht ganz tot, Koke. Noch ein wenig Geduld und Ausdauer, und du würdest dieses verfluchte Bild beenden.

Vielleicht stimmte es doch, was Bischof Dupanloup in seinem Religionsunterricht im Seminar der Chapelle Saint-Mesmin, in deiner Kindheit in Orléans, so gern wiederholt hatte, wenn er die Helden der Christenheit pries: Gerade dann, wenn die sündige Seele am tiefsten gefallen war, konnte sie sich emporschwingen und höher fliegen, wie Robert der Teufel, der absolute Böse, der als Heiliger endete. So war es dir ergangen nach jenem grauenvollen Winter in Paris, als du fühltest, wie du immer tiefer im Morast versankst. Von diesem

Augenblick an begannst du ganz allmählich zur Oberfläche emporzusteigen, zur reinen Luft. Das Wunder hatte einen Namen: Pont-Aven. Viele Maler und Kunstfreunde sprachen von der Bretagne, von der Schönheit ihrer ungezähmten Landschaft, ihrer Abgeschiedenheit, ihren romantischen Stürmen. Für dich gab es zwei Gründe für die Anziehungskraft der Bretagne, einen ideellen und einen praktischen. In Pont-Aven, einem kleinen Dorf im bretonischen Finistère, würdest du noch eine archaische Kultur finden, Menschen, die in stolzer Verachtung für die Modernisierungsbemühungen des Staates und der Hauptstadt Paris an ihren traditionellen Glaubensvorstellungen und Sitten festhielten. Zudem konntest du dort mit wenig Geld leben. Auch wenn die Dinge sich nicht so entwickeln sollten, wie du gehofft hattest, war deine Reise nach Pont-Aven – dreizehn Stunden Zugfahrt, auf der Route über Quimperlé- in jenem sonnigen Juli 1886 doch die bislang beste Entscheidung deines ganzen Lebens.

Denn in Pont-Aven hattest du nun wirklich begonnen, ein Maler zu sein. Ein großer Maler, Koke. Auch wenn die Snobs und Hohlköpfe im frivolen Paris ihn schon vergessen haben mochten. Er erinnerte sich ganz genau, wie er, zerschlagen von der langen Reise, auf dem dreieckigen kleinen Platz des malerischen Postkartendorfes angekommen war, das inmitten eines fruchtbaren, von bewaldeten Hügeln umrahmten Tales lag und gekrönt wurde vom Bois d'Amour, in dem man in der salzigen Abendluft die Nähe des Meeres spürte. Hier logierten die Bemittelten, die Nordamerikaner und Engländer, die auf der Suche nach Lokalkolorit her-

kamen: im Hôtel des Voyageurs und im Lion d'Or. Es waren nicht diese Hotels, die du suchtest, sondern die bescheidene Herberge von Madame Gloanec, die töricht oder eine Heilige war, denn sie nahm in ihrer Pension notleidende Künstler auf und akzeptierte als Bezahlung für Kost und Logis die von ihnen gemalten Bilder, wenn sie kein Geld hatten. Die beste Entscheidung deines Lebens, Koke! Eine Woche nachdem du dich in der Pension Gloanec niedergelassen hattest, gingst du wie ein bretonischer Fischer gekleidet — Holzschuhe, Mütze, gestickte Weste, weites blaues Hemd – und hattest dich weniger durch deine Malerei als durch deine mitreißende Art, deinen Redefluß, deinen felsenfesten Glauben an dich selbst und zweifellos auch durch dein Alter in den Mentor des halben Dutzends junger Künstler verwandelt, die dort dank der Güte oder Dummheit der wunderbaren Witwe Gloanec Unterschlupf gefunden hatten. Du hattest den Tiefpunkt überwunden, Paul. Jetzt galt es, Meisterwerke zu malen.

Zwei oder drei Tage später unterbrach Tohotama abermals Kokes Arbeit mit Ausrufen im Maori der Marquesaner, die er nicht verstand, außer dem Wort *mahu*, das irgendwo dazwischen auftauchte. In der Welt aus Schatten und Lichtkontrasten, in der er jetzt lebte, gewahrte er, daß Haapuani, von Neugier gepackt, den Platz verließ, an dem er posierte, und zu dem Bild trat, um herauszufinden, was der Grund für Tohotamas Erregung war. Der Grund war, daß er ihn nicht mit einem Pareo um die Taille oder nackt dargestellt hatte, sondern daß der Hexer auf dem Bild unter dem roten Umhang ein enges Kleid trug, das seinen schlanken Körper wie

ein Handschuh umschloß, ein sehr kurzes Kleidungsstück, das seine wohlgeformten Frauenbeine entblößte. Haapuani betrachtete die Leinwand eine ganze Weile, ohne etwas zu sagen. Dann nahm er wieder die Pose ein, die Koke ihm gezeigt hatte.

»Du hast mir nichts über dein Porträt gesagt«, meinte Paul, nachdem er die minutiöse, unmögliche Arbeit wiederaufgenommen hatte. »Wie findest du es?«

»Du siehst überall *mahus*«, antwortete der Hexer ausweichend. »Wo es sie gibt und auch, wo es sie nicht gibt. Du siehst den *mahu* nicht als etwas Normales, sondern als einen Teufel. Wie die Missionare, Koke.«

Stimmte das? Na ja, vor zwei Monaten war dir etwas Merkwürdiges passiert, als du *Die barmherzige Schwester* maltest, das Bild, für das Tohotama Modell gestanden hatte. Am Ende war nicht die Nonne zum Thema des Bildes geworden, sondern der Frau-Mann ihr gegenüber, was dir während der Arbeit daran kaum bewußt gewesen war. Warum diese Obsession für den *mahu*?

»Warum sagst du mir nicht, wie du dein Porträt gefunden hast?« beharrte Koke.

»Das einzige, was ich sicher weiß, ist, daß ich nicht der da auf dem Bild bin«, antwortete der Maori.

»Das ist der Haapuani, den du in dir trägst«, erwiderte Koke. »Der sich in dir verstecken mußte, damit ihn die Geistlichen und die Gendarmen nicht entdecken. Auch wenn du es mir nicht glaubst, ich versichere dir, daß du das auf dem Bild bist. Nicht nur du. Der wahre Marquesaner, der im Verschwinden begriffen ist, von dem bald keine Spur mehr bleiben wird. In der Zukunft werden die Leute meine Bilder befragen, wenn sie

wissen wollen, wie die Maori waren.«

Tohotama lachte, mit einem offenen, fröhlichen, sorglosen Lachen, das den Morgen aufheiterte, und auch Haapuani lachte, aber lustlos. Am Abend dieses Tages, als das Paar bereits gegangen und sein Nachbar zum Plaudern zu ihm gekommen war – er schaute mehrmals am Tag im Haus der Wonnen vorbei, um zu sehen, ob Koke etwas brauchte –, blieb Tioka lange in die Betrachtung des Bildes versunken. Um es besser sehen zu können, nahm er eine der Pechfackeln des Eingangs. Paul stellte ihm keine Frage. Nach einer Weile teilte sein gewöhnlich wortkarger Nachbar ihm seine Meinung mit:

»Auf vielen Bildern hast du die Frauen dieser Inseln mit Muskeln und Körpern von Männern gemalt«, sagte er verwirrt. »Aber auf diesem hast du das Gegenteil getan: Du hast Haapuani gemalt, als wäre er eine Frau.«

Wenn es stimmte, was Tioka sagte, dann war *Der Hexer von Hiva Oa* etwa so geworden, wie du ihn im Sinn gehabt hattest, obwohl du ihn fast die ganze Zeit blindlings gemalt hattest, mit kurzen Unterbrechungen, in denen die Helligkeit des Tages, deine Willensanstrengung oder der mitleidige kleine Gott deinen Blick klärten und du einige Minuten lang Einzelheiten korrigieren und die Farben verstärken oder abschwächen konntest. Nicht nur dein Sehvermögen versagte. Auch deine Hand. Manchmal war ihr Zittern so stark, daß du dich eine Weile aufs Bett legen mußttest, bis dein Körper sich beruhigte und diese unkontrollierbaren Muskelbewegungen aufhörten. Nur deine großen Werke hattest du in diesem Erregungszustand gemalt, Koke. War *Der*

Hexer von Hiva Oa vielleicht ein Meisterwerk? Wenn deine Augen das Bild vollständig sehen könnten, wäre es auch nur einige Sekunden, dann wüßtest du es. Doch du würdest immer im Zweifel sein.

Bei der nächsten Sitzung sprach Tohotama über das Bild. Warum warst du immer so an den *mahus*, den Frau-Männern, interessiert, Koke? Er gab ihr eine dumme Erklärung – »sie sind malerisch, auffällig, exotisch, Tohotama« –, doch die Frage ging ihm für den Rest des Tages im Kopf herum. Und in der Nacht, in seinem Bett, nachdem er ein wenig Obst gegessen, die Verbände der Beine gewechselt und ein paar in Wasser aufgelöste Tropfen Laudanum gegen den Schmerz genommen hatte, grübelte er weiter darüber nach. Warum, Koke? Vielleicht weil in dem scheuen, halb unsichtbaren, verfolgten *mabu*, der von Priestern und Pastoren wie eine Verirrung, wie eine Sünde verabscheut wurde, der letzte ungezähmte Wesenszug des wilden Maori fortlebte, von dem durch die Schuld Europas bald kein einziges Exemplar mehr übrigbliebe. Der ursprüngliche Marquesaner würde von der christlichen, westlichen Kultur geschluckt und verdaut werden. Von derselben Kultur, die du in Tahiti in *Les Guêpes* und *Le Sourire* so inbrünstig und wortreich und mit so vielen Übertreibungen und Verleumdungen verteidigt hattest, Koke. Verschluckt und verdaut, wie es schon dem Tahitianer widerfahren war. Der Norm unterworfen, was die Religion, die Sprache, die Moral und natürlich die Sexualität betraf. In sehr naher Zukunft würden die Dinge für die Bewohner der Marquesainseln so klar sein, wie sie es für jeden gläubigen, bürgerlichen Europäer

waren. Es gab zwei Geschlechter, und das war genug, wozu mehr. Genau abgegrenzt und durch einen unüberwindlichen Abgrund getrennt: Mann und Frau, Männchen und Weibchen, Phallus und Vagina. In der Liebe und im Begehren war Ambivalenz, wie beim Glauben, ein Ausdruck von Barbarei und Laster und würdigte die Zivilisation ebenso herab wie der Kannibalismus. Der Frau-Mann, die Mann-Frau waren Abnormitäten, die man exorzieren mußte, wie Gottvater es mit Sodom und Gomorrha getan hatte. Sie waren arm dran, die wenigen *mabus*, die es noch auf dieser Insel gab! Die heuchlerischen Siedler und Kolonialbeamten stellten sie gern als Dienstboten an, denn sie besaßen einen guten Ruf als Köche, Wäscher, Hüter der Kinder oder des Hauses. Um sich jedoch nicht mit den Geistlichen anzulegen, verboten sie ihnen, sich wie Frauen zu schmücken und zu kleiden. Wenn die *mahus* sich Blumen ins Haar steckten, Armbänder um die Handgelenke und Fußschmuck um die Knöchel legten, sich wie Mädchen putzten und flüchtig so zu zeigen wagten, gewiß voller Furcht vor Entdeckung, dann ahnten sie nicht, daß sie das Todesröcheln einer Kultur waren. Die Tage der gesunden, spontanen, freien Art der Primitiven, sich mit allem anzunehmen, was sie in sich trugen, mit ihren Wünschen und Phantasien, waren gezählt. *Der Hexer von Hiva Oa* war ein Epitaph, Koke.

Trotz der Worte der alten, blinden Maorifrau, die sie zu dir gesagt hatte, während sie deinen ver mummt en Penis berührte, warst du ihnen näher als Leuten wie Monseigneur Martin oder dem Gendarmen Jean-Paul Clavene. Oder wie den durch Unwissen und Habgier

verrohten Siedlern, denen du in Papeete als Söldner gedient hattest. Denn die Wilden konntest du verstehen. Du respektierdest sie. Du beneidetest sie. Während du für deine angeblichen Landsleute nur Verachtung übrig hattest. Zumindest einer Sache warst du dir sicher, Koke: Deine Malerei war nicht die eines modernen, zivilisierten Europäers. Niemand würde sich darüber täuschen. Obwohl du es schon früher vage erahnt hattest, wurde es dir mit absoluter Gewißheit in der Bretagne klar, zuerst in Pont-Aven, dann in Le Pouldu. Die Kunst mußte die enge Form, den beschränkten Horizont durchbrechen, in die sie die Künstler und Kritiker, die Akademiker und Sammler in Paris am Ende eingesperrt hatten: Sie mußte sich der Welt öffnen, mit den anderen Kulturen vermischen, sich durch andere Lüfte, andere Landschaften, andere Werte, andere Rassen, andere Überzeugungen, andere Lebensformen und Moralvorstellungen erneuern. Nur so könnte sie die schöpferische Kraft zurückgewinnen, die ihr in der verweichlichten, frivolen und kommerziell bestimmten Existenz der Pariser verlorengegangen war. Du hattest es getan, indem du in die Welt hinausgegangen warst, um das zu suchen und zu lernen, was Europa nicht kannte oder verleugnete, und dich an ihm zu berauschen. Du hattest einen hohen Preis dafür gezahlt, aber du bereutest es nicht, nicht wahr, Koke?

Du bereutest es nicht. Du warst stolz, bis hierher gekommen zu sein, auch wenn es in diesem Zustand war. Malen hatte einen Preis, und du hattest ihn bezahlt. Als du nach den Sommer- und Herbstmonaten in Pont-Aven nach Paris zurückkehrtest, um dort dem Winter zu

trotzen, warst du ein anderer. Du hattest die Haut und den Geist gewechselt; du warst euphorisch, selbstsicher, verrückt vor Freude darüber, daß du endlich deinen Weg gefunden hattest. Und begierig auf Ungeheuerliches, auf Skandal. Eine deiner ersten Taten in Paris bestand darin, die schöne Louise zu belagern, die Frau des guten Schuff, mit der du dir bislang nur Koketterien erlaubt hattest. Jetzt, voll des neuen rebellischen, verwegenen, bilderstürmerischen, anarchischen Geistes, nutzte du euer erstes Alleinsein – der gute Schuff gab seinen Zeichenunterricht in der Akademie –, um dich auf Louise zu stürzen. Konnte man sagen, daß du sie mißbraucht hattest, Paul? Das wäre übertrieben. Du hattest sie allenfalls verlockt und verführt. Denn Louise widerstand nur am Anfang, eher der Form halber als aus Überzeugung. Und sie schien diesen Fehltritt später nie zu bereuen.

»Sie sind ein Wilder, Paul. Wie können Sie es wagen, mich anzufassen?«

»Du hast es gesagt, *ma belle*. Weil ich ein Wilder bin. Meine Moral ist keine bürgerliche. Jetzt bestimmen meine Triebe meine Taten. Dank dieser neuen Philosophie werde ich ein großer Künstler sein.«

Eine Grundsatzerklärung, Koke, die sich als prophetisch erwies. Ob wohl der gute Schuff von jenem Verrat erfahren hatte? Wenn, dann war er imstande gewesen, dir zu verzeihen. Ein höheres Wesen, dieser Elsässer. Sehr viel besser als du, zweifellos, aus der Sicht der zivilisierten Moral. Und wohl deshalb war der gute Schuff ein so schlechter Maler.

Am nächsten Tag, nach den letzten Retuschen, zahlte

Koke Haapuani die vereinbarte Summe. Das Bild war fertig. War es das? Du hofftest es. Wie auch immer, dir blieben weder körperliche noch geistige Kräfte, um die Arbeit an ihm fortzusetzen.

XXI

Die letzte Schlacht

Bordeaux, November 1844

Als Flora Tristan an jenem verhängnisvollen 24. September 1844 kurz nach ihrer Ankunft in Bordeaux die Einladung annahm, von einer Loge des Grand Théâtre aus dem Konzert des Pianisten Franz Liszt beizuwohnen, ahnte sie nicht, daß dieses mondäne Ereignis, bei dem die Damen von Bordeaux ihren Schmuck und ihre eleganten Kleider vorführten, ihr letzter öffentlicher Auftritt sein würde. Die Wochen, die ihr noch blieben, sollte sie in einem Bett verbringen, ausgerechnet bei zwei Saintsimonisten, dem Ehepaar Elise und Charles Lemonnier, dem sie sich vor einem Jahr nicht hatte vorstellen lassen wollen, weil es ihr zu bürgerlich war. Ironien des Schicksals, Florita, bis zum letzten Tag deines Lebens.

Sie fühlte sich nicht unwohl, als sie in Bordeaux eintraf; nur müde, zornig und enttäuscht, denn seit ihrer Abreise aus Carcassonne hatten ihr sowohl in Toulouse als auch in Agen die königlichen Präfekte und Kommissare das Leben schwergemacht, waren bei ihren Versammlungen aufgetaucht und hatten sie verboten oder die Arbeiter sogar mit Stockschlägen auseinandergetrieben. Ihr Pessimismus hatte nichts mit ihrer Gesundheit zu tun, sondern mit den Behörden, die ent-

schlossen waren, mit allen Mitteln zu verhindern, daß sie ihre Rundreise vollendete.

Als du vor fünf Jahren aus London zurückgekehrt warst und voller Begeisterung für die Idee eines großen Bündnisses von Frauen und Arbeitern eine rastlose Tätigkeit in Angriff genommen hattest, um Kontakte zu Arbeitern zu knüpfen, wie hättest du da ahnen können, daß dich am Ende eine Staatsgewalt bedrängen würde, die dich als subversiv betrachtete, dich, eine überführte und geständige Pazifistin? Du warst nicht nur voller Hoffnungen und Träume nach Paris zurückgekehrt, sondern auch mit guter Gesundheit. Du verfolgst eifrig die beiden wichtigsten Arbeiterzeitschriften, *L'Atelier* und *La Ruche Populaire* (die einzigen Publikationen, die deine *Spaziergänge durch London* gelobt hatten), und besuchtest und studierst sämtliche Propheten, Philosophen, Lehrmeister und Theoretiker der gesellschaftlichen Veränderung, was dir zuweilen eher verwirrend und chaotisch erschien als lehrreich. Denn unter den Sozialisten und anarchistischen Reformern gab es zahlreiche Spinner und Exzentriker, die den größten Unsinn predigten. Zum Beispiel der charismatische, totengräberhafte Bildhauer Ganneau – bei der Erinnerung mußt du laut lachen –, der Begründer des »Evadismus«, einer Lehre, die auf der Idee der Gleichheit der Geschlechter beruhte, ein Verfechter der Befreiung der Frau, den du einige Wochen lang mit großer Naivität ernst genommen hattest. Dein Respekt vor ihm schwand an dem Tag, an dem die düstere Gestalt mit den fanatischen Augen und den langen Händen dir erklärte, der Name seiner Bewegung, Evadismus, gehe auf das

erste Menschenpaar, Adam und Eva, zurück und er selbst lasse sich von seinen Schülern zu Ehren der Familie »Mapah« nennen, denn das Wort verbinde die beiden ersten Silben von Mama und Papa. Er war entweder dumm oder völlig verrückt.

Die polizeiliche Verfolgung verhinderte, daß Floras Aufenthalt in Toulouse zwischen dem 8. und dem 19. September Früchte trug. Am Tag nach ihrer Ankunft hielt sie im Hôtel des Portes in der Rue de la Pomme eine Versammlung mit etwa zwanzig Arbeitern ab, als plötzlich Kommissar Boisseneau in den Raum platzte. Dickbäuchig, mit borstigem Schnurrbart und mürrischem Blick, ohne auch nur den Hut abzunehmen oder sie zu grüßen, warnte er sie:

»Sie sind nicht berechtigt, nach Toulouse zu kommen, um die Revolution zu predigen.«

»Ich komme nicht, um die Revolution zu machen, sondern um sie hinauszuzögern, Herr Kommissar. Lesen Sie mein Buch, bevor Sie über mich urteilen«, erwiderte ihm Flora. »Seit wann erschreckt eine alleinreisende Frau die Kommissare und Präfekten der mächtigsten Monarchie Europas?«

Der Beamte zog sich grußlos zurück, mit einem frostigen: »Sie sind gewarnt.«

Ihre Bemühungen, mit dem Präfekten von Toulouse zu sprechen, waren vergeblich. Das Verbot entmutigte ihre Kontaktpersonen in der Stadt. Sie brachte gerade nur ein geheimes Treffen in einer Herberge des Stadtviertels Saint-Michel mit acht Arbeitern der Lederverarbeitung zustande. Voll Furcht, die Polizei könnte sie entdecken, hörten sie ihr ängstlich und unter ständigen Blicken zur

Haustür zu. Ihr Besuch bei *L'Emancipation*, einer Zeitung, die sich demokratisch und republikanisch nannte, war ein weiteres Fiasko; die Journalisten schauten sie an, als wollte sie ihnen Heilmittel gegen Alpträume und den bösen Blick verkaufen, und schenkten ihrer ausführlichen Darlegung der Ziele der Arbeiterunion nicht die geringste Beachtung. Einer fragte sie, ob sie Zigeunerin sei. Die Beleidigung erreichte den Gipfel, als ein besonders verwegener *chevalier*, ein Redakteur namens Ribero, dünn wie ein Besenstiel, ihr lüsterne Blicke zuzuwerfen und doppeldeutige Worte zuzuflüstern begann.

»Versuchen Sie etwa, mich zu verführen, Sie armer Tropf?« fuhr Madame-la-Colere ihn mit lauter Stimme an. »Haben Sie noch nie in den Spiegel geschaut, Sie Trottel?«

Sie stand auf und ging türenschlagend davon. Deine Wut verbrauchte, als du – die beste Entschädigung, Florita – daran dachtest, wie das zerfurchte Gesicht Ribero, dem deine heftige Reaktion die Sprache verschlagen hatte, unter dem Gelächter seiner Kollegen vor Scham feuerrot geworden war.

In Agen, wo sie vier Tage lang blieb, liefen die Dinge nicht besser als in Toulouse, ebenfalls durch Schuld der Polizei. In der Stadt gab es viele mutualistische Arbeitervereine, die der freundliche Agricol Perdiguier aus Paris über ihr Kommen informiert hatte. Er trug seinen Spitznamen – der Tugendhafte aus Avignon – zu Recht: Obwohl er mit Floras Ideen nicht übereinstimmte, hatte er ihr in seiner Großzügigkeit wie kein anderer geholfen. Die Freunde Perdiguiers hatten Treffen mit verschiedenen Berufsgruppen für sie vorbereitet. Doch nur das

erste fand statt. Dabei versammelten sich etwa fünfzehn Tischler und Drucker, von denen zwei besonders Interessierte sich entschlossen zeigten, ein Komitee zu gründen. Sie begleiteten sie auch, als Flora die lokale Berühmtheit, den Dichter-Friseur Jazmin, aufsuchte, auf den sie große Hoffnungen gesetzt hatte. Doch die Lobeshymnen der Bourgeoisie hatten natürlich auch diesen einst volkstümlichen Dichter in einen eitlen Dummkopf verwandelt. Diesem Schicksal schien niemand zu entgehen. Er wollte sich nicht mehr an seine proletarischen Ursprünge erinnern und trat hochmütig auf. Rundlich, weich, kokett und gespreizt, langweilte er Flora, als er ihr erzählte, wie gut er in Paris von Größen wie Nodier, Chateaubriand und Sainte-Beuve aufgenommen worden sei und mit welcher Emphase er seine »gaskognischen Gedichte« vor Louis-Philippe höchstpersönlich vorgetragen habe. Seine Majestät, von seinen Worten gerührt, habe eine Träne vergossen. Als Flora ihm den Grund ihres Besuches erklärte und ihn um Hilfe für die Arbeiterunion bat, verzog der Dichter-Friseur angewidert das Gesicht: Niemals!

»Ich werde Ihre revolutionären Ideen niemals unterstützen, Madame. Es ist schon genug Blut in Frankreich geflossen. Für wen halten Sie mich?«

»Für einen Arbeiter, der sich und seinen Brüdern treu ist, Monsieur Jazmin. Ich habe mich getäuscht, wie ich sehe. Sie sind weiter nichts als ein Zirkusaffe, ein Hanswurst mehr unter den Hofnarren der Bourgeoisie.«

»Hinaus! Verlassen Sie mein Haus!« Der beleibte Dichter wies ihr die Tür. »Böses Weib!«

Am Nachmittag des gleichen Tages kam der Kommissar

zu ihr ins Hotel, um ihr mitzuteilen, daß er keine Versammlung im Ort erlauben werde. Flora beschloß, sich nicht an das Verbot zu halten. Sie erschien in einer Herberge in der Rue du Temple, wo sie von vierzig Arbeitern verschiedener Gewerbe, vor allem Schuster und Kupferstecher, erwartet wurde. Sie hatte kaum zehn Minuten ihre Thesen dargelegt, als das Gebäude von etwa zwanzig Wachtmeistern und einem halben Hundert Soldaten umzingelt wurde. Der Kommissar, ein stämmiger Mann in den Vierzigern mit einem lächerlichen Megaphon, brüllte den Anwesenden zu, sie sollten einer nach dem anderen herauskommen, damit man ihre Namen und ihre Anschrift aufnehmen könne. Flora bat sie, sich nicht von der Stelle zu rühren: »Meine Brüder, zwingen wir die Staatsgewalt, uns herauszuholen, damit es zum Skandal kommt und die Öffentlichkeit von diesem Unrecht erfährt.« Doch die meisten gehorchten aus Furcht, ihre Arbeit zu verlieren. Sie gingen im Gänsemarsch hinaus, die Mützen in der Hand, mit gesenktem Kopf. Nur sieben blieben bei ihr. Daraufhin kamen die Wachtmeister herein, prügeln mit Stöcken auf sie ein und beschimpften sie. Sie trieben sie mit Gewalt hinaus. Ihr krümmten sie jedoch kein Haar, und sie reagierten auch nicht auf ihren heftigen Protest: »Schlagt mich auch, ihr Feiglinge!«

»Wenn Sie noch einmal dem Verbot zuwiderhandeln, landen Sie im Gefängnis, bei den Diebinnen und Prostituierten von Agen«, drohte ihr der Kommissar mit seiner dröhnenden Stimme, während er mit dem Megaphon herumjonglierte. »Sie wissen, woran Sie sich zu halten haben, Madame.«

Der Vorfall wirkte abschreckend auf die Genossenschaften und Zünfte in Agen, die sämtliche geplanten Treffen absagten. Niemand akzeptierte ihren Vorschlag, heimliche Versammlungen mit wenigen Personen abzuhalten. Und so verbrachte Flora die letzten Tage in Agen einsam, gelangweilt und enttäuscht. Mehr als der Kommissar und seine Vorgesetzten erzürnte sie die Feigheit der Arbeiter.

Bei der ersten Drohgebärde der Macht flohen sie wie die Hasen!

Am Vorabend ihrer Abreise nach Bordeaux hatte sie ein merkwürdiges Erlebnis. In dem kleinen Schreibtisch ihres Zimmers im Hôtel de France fand sie eine kostbare goldene Uhr, die irgendein Gast vergessen hatte. Sie wollte sie gerade zur Direktion bringen, als die Versuchung sie überfiel: ›Und wenn ich sie nun behalte?‹ Nicht aus Habgier, die ihr in diesem Lebensalter völlig abging. Eher aus dem Wunsch nach Erkenntnis: Wie fühlt sich ein Dieb, nachdem er eine Missetat begangen hat? Empfindet er Angst, Freude, Gewissensbisse? Was sie in den folgenden Stunden empfand, war Bedrängnis, Unbehagen, plötzliches Erschrecken und ein Gefühl der Lächerlichkeit. Sie beschloß, die Uhr im Augenblick der Abreise zu übergeben. Doch so lange konnte sie nicht warten. Um sieben Uhr war die Beklemmung so stark, daß sie hinunterging und der Hoteldirektion die Uhr aushändigte, mit der Lüge, sie habe sie gerade gefunden. Du wärest keine gute Diebin geworden, Andalusierin.

Wenn man es recht bedachte, Florita, dann war die Reise nicht so vergeblich gewesen. War diese Mobilisierung von Kommissaren und Präfekten in den letzten

Wochen, die dich an deinen Treffen mit den Arbeitern zu hindern suchten, nicht der Beweis dafür, daß deine Agitation Früchte trug? Vielleicht gewannst du mehr Anhänger, als du ahntest. Das Echo, das du auf deinem Weg hinterlassen hattest, würde sich ausbreiten und früher oder später in eine große Bewegung münden. Eine französische, europäische, weltweite Bewegung. Du rührtest diese Trommel erst seit eineinhalb Jahren, und doch warst du schon eine Feindin der Staatsgewalt, eine Bedrohung für das Königreich. Ein grandioser Erfolg, Florita! Du solltest nicht niedergeschlagen sein, im Gegenteil. Was für Fortschritte seit jener Versammlung in Paris, die der wunderbare Gösset, »der Vater der Schmiede«, am 4. Februar 1843 organisiert hatte, damit du zum erstenmal vor einer Gruppe Pariser Arbeiter über die Arbeiterunion sprechen konntest. Eineinhalbjahre waren nicht viel. Doch mit dieser Müdigkeit in deinen sämtlichen Knochen und Muskeln kam es dir wie eine Ewigkeit vor.

Du hattest viele Dinge dieser letzten achtzehn Monate vergessen, die so reich gewesen waren an Ereignissen, an Höhenflügen und auch an Mißerfolgen, aber nie würdest du vergessen, wie du zum erstenmal in der Öffentlichkeit, in Gossets Arbeitergenossenschaft, deine Ideen vorgetragen hattest. Den Vorsitz führte Achille François, ein Urgestein unter den Pariser Gerbern. Deine Nervosität war so groß, daß du deine Unterhose naß machtest, was zum Glück niemand bemerkte. Sie hörten dir zu, stellten dir Fragen, es kam zu einer Debatte, und am Ende wurde ein siebenköpfiges Komitee als organisatorischer Kern der Bewegung gegründet. Wie leicht dir da-

mals alles erschien, Florita! Eine Illusion. Bei den nächsten Treffen mit diesem ersten Komitee vergiftete sich die Atmosphäre allmählich durch die Kritik, die seine Mitglieder an deinem noch ungedruckten Text *L'Union Ouvrière* übten. Vor allem daran, daß du vom »erbärmlichen materiellen und moralischen Zustand« der Arbeiter in Frankreich gesprochen hattest. Das erschien ihnen defätistisch, demoralisierend, auch wenn es der Wahrheit entsprach. Als Gosset hörte, wie du diesen Kritikern an den Kopf warfst, sie seien »Dummköpfe und Ignoranten, die nicht gerettet werden wollten«, erteilte er, der »Vater der Schmiede«, dir eine Lektion, an die du oft denken solltest:

»Zügeln Sie Ihre Ungeduld, Flora Tristan. Sie machen Ihre ersten Schritte in diesem Kampf. Lernen Sie von Achille François. Er arbeitet von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends, um die Seinen zu ernähren, und von acht Uhr bis zwei Uhr in der Frühe für seine Brüder, die Arbeiter. Ist es gerecht, ihn dumm und ignorant zu nennen, weil er sich erlaubt, anderer Meinung zu sein als Sie?«

Der »Vater der Schmiede« war alles andere als dumm und ignorant. Vielmehr ein Born der Weisheit, der dich in jenen ersten Wochen deines Propagandafeldzuges in Paris mehr als sonst jemand unterstützte. Er wurde dir zum Meister, zum geistigen Vater. Doch Madame Gosset verstand diese erhabene Freundschaft nicht. Eines schönen Abends erschien sie wütend und empört bei Achille François, wo sie eine Versammlung abhielten, stürzte sich wie eine griechische Furie auf dich und überhäufte dich mit Beschimpfungen. Spuckend und das hexenhafte

Haar schüttelnd, drohte sie dir, dich bei der Justiz anzuzeigen, wenn du auf deinem niederträchtigen Versuch beharrtest, ihr den Ehemann auszuspannen! Die alte Gosset glaubte, du seist dabei, den bejahrten Arbeiterführer zu becircen. Ach, Florita, wie komisch. Ja, wie komisch. Doch diese Szene wie aus einem proletarischen Schwank lehrte dich, daß nichts einfach war und schon gar nicht der Kampf für Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Und auch, wie sehr die Arbeiter, obwohl arm und ausgebeutet, den Bürgern glichen.

Das Konzert von Liszt in Bordeaux, Ende September 1844, dem du mehr aus Neugier als aus Liebe zur Musik beiwohntest (wie mochte dieser Pianist sein, der dir seit sechs Monaten wieder und wieder auf den Wegen Frankreichs begegnete?), endete ebenfalls wie eine Farce: eine plötzliche Ohnmacht, die dich zu Boden stürzen ließ und sämtliche Blicke des Publikums – auch den wütenden des unterbrochenen Pianisten – zu deiner Loge im Grand Théâtre lenkte. Und den krönenden Abschluß lieferte der Artikel eines zerstreuten Journalisten, der deine Ohnmacht zum Anlaß nahm, um dich als eine mondäne Sylphide darzustellen: »Bewundernswert schön, von eleganter, zierlicher Gestalt, mit stolzer, lebhafter Miene, mit den feurigen Augen des Orients, mit langer schwarzer Haarmähne, die ihr als Umhang dienen könnte, mit schöner olivenfarbener Haut und weißen, feinen Zähnen, erlitt Madame Flora Tristan, die Schriftstellerin und soziale Reformerin, Tochter der Blitze und der Schatten, gestern abend einen Schwächeanfall, vielleicht durch die Trance, in die sie die erhabenen Arpeggien des Maestro Liszt versetzt hatten.« Du

wurdest rot bis in die Haarwurzeln, als dir diese frivole Dummheit vor Augen kam, nachdem du in diesem weichen Bett aufgewacht warst. Wo warst du, Florita? Das elegante, nach frischen Blumen duftende Zimmer mit den feinen Leinenvorhängen, die das Licht dämpften, hatte nichts mit deinem bescheidenen Hotelzimmer zu tun. Es war das Haus von Charles und Elise Lemonnier, die am Vorabend, nach deiner Ohnmacht im Grand Théâtre, darauf bestanden hatten, dich mit zu sich nach Hause zu nehmen. Dort würdest du besser versorgt sein als im Hotel oder im Krankenhaus. So war es. Charles war Anwalt und Philosophielehrer und seine Ehefrau Elise betreute Ausbildungsstätten für Kinder und Jugendliche. Sie waren ergebene Saintsimonisten, Freunde von Vater Prosper Enfantin, idealistisch, gebildet, großzügig, und widmeten ihr Leben der Arbeit für die universelle Brüderlichkeit und das von Saint-Simon gepredigte »neue Christentum«. Sie grollten dir nicht im geringsten wegen der Abfuhr vor einem Jahr, als du dich geweigert hattest, sie kennenzulernen. Sie hatten deine Bücher gelesen und bewunderten dich.

Das Ehepaar kümmerte sich in den nächsten Wochen mit der größten Gewissenhaftigkeit um Flora. Sie gaben ihr das beste Schlafzimmer des Hauses, riefen einen angesehenen Arzt aus Bordeaux, Doktor Mabit jun., und stellten eine Krankenschwester ein, Mademoiselle Alphine, die Tag und Nacht bei der Kranken sein sollte. Sie bezahlten die Arztbesuche und die Medikamente und erlaubten nicht, daß Flora auch nur davon sprach, ihnen die Ausgaben zu ersetzen.

Doktor Mabit jun. erklärte, es könne sich um Cholera

handeln. Am nächsten Tag, nach einer weiteren Untersuchung, korrigierte er sich und sagte, es handle sich wahrscheinlich eher um Typhus. Trotz des Zustandes totaler Erschöpfung, in dem sich die Kranke befand, zeigte er sich optimistisch. Er verschrieb ihr eine gesunde Ernährung, absolute Ruhe, Abreibungen und Massagen und einen stärkenden Trank, den sie jede halbe Stunde, Tag und Nacht, zu sich nehmen sollte. An den beiden ersten Tagen reagierte Flora positiv auf die Behandlung. Am dritten Tag litt sie jedoch unter Blutandrang im Kopf und sehr hohem Fieber. Sie verfiel stundenlang in einen halb bewußtlosen Zustand und delirierte. Das Ehepaar Lemonnier berief einen Ärzterat ein, unter dem Vorsitz einer lokalen Berühmtheit, Doktor Gintrac. Nachdem die Ärzte sie untersucht und sich miteinander beraten hatten, gestanden sie eine gewisse Ratlosigkeit ein. Dennoch glaubten sie, daß sie gerettet werden könne, obwohl ihr Zustand zweifellos ernst sei. Man dürfe die Hoffnung nicht verlieren und nicht zulassen, daß die Kranke sich ihres Zustands bewußt werde. Sie verschrieben Aderlässe und Saugnapfe, zusätzlich zu weiteren Tränken, jetzt alle fünfzehn Minuten. Zur Entlastung von Mademoiselle Alphine, die Flora mit Hingabe pflegte und erschöpft war, stellte das Ehepaar Lemonnier eine weitere Schwester für die Krankenwache ein. Als die Herren Flora in einem der Augenblicke, in denen sie bei klarem Bewußtsein war, fragten, ob sie nicht einen Familienangehörigen bei sich haben wolle – vielleicht ihre Tochter Aline? –, zögerte sie nicht: »Eleonore Blanc, aus Lyon. Sie ist auch meine Tochter.« Eleonores An-

kunft in Bordeaux – das geliebte Gesicht, blaß und bebend, das sich voll Liebe über sie beugte – gab Flora das Vertrauen, den Kampfeswillen, die Liebe zum Leben zurück.

In den Anfängen ihrer Kampagne für die Arbeiterunion, vor eineinhalb Jahren, war *La Ruche Populaire* sehr anständig zu ihr gewesen, im Gegensatz zu der anderen Arbeiterzeitung, *L'Atelier*, die sie zuerst ignoriert und dann mit der Bemerkung, sie wolle »ein O'Connell in Rücken« sein, lächerlich gemacht hatte. *La Ruche* dagegen organisierte zwei Debatten, mit dem Ergebnis, daß vierzehn der fünfzehn Anwesenden für einen von Flora verfaßten Appell an die Arbeiter und Arbeiterinnen Frankreichs stimmten, der sie aufrief, sich der künftigen Arbeiterunion anzuschließen. Zwar überwand sie schon bald ihre anfängliche Angst, in der Öffentlichkeit zu sprechen – sie tat es unbefangen und schlug sich hervorragend bei den anschließenden Debatten –, aber sie empfand immer ein Gefühl von Enttäuschung, weil an diesen Versammlungen, ihren Aufforderungen zum Trotz, fast niemals Frauen teilnahmen. Wenn sich doch einige einfanden, waren sie so eingeschüchtert und verzagt, daß sie Mitleid (aber auch Wut) empfand. Selten wagten sie, den Mund aufzumachen, und wenn eine es tat, schaute sie zuerst die anwesenden Männer an, als bäte sie um ihr Einverständnis.

Die Veröffentlichung von *L'Union Ouvrière* 1843 war eine wahre Heldentat, auf die du noch jetzt stolz warst, wenn es dir für Augenblicke gelang, aus dem Zustand des Leidens, des völligen Abgeschnittenseins von deiner Umgebung aufzutauchen, in den die Krankheit dich

versinken ließ. Es war ein Sieg deiner Beharrlichkeit über die feindlichen Umstände gewesen, nicht wahr, Andalusierin?, daß dieses Büchlein herauskommen konnte, das bereits in drei Auflagen erschienen und durch Hunderte von Arbeiterhände gegangen war. Sämtliche Verleger, die du in Paris kanntest, hatten sich unter nichtigen Vorwänden geweigert, es zu veröffentlichen. In Wirklichkeit fürchteten sie, sich Schwierigkeiten mit der Obrigkeit einzuhandeln.

Damals war dir eines Morgens, als du vom kleinen Balkon in der Rue du Bac aus die massigen Türme von Saint-Sulpice betrachtetest – von denen einer nicht vollendet war –, die Geschichte (die Legende?) des Pfarrers Jean-Baptiste Languet de Geray eingefallen, der sich eines Tages vorgenommen hatte, allein mit Hilfe milder Gaben eine der schönsten Kirchen von Paris zu errichten. Und sich ohne Bedenken daran gemacht hatte, an den Türen zu betteln. Warum solltest du nicht das gleiche tun, um ein Buch zu drucken, das zum künftigen Evangelium für die Frauen und Arbeiter der ganzen Welt werden konnte? Du hattest diese Idee noch nicht zu Ende gedacht, als du schon dabei warst, einen »Appell an alle Menschen mit Verstand und Opferbereitschaft« abzufassen. Du setztest deine Unterschrift darunter, gefolgt von denen deiner Tochter Aline, deines Freundes, des Malers Jules Laure, deines Dienstmädchens Marie-Madeleine und deines Wasserträgers Noël Taphanel und brachtest ihn unverzüglich bei allen Freunden und Bekannten in Umlauf, damit sie einen Beitrag zur Finanzierung des Buches leisteten. Wie gesund und stark warst du damals, Flora! Du konntest zwölf,

fünfzehn Stunden durch ganz Paris laufen und diesen Appell verteilen – du trugst ihn zu mehr als zweihundert Adressen –, den am Ende so bekannte Personen wie Béranger, Victor Considérant, George Sand, Eugène Sue, Pauline Roland, Frederick Lemaître, Paul de Kock, Louis Blanc und Louise Colet unterstützten. Andere wichtige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens schlugen dir jedoch die Tür vor der Nase zu, so Delacroix, David d'Angers, Mademoiselle Mars und natürlich Etienne Cabet, der ikarische Kommunist, der das Weltmonopol im Kampf für die soziale Gerechtigkeit haben wollte.

1843 war auch das Jahr, in dem sich die soziale Zusammensetzung des Personenkreises, der sie in ihrer kleinen Wohnung in der Rue du Bac besuchte, radikal veränderte. Flora empfing an den Donnerstagabenden. Zuvor waren die Besucher geistig interessierte Angehörige gehobener Berufe, Journalisten und Künstler gewesen; seit Anfang 1843 waren es hauptsächlich Anführer von Genossenschaften und Arbeitervereinen sowie einige Fourieristen und Saintsimonisten, die sich im allgemeinen kritisch über den in ihren Augen extremen Radikalismus Floras äußerten. Nicht nur Franzosen erschienen in der engen Wohnung in der Rue du Bac, um die Tasse dampfender Schokolade zu trinken, die sie ihren Gästen anbot, wobei sie vorgab, sie stamme aus Cusco. Zuweilen kam auch ein englischer Chartist oder Owenit, auf der Durchreise in Paris, und eines Abends fand sich ein deutscher Sozialist namens Arnold Ruge bei ihr ein, der nach Frankreich geflohen war. Ein ernster, intelligenter Mann, der ihr aufmerksam

zuhörte und sich Notizen machte. Floras These von der Notwendigkeit einer großen internationalen Bewegung, in der sich die Arbeiter und die Frauen der ganzen Welt zusammenschließen würden, um der Ungerechtigkeit und der Ausbeutung ein Ende zu machen, beeindruckte ihn sehr. Er stellte ihr viele Fragen in tadellosem Französisch und bat Flora um Erlaubnis, in der folgenden Woche wiederkommen und einen deutschen Freund, einen jungen Philosophen namens Karl Marx, mitbringen zu dürfen, der ebenfalls Flüchtling sei und mit dem sie, so versicherte er ihr, sich ausgezeichnet verstehen werde, denn er habe ähnliche Ideen wie sie über die Arbeiterklasse, der er ebenfalls eine erlösende Funktion für die gesamte Gesellschaft zuweise.

Arnold Ruge kam in der Tat in der folgenden Woche wieder, gemeinsam mit sechs deutschen Gefährten, sämtlich Exilanten, darunter der Sozialist Moses Hess, der sehr bekannt war in Paris. Keiner von ihnen war Karl Marx; er war durch die Vorbereitung der letzten Nummer einer Zeitschrift verhindert, die er gemeinsam mit Ruge herausgab und die der Gruppe als Tribüne diente: die *Deutsch-Französischen Jahrbücher*. Du lerntest ihn jedoch kurz darauf unter skurrilen Umständen kennen, in einer kleinen Druckerei auf dem linken Seineufer, der einzigen, die bereit gewesen war, *L'Union Ouvrière* zu drucken. Du überwachtest gerade den Druck jener Seiten auf der alten, pedalbetriebenen Presse, als ein junger Mann mit langem Bart, schwitzend und hochrot vor Empörung, in einem grauenhaften, kehligen Französisch, und um sich spuckend, zu protestieren begann. Warum hielt sich die Druckerei nicht an das ihm

gegebene Versprechen und vertagte den Druck seiner Zeitschrift, um »die literarischen Anwendungen dieser unbekannten Dame« vorzuziehen?

Natürlich erhob sich Madame-la-Colère von ihrem Stuhl und trat ihm entgegen:

»Literarische Anwendungen, haben Sie gesagt?« rief sie ebenso laut wie der Hitzkopf. »Lassen Sie sich gesagt sein, Monsieur, daß mein Buch *L'Union Ouvrière* heißt und die Geschichte der Menschheit ändern kann. Mit welchem Recht krähen Sie hier wie ein Kapaun herum?«

Der Schreihals brummte etwas auf deutsch in den Bart und gab dann zu, daß er diesen Ausdruck nicht verstand. Was war das, ein »Kapaun«?

»Schlagen Sie das in einem Wörterbuch nach und verbessern Sie Ihr Französisch«, riet ihm Madame-la-Colère lachend. »Und lassen Sie sich dabei gleich diesen Stachelschweinbart abschneiden, mit dem Sie wie ein Schmutzfink aussehen.«

Rot und stotternd sagte der Mann, das mit dem »Stachelbeerwein« verstehe er auch nicht und daher sei es sinnlos, die Diskussion fortzusetzen, Madame. Er verabschiedete sich mit einer übellaunigen Verbeugung. Später erfuhr Flora durch den Besitzer der Druckerei, daß der reizbare Ausländer Karl Marx gewesen war, der Freund von Arnold Ruge. Sie stellte sich amüsiert seine Überraschung vor, wenn dieser mit ihm an einem Donnerstag bei ihr in der Rue du Bac erscheinen und Flora der Begrüßung zuvorkommen und mit ausgestreckter Hand sagen würde: »Der Herr und ich sind alte Bekannte.« Doch Arnold Ruge brachte ihn nie mit.

Die beiden Wochen, die Eleonore Blanc in Bordeaux

verbrachte, Tag und Nacht an Floras Seite, ließen die Ärzte zu der Überzeugung gelangen, daß eine langsame, aber echte Besserung der Kranken eingesetzt hatte. Sie wirkte munter, trotz ihrer großen Magerkeit und ihrer körperlichen Leiden. Sie hatte starke Schmerzen im Bauch und in der Gebärmutter und manchmal auch im Kopf und im Rücken. Die Ärzte verschrieben ihr kleine Portionen Opium, die sie beruhigten und mehrere Stunden lang in einen Dämmerzustand versetzten. In ihren klarsichtigen Momenten unterhielt sie sich ungezwungen, und ihr Gedächtnis schien in gutem Zustand zu sein. (»Bist du meinem Rat gefolgt, Eleonore, dich immer nach dem Warum der Dinge zu fragen?« »Ja, Madame, das tue ich die ganze Zeit, und so lerne ich viel.«) In einem dieser Augenblicke diktierte sie einen liebevollen Brief an ihre Tochter Aline, die, vom Ehepaar Lemonnier über ihre Krankheit in Kenntnis gesetzt, ihr aus Amsterdam einige bewegte Zeilen geschrieben hatte. Außerdem bat Flora Eleonore um ausführliche Informationen über das Komitee der Arbeiterunion in Lyon, das, so beharrte sie, gegenüber allen bisher gegründeten Komitees führend sein solle.

»Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie es übersteht?« fragte Charles Lemonnier Doktor Gintrac in Anwesenheit von Eleonore.

»Vor einigen Tagen hätte ich Ihnen gesagt, sehr gering«, murmelte der Arzt, während er sein Monokel putzte. »Jetzt bin ich optimistischer. Sagen wir, fünfzig Prozent. Was mir Sorgen macht, ist die Kugel in ihrer Brust. Aufgrund ihres Schwächezustands könnte es zu einer Verlagerung dieses Fremdkörpers kommen. Das

hätte fatale Folgen.«

Nach zwei Wochen mußte Eleonore sehr zu ihrem Bedauern nach Lyon zurückkehren. Ihre Familie und ihre Arbeit riefen nach ihr, auch ihre Gefährten vom Komitee der Arbeiterunion, dessen treibende Kraft sie auf Anweisung von Flora war, wie sie, ohne zu prahlen, sagte. Sie bewahrte die Fassung, als sie sich von der Kranken verabschiedete, der sie versprach, sie in wenigen Wochen wieder zu besuchen. Doch kaum hatte sie das Zimmer verlassen, brach sie in heftiges Schluchzen aus, das Elise Lemonnier weder mit Worten noch mit zärtlichen Gesten zu besänftigen vermochte. »Ich weiß, daß ich Madame nicht Wiedersehen werde«, sagte sie ein ums andere Mal. Ihre Lippen waren blutleer, so sehr hatte sie sie zusammengepreßt.

In der Tat, kaum war Eleonore nach Lyon abgereist, verschlimmerte sich Floras Zustand. Sie erbrach Galle, die einen anhaltenden scharfen Geruch im Zimmer verbreitete, den nur Mademoiselle Alphine in ihrer endlosen Geduld ertrug; sie säuberte alles und übernahm auch morgens und abends das Waschen der Kranken. Bisweilen wurde Flora von heftigen Zuckungen geschüttelt, die sie aus dem Bett warfen, von einer Kraft bewegt, die in keinem Verhältnis zu ihrem Körper stand, der jeden Tag weniger wurde, bis er schließlich nur noch ein Skelett mit tiefeingesunkenen Augen und Armchen wie Gräten war. Die beiden Krankenschwestern und das Ehepaar Lemonnier konnten sie nur mit großer Mühe bei diesen Krämpfen festhalten.

Die meiste Zeit dämmerte sie jedoch dank des Opiums halb bewußtlos vor sich hin, die Augen weit geöffnet

und mit einem Schimmer von Entsetzen in den Pupillen, als sähe sie Visionen. Zuweilen gab sie unzusammenhängende Monologe von sich, redete über ihre Kindheit, über Peru, London, Arequipa, über ihren Vater, über die Komitees der Arbeiterunion, oder sie führte heftige Streitgespräche mit geheimnisvollen Gegnern. »Weint nicht um mich«, hörten Elise und Charles sie einmal sagen, als sie an ihrem Bett saßen. »Tut es mir lieber gleich.«

Seit dem Erscheinen von *L'Union Ouvrière* im Juni 1843 traf Flora tagtäglich mit Arbeitervereinigungen im Zentrum oder am Rand von Paris zusammen. Sie brauchte sich nicht mehr um diese Treffen zu bemühen; sie war bekannt geworden in diesen Kreisen und wurde von vielen berufsständischen und genossenschaftlichen Organisationen und bisweilen auch von Sozialisten, Fourieristen und Saintsimonisten eingeladen. Sogar ein Klub ikarischer Kommunisten unterbrach seine Geldsammlungen für den Kauf von Grund und Boden in Texas – wo sie Ikarien, das von Etienne Cabet erdachte Paradies, errichten wollten –, um ihren Theorien zuzuhören. Die Versammlung mit den Ikariern endete freilich mit einem Eklat.

Was Flora bei diesen erregten Versammlungen, die oft bis spät in die Nacht dauerten, am meisten irritierte, war die Tatsache, daß man, statt über die großen Themen ihres Plans zu debattieren – die Arbeiterpaläste für die Alten, Kranken und Unfallopfer, die allgemeine, kostenlose Bildung, das Recht auf Arbeit, der Anwalt des Volkes –, die Zeit mit Lappalien und Belanglosigkeiten, um nicht zu sagen Dummheiten vertat. So

blieb es fast nie aus, daß irgendein Arbeiter Flora vorwarf, sie habe in ihrem Büchlein die Arbeiter dafür kritisiert, daß sie »sich in den Wirtschaften betrinken, statt mit dem Geld, das sie für Alkohol ausgeben, Brot für ihre Kinder zu kaufen«. Bei einem Treffen in einem Dachgeschoß der *impasse* Jean Auber, in der Nähe der Rue Saint-Martin, warf ein Tischler namens Roly ihr an den Kopf: »Sie haben Verrat begangen, denn Sie haben der Bourgeoisie die Laster der Arbeiter offenbart.« Flora erwiderte ihm, die Wahrheit müsse die wichtigste Waffe der Proletarier sein, so wie Heuchelei und Lüge im allgemeinen die der Bürger seien. Sie jedenfalls werde weiterhin, auch wenn das manche stören mochte, das Laster Laster und die Dummheit Dummheit nennen. Die etwa zwanzig Arbeiter, die ihr zuhörten, waren nicht sehr überzeugt, aber aus Furcht vor einem ihrer Wutanfälle, die in Paris bereits legendär waren, widersprach ihr niemand, und sie belohnten sie sogar mit einem forcierten Applaus.

Erinnerst du dich, Florita, in dem dampfenden Nebel, in dem du jetzt treibst und der dich an London denken läßt, an deine verstiegene Idee einer Hymne der Arbeiterunion, die deinen großen Kreuzzug begleiten sollte, so wie die Marseillaise die Große Revolution von 1789 begleitet hatte? Ja, du erinnerst dich, verschwommen, und auch daran, was für ein groteskes, schauriges Ende die Sache fand. Der erste Mensch, an den du dich mit der Bitte wandtest, die Hymne der Arbeiterunion zu verfassen, war Béranger. Der illustre Mann empfing dich in seinem Haus in Passy, wo er mit drei Gästen zu Mittag speiste. Halb beeindruckt, halb spöttisch hörten

die vier zu, wie du ihnen erklärtest, es sei unerlässlich, so bald wie möglich – um die friedliche soziale Revolution in Gang zu setzen – diese Hymne zu haben, deren Worte die Arbeiter aufrütteln und sie zur Solidarität und zur Aktion bewegen würden. Béranger lehnte ab, mit der Begründung, er sei nicht in der Lage, ohne Inspiration, im Auftrag zu schreiben. Und auch der große Lamartine lehnte ab, mit dem Hinweis, daß du etwas predigtest, das er bereits in seiner visionären *Marseillaise des Friedens* vorweggenommen hatte.

Und so kam es, Florita, zu deinem unglücklichen Einfall, einen »Sangeswettstreit zur Feier der menschlichen Brüderlichkeit« einzuberufen. Der Preis sollte eine Medaille sein, die der stets großzügige Eugène Sue stiften würde. Was für ein schwerer Irrtum, Andalusierin! An die hundert proletarische Dichter und Komponisten beteiligten sich, entschlossen, mit ihrem Talent oder in Ermangelung eines solchen mit jedem anderen Mittel den Wettbewerb zu gewinnen und die Medaille und den Ruhm davonzutragen. Du hättest nie gedacht, daß die Eitelkeit, die du in deiner Naivität für ein bürgerliches Laster hieltest, ein solches Ausmaß an Intrigen, Ränken, Verleumdungen, Tiefschlägen zwischen den Teilnehmern auslösen würde, denen es nur darum ging, sich gegenseitig abzuqualifizieren und den Preis zu gewinnen. Kaum jemals hatte dich so oft die Wut gepackt, hattest du dich so oft heiser schreien müssen, wie durch die Schuld dieser Dichterlinge und Musikanten. An dem Tag, an dem die überforderte Jury den Preis M. A. Thys zusprach, stellte sich heraus, daß einer der abgeschlagenen Teilnehmer, ein Poet namens

Ferrand, ein sympathischer Spinner, der sich selbst tiefernt als »Großmeister des lyrischen Ordens der Templer« präsentierte, die Medaille und das Bücher- geschenk gestohlen hatte, als er erfuhr, daß ein anderer der Gewinner war. Lachtest du, Florita? Dann ging es dir wohl nicht so schlecht, wenn dir noch Kräfte blieben, um zu lächeln, und sei es auch im Schlaf und angeregt von den kleinen Dosen Opium.

Du konntest vage die Stimmen hören, aber dir fehlte die Konzentration und der klare Verstand, um zu erfassen, was sie sagten. Deshalb warst du nicht in der Lage, dich zu wehren, als am n. November 1844 dieser dreiste Rauchfaßträger der katholischen Herde, der erklärte, Stouvenel zu heißen, in Begleitung eines Geistlichen bei Charles und Elise Lemonnier erschien, um dir die letzte Ölung zu geben, mit der Behauptung, du seiest eine fromme Gläubige und habest es in der Vergangenheit so verlangt, und außerstande – Madame-la-Colère nunmehr ohne Stimme, ohne Kräfte und ohne Bewußtsein –, beide aus dem Zimmer werfen. Elise und Charles Lemonnier, stets tolerant gegenüber allen Glaubensvorstellungen, hatten sich überrumpeln und täuschen lassen; sie hatten den Schwindel geglaubt, ihnen Zutritt gewährt und zugelassen, daß sie mit deinem reglosen Körper nach ihrem Gutdünken verfuhrten. Später, als Eleonore Blanc sie empört darauf hinwies, Madame hätte niemals eine derartige obskurantistische Pantomime zugelassen, wenn sie ihre fünf Sinne beisammen gehabt hätte, waren die beiden betrübt und wütend. Doch der angebliche Stouvenel und der Pfaffe hatten ihr Ziel erreicht und setzten überall in

Bordeaux die Lüge in Umlauf, Flora Tristan, die Vorkämpferin der Frauen und der Arbeiter, habe auf ihrem Totenbett nach der Hilfe der heiligen Kirche verlangt, um im Frieden mit Gott in das ewige Leben einzugehen. Arme Florita!

Kaum hielt Flora die ersten Exemplare von *L'Union Ouvrière* in Händen, schickte sie die Broschüre an sämtliche berufsständischen und genossenschaftlichen Vereinigungen, deren Adresse sie sich beschaffen konnte. Und verteilte einen Prospekt über das Buch in dreitausend Werkstätten und Fabriken in ganz Frankreich. Weißt du noch, wie viele Briefe du von Lesern deines Buch-Manifests bekamst? Dreiundvierzig. Alle mit Worten der Ermutigung und der Hoffnung, wenn sich auch manche voll Bedenken fragten, ob deine Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht nicht ein großes Hindernis sei. War sie das gewesen, Florita? Im Grunde nicht sehr. Recht und schlecht hattest du in diesen acht Monaten viel Propaganda für das Bündnis von Arbeitern und Frauen machen und eine gute Anzahl von Komitees auf den Weg bringen können. Du hättest nicht sehr viel mehr ausrichten können, wenn du statt Röcken, Hosen getragen hättest. Einer der Briefe stammte von einem ikarischen Arbeiter aus Genf, der um fünfundzwanzig Exemplare für seine Arbeitskollegen in der Werkstatt bat. Ein anderer von dem Schlosser Pierre

Moreau aus Auxerre, der mehrere Genossenschaften gegründet hatte und der erste war, der dich anhielt, Paris zu verlassen und eine große Reise durch ganz Frankreich, ganz Europa zu unternehmen, um deine Ideen zu verbreiten und die Arbeiterunion in Gang zu

bringen.

Er überzeugte dich. Du machtest dich sofort an die Vorbereitungen. Es war eine große Idee, du würdest es tun. Und das sagtest du dem guten Moreau und allen, die dir zuhörten, auch dir selbst, in diesen hektischen Monaten der Vorbereitungen: »Man hat viel über die Arbeiter geredet, in Parlamenten, auf Kanzeln, in Versammlungen. Aber niemand hat versucht, mit ihnen zu reden. Ich werde es tun. Ich werde sie in ihren Werkstätten, in ihren Wohnungen, wenn nötig in ihren Wirtshäusern aufsuchen. Und dort, im Angesicht ihres Elends, werde ich ihnen Tränen über ihr Schicksal entlocken und sie gegen ihren Willen zwingen, aus dem schrecklichen Elend zu fliehen, das sie entwürdigt und umbringt. Und ich werde sie dazu bringen, daß sie sich mit uns, den Frauen, verbünden. Und daß sie kämpfen.«

Du hattest es getan, Florita. Trotz der Kugel nahe an deinem Herzen, trotz deiner Beschwerden, deiner Erschöpfung und dieses ominösen, namenlosen Übels, das deine Kräfte untergrub, hattest du es in den zurückliegenden acht Monaten getan. Wenn die Dinge nicht ganz geglückt waren, dann nicht aus einem Mangel an Bemühen, an Überzeugung, an Selbstüberwindung, an Idealismus. Wenn sie nicht ganz geglückt waren, dann deshalb, weil in diesem Leben die Dinge nie so glückten wie in den Träumen. Schade, Florita.

Da sie sich trotz des Opiums schreiend vor Schmerzen auf dem Lager wand, ließen ihr die Ärzte am 12. November 1844 heiße Umschläge auf den Bauch legen und Saugnäpfe auf den Rücken setzen. Sie verschafften ihr nicht die geringste Erleichterung. Am 14. verkündeten

sie, Flora liege im Sterben. Nachdem sie eine halbe Stunde lang in einem Zustand fiebriger Erregung gestöhnt und geschrien hatte – die letzte Schlacht, Madame-la-Colère –, fiel sie ins Koma. Um zehn Uhr abends war sie tot. Sie war einundvierzig Jahre alt und sah aus wie eine alte Frau. Das Ehepaar Lemonnier schnitt ihr zwei Haarlocken ab, eine für Eleonore Blanc, die andere für Aline.

Es kam zu einer kurzen Auseinandersetzung zwischen dem Ehepaar und Eleonore wegen Floras Verfügungen in bezug auf ihre sterblichen Überreste. Alle drei kannten sie, und Eleonore war dafür, den letzten Willen von Madame zu respektieren und ihren Kopf dem Präsidenten der Phrenologischen Gesellschaft von Paris und ihren Leichnam Doktor Lisfranc zu übergeben, damit er ihn im Hôpital de la Pitié vor seinen Studenten sezieren könne. Und die verbleibenden Reste ohne jede Zeremonie in einem Massengrab zu begraben.

Charles und Elise Lemonnier brachten jedoch vor, daß diese testamentarische Bestimmung angesichts der Sache, die Flora mit soviel Mut und Großmut verfochten hatte, nicht respektiert werden durfte. Man müsse den Frauen und den Arbeitern, den heutigen und den künftigen, die Möglichkeit geben, ihr an ihrem Grab zu huldigen. Am Ende fügte Eleonore sich ihren Argumenten. Aline wurde nicht zu Rate gezogen.

Das Ehepaar Lemonnier gab bei einem Künstler aus Bordeaux eine Totenmaske der Verstorbenen in Auftrag und kaufte für ihre sterblichen Überreste ein Grab auf dem alten Friedhof La Chartreuse. Die Totenwache dauerte zwei Tage, aber es gab keine religiöse Zeremonie,

und man erlaubte keinem Geistlichen den Zutritt.

Die Beerdigung fand am 16. November statt, kurz vor Mittag. Der Trauerzug verließ das Haus des Ehepaars Lemonnier in der Rue de Saint-Pierre und zog zu Fuß, unter einem grauen, regnerischen Himmel, langsam durch die Straßen der Innenstadt von Bordeaux, bis zu La Chartreuse. Dem Sarg folgten einige Schriftsteller, Journalisten, Anwälte, eine gute Anzahl von Frauen aus dem Volk und fast hundert Arbeiter. Letztere lösten sich ab, um den Sarg zu tragen, der fast nichts wog. Die Seile des Sarges hielten ein Tischler, ein Steinmetz, ein Schmied und ein Schlosser.

Während der Begräbniszeremonie auf dem Friedhof erblickte das Ehepaar Lemonnier in einiger Entfernung vom Trauerzug den angeblichen Stouvenel, der ihnen den Geistlichen ins Haus gebracht hatte. Es war ein schlanker, in strenges Dunkel gekleideter Mann. Seinen sichtbaren Bemühungen zum Trotz konnte er die Tränen nicht zurückhalten. Er wirkte erschüttert, von tiefem Schmerz erfüllt. Als die Anwesenden auseinanderzugehen begannen, trat das Ehepaar zu ihm, um ihn zur Rede zu stellen. Sie sahen erstaunt, wie mitgenommen und niedergedrückt er war.

»Sie haben uns angelogen, Monsieur Stouvenel«, sagte Charles streng zu ihm.

»Ich heiße nicht so«, antwortete er aufschluchzend. »Ich habe Sie angelogen, um ihr Gutes zu tun. Sie war der Mensch, den ich in dieser Welt am meisten geliebt habe.«

»Wer sind Sie?« fragte Elise Lemonnier.

»Mein Name tut nichts zur Sache«, sagte der Mann mit

einer Stimme, in der Leid und Bitterkeit mitschwangen.
»Sie kannte mich unter einem häßlichen Spitznamen, mit dem mich damals die Menschen dieser Stadt verspotteten. Der Göttliche Eunuch. Sie können ruhig über mich lachen, wenn ich Ihnen den Rücken zukehre.«

XXII

Rosafarbene Pferde

Atuona, Hiva Oa, Mai 1903

Er wußte, daß er in die Schlußgerade seines Lebens eingebogen war, als ihm Anfang 1903 klar wurde, daß er sich in der letzten Zeit keiner Listen und Schmeicheleien mehr bedienen mußte, um die Mädchen der Schule Sainte-Anne – sie wurde von den sechs Nonnen des Ordens der Schwestern von Cluny geführt, die sich immer besorgt bekreuzigten, wenn sie ihm in Atuona begegneten – in das Haus der Wonnen zu locken. Denn die Mädchen stahlen sich immer öfter, immer zahlreicher aus der Schule davon, um ihm heimliche Besuche abzustatten. Sie kamen natürlich nicht, um dich zu besuchen, obwohl sie genau wußten, daß du, kaum waren sie im Haus und in Reichweite deiner Hände, sie an die Brüste, die Hinterbacken, das Geschlecht fassen und auffordern würdest, sich auszuziehen, wenn auch eher, um des Rituals als um des Verlangens willen, jetzt, da du ein halbblinder, invalider Mann warst. Das alles löste bei den Mädchen viel Gerenne, spitze Schreie, fröhliche Erregtheit aus, als praktizierten sie mit dir einen Sport, der riskanter war, als mit einem Maori-Kanu die Wasser der Bucht der Verräter zu durchteilen. In Wirklichkeit kamen sie, um die pornographischen Photos zu sehen, die sich für Schüler und Lehrer der

Schulen der katholischen Mission und der kleinen protestantischen Schule und für die übrigen Bewohner von Atuona in ein mythisches Objekt, nachgerade in das Symbol der Sünde, verwandelt haben mußten. Und sie kamen natürlich auch, um über die Figuren im Garten zu lachen, die Bischof Joseph Martin – *Pater Wollust* – und seine Haushälterin und angebliche Geliebte *Thérèse* lächerlich machten.

Warum sonst hätten die Mädchen jetzt mit dieser Freiheit zum Haus der Wonnen kommen sollen, wenn sie dich noch immer, wie in den ersten Monaten, wie im ersten Jahr deines Aufenthalts in Hiva Oa, als eine Gefahr betrachteten, Koke? In deinem erbärmlichen Zustand warst du kein Risiko mehr: du würdest diese eingeborenen Mädchen nicht entjungfern oder schwängern. Du hättest sie nicht lieben können, auch wenn sie es dir erlaubt hätten, denn schon seit geraumer Zeit hattest du weder Erektionen noch überhaupt einen Anflug von sexuellem Begehren. Nur ein fürchterliches Brennen und Jucken an den Beinen, nur stechende Schmerzen im Körper und dieses anfallartige Herzklopfen, das dir die Luft abschnürte.

Pastor Vernier hatte ihn dazu gebracht, daß er zumindest für eine gewisse Zeit die Morphiuminjektionen aussetzte, an die Kokes Organismus sich gewöhnt hatte, denn sie wirkten nicht mehr gegen die Schmerzen. Gehorsam übergab er dem Ladenbesitzer Ben Varney die Spritze, um die Versuchung nicht in seiner Nähe zu haben. Doch die heißen Umschläge und die Abreibungen mit der Senfsalbe, die er aus Papeete hatte kommen lassen, milderten nicht das Brennen der Wunden an

beiden Beinen, deren Gestank außerdem die Fliegen anzog. Nur die Tropfen Laudanum beruhigten ihn, ließen ihn in eine vegetative Benommenheit versinken, aus der er nur auftauchte, wenn ihn einer seiner Freunde besuchen kam – sein Nachbar Tioka, der sein Haus mittlerweile wiederaufgebaut hatte, der Annamit Ky Dong, Pastor Vernier, Frébault und Ben Varney –, oder wenn die Mädchen der Nonnenschule wie ein Schwarm Vögel ins Haus einfielen, um mit glühenden Pupillen, und wie Hummeln summend, die Paarungen auf den erotischen Postkarten aus Port-Said zu betrachten.

Die Anwesenheit dieser verschmitzten, schalkhaften Mädchen im Haus der Wonnen war wie ein Bad in der Jugend, etwas, das dich eine Weile von deinen Beschwerden ablenkte und dir Wohlgefühl verschaffte. Sie durften in allen Zimmern herumlaufen und alles durcheinanderbringen, und du gabst dem Koch und dem Gärtner Anweisungen, ihnen zu trinken und zu essen zu geben. Die Schwestern von Cluny hatten sie gut erzogen; soweit du es überschauen konntest, hatte keine dieser heimlichen Besucherinnen einen Gegenstand oder eine Zeichnung als Erinnerung aus dem Haus der Wonnen mitgenommen.

Eines Tages, als er, ermutigt durch das gute Wetter und ein Nachlassen des Brennens an seinen Beinen, sich von den beiden Dienern in den Ponywagen hieven ließ und zu einer Spazierfahrt hinunter zum Strand aufbrach, bewegte ihn der Anblick der Sonne, die über der kleinen benachbarten Insel Hanakee – dem ewigen, reglosen Walfisch – vor ihrem Untergang ihre letzten Strahlen aussandte, so sehr, daß ihm die Tränen in die Augen

traten. Und er empfand heftiger denn je die Sehnsucht nach der verlorenen Gesundheit. Wie gern wärest du in der Lage gewesen, Koke, diese Berge, den Temetiu und den Feani, zu besteigen, ihre steilen, bewaldeten Abhänge, und ihre tiefen Täler zu erkunden auf der Suche nach verlorenen Dörfern, wo du die geheimen Tätowierer am Werk sehen könntest und wo man dich eingeladen hätte, an einem Festbankett mit verjüngendem Menschenfleisch teilzunehmen. Denn du wußtest es: Nichts von alldem war verschwunden in den verborgenen Tiefen der Wälder, bis zu denen die Macht von Monseigneur Martin oder von Pastor Vernier oder des Gendarmen Claverie nicht reichte. Auf dem Rückweg, als er über die Straße fuhr, die das Rückgrat von Atuona bildete, gewahrten seine schwachen Augen auf dem freien Feld neben den Gebäuden der katholischen Mission – der Jungenschule, der Mädchenschule, der Kirche und der Residenz des Bischofs Joseph Martin – etwas, das ihn veranlaßte, das Pony zu zügeln und sich zu nähern. Im Kreis stehend und von einer Nonne beaufsichtigt, spielten einige der kleineren Schülerinnen unter fröhlichem, lautem Geschrei. Es war nicht das Sonnenlicht, das die Gesichter und die in ihre Schulkleidung gehüllten Gestalten der Schülerinnen auflöste, die im Laufschrift ihre Positionen im Kreis wechselten, sobald das Mädchen in der Mitte, das »raus« war, sich einer von ihnen näherte, um sie etwas zu fragen; es war sein abnehmendes Sehvermögen, das dieses Kinderspiel vor seinen Augen verschwimmen ließ. Was fragte das Mädchen die kleinen Freundinnen des Kreises, an die es herantrat, und mit welcher Antwort fertigten diese sie

ab? Es war offensichtlich, daß es sich um Formeln handelte, die sowohl die eine als auch die anderen wie am Schnürchen hersagten. Dabei sprachen sie nicht Französisch, sondern das Maori der Marquesas, das Koke schlecht verstand, vor allem, wenn es aus dem Mund von Kindern kam. Doch er erriet sogleich, was es für ein Spiel war, was das Mädchen fragte, während es im Kreis von einer Freundin zur anderen hüpfte, und daß es mit dem stets gleichen Satz abgewiesen wurde:

»Ist hier das Paradies?«

»Nein, mein Fräulein, hier nicht. Das Paradies ist anderswo. Fragen Sie an der nächsten Ecke.«

Eine warme Welle stieg in ihm hoch. Zum zweiten Mal an diesem Tag füllten seine Augen sich mit Tränen.

»Sie spielen das Paradiesspiel, nicht wahr, Schwester?« fragte er die Nonne, eine kleine, zarte Frau, halb verloren in ihrer Tracht mit den großen Falten.

»Ein Ort, an den Sie nie gelangen werden«, erwiderte ihm die Nonne, während sie ihm in einer Art Exorzismus ihre kleine Hand entgegenstreckte. »Gehen Sie, kommen Sie diesen Mädchen nicht zu nahe, ich bitte Sie.«

»Ich habe dieses Spiel auch gespielt, als ich klein war, Schwester.«

Koke trieb sein Pony an und lenkte es in die Richtung, in der der Make Make rauschte, zum Haus der Wonnen. Warum rührte es dich so, daß auch diese kleinen Mädchen der Marquesas das Paradiesspiel spielten? Weil bei ihrem Anblick in deiner Erinnerung dein eigenes Bild aufgestiegen war – mit einer Deutlichkeit, mit der deine Augen die Welt niemals wieder sehen wür-

den –, in kurzen Hosen, mit Latz und Locken, wie auch du, als Junge, der »raus« war, inmitten eines Kreises von Vettern und Kusinen und Kindern aus der Nachbarschaft des Viertels San Marcelo, hin und her liefst und in deinem in Lima gelernten Spanisch fragtest: »Ist hier das Paradies?« »Nein, es ist anderswo, mein Herr, fragen Sie an der nächsten Ecke«, während hinter deinem Rücken Jungen und Mädchen ihren Platz im Kreis wechselten. Das Haus der Echeniques und der Tristans, eines der kolonialen Herrenhäuser im Zentrum von Lima, wimmelte von indianischen, schwarzen und mestizischen Dienstmädchen und Hausdienern. Im dritten Innenhof, den zu betreten deine Mutter dir und deiner kleinen Schwester Marie Fernande verboten hatte, war ein Verrückter der Familie eingesperrt, dessen plötzliche Schreie die Kinder des Hauses erschreckten. Dich erschreckten sie nicht nur, sie faszinierten dich auch. Das Paradiesspiel! Du hattest ihn noch nicht gefunden, diesen ungreifbaren Ort, Koke. Existierte er? War er ein Irrlicht, eine Fata Morgana? Du würdest ihn auch nicht im anderen Leben finden, denn wie dir gerade diese Schwester von Cluny prophezeit hatte, dir hatte man dort bestimmt einen Platz in der Hölle reserviert. Wenn ihr, Marie Fernande und du, erhitzt und ermüdet vom Paradiesspiel, in den Salon des Hauses mit seinen ovalen Spiegeln, seinen Ölbildern, Teppichen und bequemen Polstersesseln kamt, dann saß dort an dem großen Fenster mit hölzernen Jalousien, von dem aus er die Straße beobachten konnte, ohne gesehen zu werden, stets der Großonkel Don Pío Tristan und trank seine Tasse dampfender Schokolade, in die er die *biscotelas* genann-

ten Biskuits aus Lima tunkte. Immer bot er dir eines an, mit einem gütigen Lächeln: »Komm her, Pablito, kleiner Schlingel.«

Nicht nur die Krankheit mit dem unaussprechlichen Namen verschlimmerte sich rasch seit Anfang des Jahres. Auch Pauls Zwist mit der Obrigkeit in Gestalt des Gendarmen Jean-Paul Claverie, der dich in das Labyrinth der Gesetze geraten ließ. Und dir wurde eines Tages klar, daß Ben Varney und Ky Dong nicht übertrieben hatten: So, wie es aussah, würdest du im Gefängnis landen und deine wenigen Besitztümer in staatlichen Händen.

Im Januar 1903 traf einer dieser fliegenden Richter in Atuona ein, die von der Kolonialmacht ab und zu auf den Inseln herumgeschickt wurden, damit sie die anhängigen Rechtsstreitigkeiten schlichteten. Maître Horville, ein gelangweilter Justizbeamter, der den Meinungen und Ratschlägen Claveries folgte, befaßte sich vor allem mit dem Fall der neunundzwanzig Eingeborenen eines kleinen Dorfes im Tal von Hanaiapa, an der Nordküste der Insel. Claverie und Bischof Martin beschuldigten sie, wobei sie sich auf Denunziationen stützten, heimlich Alkohol destilliert und sich betrunken zu haben, was eine Verletzung der Vorschrift darstellte, die den Einheimischen verbot, alkoholische Getränke zu sich zu nehmen. Koke übernahm die Verteidigung der Angeklagten und kündigte an, er werde sie vor Gericht vertreten. Doch er konnte sein Amt als Verteidiger nicht ausüben. Am Tag der Verhandlung erschien er wie ein Eingeborener der Marquesas gekleidet, nur mit seinem Pareo, mit nacktem, tätowiertem Oberkörper und bar-

fuß. Mit herausfordernder Miene setzte er sich auf den Boden, zwischen die Angeklagten, die Beine nach Art der Einheimischen gekreuzt. Nachdem Richter Horville ihn eine ganze Weile schweigend mit wütenden Blicken durchbohrt hatte, wies er ihn wegen ungebührlichen Verhaltens vor dem Gericht aus dem Saal. Er solle sich wie ein Europäer kleiden, wenn er die Verteidigung der Angeklagten übernehmen wolle. Als Paul eine Dreiviertelstunde später mit Hose, Hemd, Krawatte, Jackett, Schuhen und Hut zurückkehrte, hatte der Richter sein Urteil bereits gefällt und die neunundzwanzig Maori zu fünf Tagen Gefängnis und hundert Francs Geldstrafe verurteilt. Kokes Ärger war so groß, daß er sich in der Tür des Postamtes, in dem die Verhandlung stattfand, übergeben mußte, Blut erbrach und einige Minuten lang das Bewußtsein verlor.

Wenige Tage darauf kam der Freund Ky Dong spät in der Nacht, als Atuona schlief, mit einer beunruhigenden Nachricht zum Haus der Wonnen. Er kannte sie nicht aus direkter Quelle, sondern über ihren gemeinsamen Freund, den Händler Emile Frébault, der wiederum Freund des Gendarmen Claverie war, mit dem er die Leidenschaft für die *támara'a* teilte, diese Eßgelage, bei denen die Nahrungsmittel unter der Erde mit heißen Steinen gegart wurden. Als sie das letztmal zum Fischen hinausgefahren waren, hatte der Gendarm, außer sich vor Freude, Frébault eine Mitteilung der Behörden von Tahiti gezeigt, in der ihm gestattet wurde, »so bald wie möglich gegen das Subjekt Gauguin vorzugehen, es zu brechen oder zu vernichten, da seine Angriffe auf die Pflichtschule und die Zahlung von Steuern

die Arbeit der katholischen Mission untergraben und die Eingeborenen verderben, die zu schützen sich Frankreich verpflichtet hat«. Ky Dong hatte diesen Satz notiert, den er mit ruhiger Stimme im Licht einer Kerze vorlas. Alles war sanft und geschmeidig an dem annamitischen Prinzen; Koke erinnerte er an eine Katze, einen Panther, einen Leoparden. Dieser gute Freund sollte ein Terrorist gewesen sein? Kaum zu glauben, daß ein Mann mit so sanften Manieren und so eleganter Redeweise Bomben legen konnte.

»Was können sie mir anhaben?« sagte er schließlich, schulterzuckend.

»Vieles und alles ziemlich schlimm«, erwiderte Ky Dong langsam und mit so leiser Stimme, daß Paul den Kopf reckte, um ihn zu hören. »Claverie haßt dich von ganzem Herzen. Er ist glücklich, daß er diesen Befehl bekommen hat. Bestimmt hat er ihn selbst in die Wege geleitet. Das glaubt auch Frébault. Paß auf dich auf, Koke.«

Wie hättest du auf dich aufpassen können, krank, ohne Einfluß und ohne Mittel? Er wartete die Entwicklung der Ereignisse ab, in dem Zustand tumber Schläfrigkeit, in den er infolge des Laudanums und der Krankheit jeden Tag tiefer versank, als wäre die Person, der diese Intrige galt, nicht er, sondern sein Doppelgänger. Seit einiger Zeit fühlte er sich zunehmend kraftlos, sich selbst fremd, gespenstisch.

Zwei Tage später erhielt er eine Vorladung. Jean-Paul Claverie beschuldigte ihn, in dem Brief, in dem er angekündigt hatte, er werde die Wegesteuer nicht bezahlen, um den Eingeborenen ein Beispiel zu geben, die

Obrigkeit, das heißt den Gendarmen selbst, verunglimpft zu haben. Mit einer in der Geschichte der französischen Justiz einmaligen Schnelligkeit lud ihn der Richter Horville zu einer Anhörung am 31. März vor, abermals im Postamt, wo über die Anklage verhandelt werden sollte. Koke diktierte Pastor Vernier einen raschen Antrag, in dem er um eine längere Frist bat, damit er seine Verteidigung vorbereiten könne. Maître Horville lehnte ihn ab. Die Anhörung am 31. März 1903, die unter vier Augen stattfand, dauerte weniger als eine Stunde. Paul mußte die Echtheit des Briefes und die harten Worte zugeben, mit denen er sich auf den Gendarmen bezogen hatte. Seine chaotische, konfuse, rechtlich kaum fundierte Verteidigungsrede endete jäh, als ein Krampf im Bauch ihn vor lauter Schmerz verstummen ließ. Am Nachmittag des gleichen Tages verlas Richter Horville vor ihm das Urteil: fünfhundert Francs Strafe und drei Monate Haft. Als Paul seinen Entschluß äußerte, Berufung gegen die Verurteilung einzulegen, drohte Horville ihm verächtlich, er werde persönlich dafür sorgen, daß das Gericht in Papeete in Rekordzeit über die Berufung entscheiden und eine noch höhere Geld- und Gefängnisstrafe verhängen werde.

»Deine Tage sind gezählt, du widerwärtiges Ungeziefer«, hörte er hinter seinem Rücken den Gendarmen Claverie murmeln, als er mühsam, auf dem Kutschbock stolpernd, seinen Wagen erkletterte, um zum Haus der Wonnen zurückzukehren.

»Das Schlimmste ist, daß Claverie recht hat«, dachte er. Ihn schauerte bei der Vorstellung, was auf ihn zukam. Da du nicht in der Lage warst, die Strafe zu zahlen,

würde die Obrigkeit und damit der Gendarm selbst deinen ganzen Besitz in Beschlag nehmen. Die Bilder und Skulpturen, die sich noch im Haus der Wonnen befanden, würden konfisziert und von den Kolonialbehörden, wahrscheinlich in Papeete, versteigert und für wenig Geld an schreckliche Leute verramscht werden. Und so versuchte Koke mit der wenigen Energie, die ihm noch blieb, zu retten, was noch zu retten war. Aber seine Kräfte reichten nicht aus, um die Pakete zu packen, und er bat, durch Vermittlung von Tioka, Pastor Vernier um Hilfe. Der Leiter der protestantischen Mission von Atuona war, wie immer, ein verständnisvoller Freund. Er brachte Stricke, Kartons und Packpapier und half, die Pakete mit insgesamt vierzehn Bildern und elf Zeichnungen vorzubereiten, um sie mit dem nächsten Schiff, das in wenigen Wochen, am 1. Mai 1903, in Hiva Oa auslaufen sollte, nach Paris, zu Daniel de Monfreid, zu schicken. Paul Vernier persönlich brachte die Pakete mit Hilfe von Tioka und zwei von dessen Neffen nachts, als niemand sie sehen konnte, zur protestantischen Mission. Der Pastor versprach Paul, er selbst werde es übernehmen, sie zum Hafen zu transportieren, die Formalitäten zu erledigen und zu prüfen, ob sie im Laderaum des Schiffes gut verstaut waren. Du hattest nicht den geringsten Zweifel, daß dieser gute Mann sein Versprechen halten würde.

Warum hattest du Daniel de Monfreid nicht *sämtliche* Bilder, Zeichnungen und Skulpturen des Hauses der Wonnen geschickt, Koke? Das fragte er sich oft in den folgenden Tagen. Vielleicht, um auf diesem letzten Stück Weg nicht noch einsamer zu sein, als du schon warst.

Aber es war dumm, zu glauben, daß die in deinem Atelier angehäuften Bilder, auf denen deine Augen kaum mehr als Farben und Linien, gewisse Formen und ungestalte Flecken erkennen konnten, dir Gesellschaft leisten würden. Es war absurd, daß ein Maler sein Sehvermögen verlor, das wesentliche Werkzeug seiner Berufung und seiner Arbeit. Was für eine Art, Scheißgott, deine Wut an einem armen Wilden auszulassen, der den Tod vor Augen hatte. Warst du denn in deinem fünfundfünfzigjährigen Leben so ruchlos gewesen, um eine derartige Strafe zu verdienen? Nun ja, vielleicht doch, Paul. Mette glaubte es und hatte es dir in dem letzten Brief gesagt, den sie dir vor einem?, zwei? Jahren geschrieben hatte. Ruchlos zu ihr, ruchlos zu deinen Kindern, ruchlos zu deinen Freunden. Warst du das, Koke? Die meisten dieser Bilder hattest du vor Monaten gemalt, als deine Augen zwar schon schlecht, aber nicht so unbrauchbar waren wie jetzt. Sie waren ziemlich lebendig in deiner Erinnerung, mit ihren Formen, Farben, Nuancen. Welches war dir das liebste, Koke? Ohne Zweifel *Die barmherzige Schwester*. Eine Nonne der katholischen Mission bildete mit ihrer von Haube, Tracht und Schleier verhüllten Gestalt einen sinnfälligen Gegensatz zur Freiheit, zum Naturzustand des halbnackten *mahu*, der seine Existenz als freies, künstliches Frau-Mann-Wesen, sein erfundenes Geschlecht, seine unverstellte Phantasie völlig unbefangen und selbstgewiß vor der Welt zur Schau trug. Ein Bild, das die totale Unvereinbarkeit zweier Kulturen, ihrer Sitten und Religionen zeigte, die ästhetische und moralische Überlegenheit des schwachen, unter-

worfenen Volkes und die dekadente und repressive Unterlegenheit des starken, unterwerfenden Volkes. Wenn du dich statt mit Vaeoho mit einem *mahu* zusammengetan hättest, dann wäre dieser höchstwahrscheinlich noch bei dir und würde sich um dich kümmern; es war bekannt, daß die Frauen, die ihren Männern am meisten die Treue hielten, die *mahus* waren. Du warst kein vollkommener Wilder, Koke. Das fehlte dir: dich mit einem *mahu* zu paaren. Er dachte an Jotefa, den Holzfäller in Mataiea. Doch dein Herz hing auch an den Ölbildern und Zeichnungen mit den kleinen wilden Pferden, von denen es auf der Insel Hiva Oa wimmelte und die sich manchmal plötzlich Atuona näherten und das Dorf in gestrecktem Galopp durchquerten, panisch und schön, mit geweiteten Augen, und alles mit sich fortrissen, was sich ihnen in den Weg stellte. Du erinnerstest dich vor allem an eines dieser Bilder, auf denen du rosafarbene Pferde gemalt hattest, Pferde von der Farbe der Abendröte am Himmel, die fröhlich in der Bucht der Verräter tänzelten, zwischen nackten Inselbewohnern, von denen einer sattellos auf einem Pferd am Saum des Meeres entlangritt. Was würden die Feingeister von Paris dazu sagen? Daß ein rosafarbenes Pferd die Exzentrizität eines Verrückten war. Sie konnten nicht ahnen, daß auf den Marquesas die Feuerkugel der Sonne, bevor sie im Meer versank, die belebten und unbelebten Wesen rot färbte und einige wundersame Augenblicke lang das ganze Antlitz dieser Erde schillern ließ.

Nach dem 1. Mai hatte er fast keine Kraft mehr, das Bett zu verlassen. Er blieb in seinem Atelier im Ober-

stock, in einer zeitlosen Trägheit, mit dem vagen Gefühl, daß die Fliegen nicht mehr nur von den Verbänden an seinen Beinen angezogen wurden, sondern auch auf seinem übrigen Körper und auf seinem Gesicht herumspazierten, ohne daß er sich herabließ, sie zu verscheuchen. Da das Brennen und die Schmerzen in den Beinen zugenommen hatten, bat er Ben Varney, ihm die Injektionsspritze zurückzugeben, und Pastor Vernier, ihm Morphium zu beschaffen, mit einem Argument, das dieser nicht widerlegen konnte:

»Was für einen Sinn hat es, mein guter Freund, daß ich wie ein Hund, wie ein lebendig Gehäuteter leide, wenn mein Tod nur eine Frage von Tagen oder höchstens Wochen ist?«

Er selbst spritzte sich das Morphium, aufs Geratewohl, ohne sich die Mühe zu machen, die Nadel zu desinfizieren. Die Benommenheit schläfernte seine Muskeln ein und beruhigte den Schmerz und das Brennen, aber nicht seine Vorstellungskraft. Im Gegenteil, es regte sie an, schürte ihre Glut. Er durchlebte noch einmal in Bildern, was er in seinen verworrenen, unvollendeten Erinnerungen mit viel Phantasie über das ideale Leben des Künstlers, des Wilden in seinem Urwald, über seine Umgebung sanfter und wilder Tiere – den Königstiger in den Wäldern Malaysias, die Kobra Indiens – geschrieben hatte. Der Künstler und sein Weib, zwei sinnliche Raubtiere auch sie, umgeben von köstlichen, berauschenden Raubkatzengerüchen, würden ihr Leben der Kunst und der Lust weihen, abgesondert und stolz, weit entfernt und losgelöst von der dummen, feigen Menschenmenge der Städte. Ein Jammer, daß es in den Wäldern Poly-

nesiens keine Raubtiere, keine Klapperschlangen gab, daß in ihnen nur die Mücken gediehen. Manchmal sah er sich nicht auf den Marquesainseln, sondern in Japan. Dort hättest du das Paradies suchen sollen, Koke, statt im mediokren Polynisien. Denn im feinsinnigen Land der aufgehenden Sonne waren sämtliche Familien neun Monate im Jahr Bauern und die übrigen drei Monate Künstler. Ein privilegiertes Volk, die Japaner. Bei ihnen war es nicht zu der tragischen Kluft zwischen Künstler und Umwelt gekommen, in der die fortschreitende Dekadenz der westlichen Kultur wurzelte. In Japan waren alle alles: Bauern und Künstler zugleich. Die Kunst bestand nicht darin, die Natur nachzuahmen, sondern darin, eine Technik zu beherrschen und Welten zu schaffen, die sich von der wirklichen Welt unterschieden: Niemand hatte das besser gemacht als die japanischen Künstler in ihren Holzschnitten.

»Liebe Freunde: Sammelt Geld, kauft mir einen Kimono und schickt mich nach Japan«, rief er mit aller Kraft in die ihn umgebende Leere. »Meine Asche soll unter den Gelben ruhen. Das ist mein letzter Wille, meine Herrschaften! Dieses Land wartet seit jeher auf mich. Mein Herz ist japanisch!«

Du mußt selbst lachen, aber du glaubtest felsenfest an deine Worte. In einem der seltenen Augenblicke, in denen er aus seiner Betäubung auftauchte, erkannte er am Fuß seines Bettes Pastor Vernier und Tioka, seinen Namensbruder. Mit gebieterischer Stimme erklärte er, der Leiter der protestantischen Mission solle zur Erinnerung an ihn das Exemplar der Erstausgabe von *L'après-midi d'un faune* annehmen, das der Dichter

Mallarmé ihm persönlich geschenkt habe. Paul Vernier dankte ihm, wenn er jetzt auch andere Sorgen hatte:

»Die wilden Katzen, Koke. Sie treiben sich in Ihrem Haus herum und fressen alles auf. Wir fürchten, sie könnten Sie anfallen, jetzt, wo Sie durch das Morphium unbeweglich sind. Tioka bietet Ihnen sein Haus an. Dort werden er und seine Familie Sie pflegen.«

Er weigerte sich. Die wilden Katzen von Hiva Oa seien seit langer Zeit ebenso seine guten Freunde wie die wilden Hähne und die wilden Pferde der Insel. Sie kämen nicht nur auf der Suche nach Eßbarem, um den Hunger zu stillen, sondern auch, um ihm Gesellschaft zu leisten und sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Im übrigen seien die Katzen zu klug, um ein fauliges Wesen zu fressen, dessen Fleisch sie vergiften konnte. Es freute dich, daß deine Worte Pastor Vernier und Tioka zum Lachen brachten.

Doch einige Stunden oder Tage später – oder vielleicht vorher? – sah er Ben Varney (wann war der Ladenbesitzer zum Haus der Wonnen gekommen?) am Fuß seines Bettes sitzen. Er betrachtete ihn traurig und mitfühlend, während er zu den anderen Freunden sagte:

»Er hat mich nicht erkannt. Er verwechselt mich, er nennt mich Mette Gad.«

»Das ist seine Frau; sie lebt in einem skandinavischen Land, vielleicht in Schweden«, hörte er Ky Dong schnurren.

Er irrte sich natürlich, denn Mette Gad, in der Tat seine Frau, war nicht Schwedin, sondern Dänin und würde, wenn sie noch lebte, nicht in Stockholm, sondern in Kopenhagen wohnen, Übersetzungen machen und Franzö-

sischunterricht erteilen. Er wollte es dem ehemaligen Walfänger erklären, aber ihm gehorchte wohl die Stimme nicht, oder er sprach so leise, daß sie ihn nicht hörten. Sie redeten über dich, als wärest du bewußtlos oder tot. Du warst keines von beiden, denn du konntest sie sehen und hören, wenn auch auf seltsame Weise, als würde eine Wand aus Wasser dich von deinen Freunden trennen. Warum hattest du dich an Mette Gad erinnert? Du hattest schon so lange nichts mehr von ihr gehört, und auch du schriebst ihr nicht mehr. Da war ihre hohe Gestalt, ihr männliches Profil, ihre Angst und ihre Enttäuschung, als sie entdeckte, daß der junge Mann, den sie geheiratet hatte, niemals ein neuer Gustave Arosa sein würde, ein Sieger im Dschungel der Geschäfte, ein reicher Bürger, sondern ein Künstler mit ungewissem Schicksal, der sie zuerst dazu erniedrigte, das Leben einer Proletarierin zu führen, und sie dann mit ihren Kindern nach Kopenhagen schickte, damit ihre Familie für sie sorgte, während er sich in sein Bohemeleben stürzte. Ob sie wohl noch immer die gleiche war? War sie alt, dick und bitter geworden? Er wollte seine Freunde fragen, ob die Mette Gad von vor zehn, fünfzehn Jahren noch etwas mit der von heute zu tun hatte. Aber er bemerkte, daß er allein war. Deine Freunde waren gegangen, Koke. Bald würdest du die Katzen miauen hören, die luftigen Schritte der Hähne vernehmen, ihr Kikeriki würde in deinem Trommelfell nachzittern, wie auch das Gewieher der kleinen Inselferde. Sie alle kehrten stets in das Haus der Wonnen zurück, sobald sie bemerkten, daß du allein zurückgeblieben warst. Du würdest ihre grauen Gestalten

herumstreichen sehen, würdest sehen, wie die Katzen mit ihren langen Barthaaren die Ränder deines Bettes erkundeten. Doch anders, als Freund Vernier fürchtete, würden diese Miezekatten nicht über dich herfallen, vielleicht aus Gleichgültigkeit oder aus Mitleid oder abgeschreckt vom Gestank deiner Beine.

Das Bild Mettes schwamm für Augenblicke mit dem Teha'amanas, deiner ersten Maorifrau. Und von dieser waren dir seltsamerweise nicht so sehr ihr langes bläuliches Haar oder ihre schönen, festen Brüste oder ihre schweißglänzenden Schenkel in Erinnerung geblieben als vielmehr das obsessive Bild der sieben Zehen ihres mißgestalteten Fußes, des linken – fünf normale Zehen und zwei sehr kleine, winzige Auswüchse –, die du andächtig auf dem Gemälde *Te nave navefenua* (Die schöne Erde) porträtiert hattest. Wo mochte es sich jetzt befinden? Es war nur ein gutes Bild, kein Meisterwerk. Schade. Du lebstest noch, Koke, so sehr deine Freunde, wenn sie gemeinsam an dein Bett traten, dies auch in Zweifel zu ziehen schienen. Dein Geist war eine Schmiede, ein Feuerkessel, unfähig, eine Idee, ein Bild, eine Erinnerung lange genug festzuhalten, um sie zu verstehen und zu genießen. Alles, was in ihm auf-tauchte, verschwand sogleich wieder, ersetzt durch einen neuen Wirbel von Gesichtern, Gedanken, Gestalten, die wiederum verdrängt wurden, ohne daß dein Bewußtsein Zeit fand, sie zu erfassen. Du hattest weder Hunger noch Durst, noch brannten deine Beine, noch raste es in deiner Brust. Dich durchdrang das merkwürdige Gefühl, daß dein Körper verschwunden war, zerfressen, verfault durch die unaussprechliche

Krankheit, wie ein Stück Holz, über das die Panama-Termiten hergefallen waren, die ganze Wälder zum Verschwinden brachten. Jetzt warst du reiner Geist. Ein immaterielles Wesen, Koke. Unerreichbar für das Leid und die Verwesung, unbefleckt wie ein Erzengel. Diese Gelassenheit wurde plötzlich gestört (wann, Koke? vorher?, nachher?), weil du versuchtest, dich zu erinnern, ob es in Pont-Aven, in Le Pouldu, in Arles, in Paris oder auf Martinique war, wo du begonnen hattest, deine Bilder zu bügeln, damit sie glatter und flacher wurden, und sie zu waschen, um der Farbe das Fett und etwas von ihrem Glanz zu nehmen. Deine Freunde und Jünger (welche, Paul? Charles Laval? Emile Bernard?) lächelten über diese Technik, und am Ende mußtest du ihnen recht geben: Es funktionierte nicht. Dieses Scheitern ließ dich in tiefe Mutlosigkeit versinken. Holte dich das Morphium aus dieser düsteren Nebelwolke? Hattest du es fertiggebracht, die Spritze zu nehmen, die Nadel in das Fläschchen zu tauchen, ein paar Tropfen Flüssigkeit zu ziehen, die Nadel in das Bein, in den Arm, in den Bauch oder wo auch immer zu stechen und es dir zu spritzen? Du wußtest es nicht. Doch du hattest das Gefühl, lange geschlafen zu haben, in einer stern- und geräuschlosen Nacht, in vollkommenem Frieden. Jetzt schien es Tag zu sein. Du fühltest dich erleichtert und ruhig. »Dein Glaube ist unbesiegbar, Koke«, rief er erregt. Doch das hatte wohl niemand gehört, denn deine Worte fanden kein Echo. »Ich bin ein Wolf im Wald, ein Wolf ohne Halsband«, rief er. Doch auch du hörtest deine Stimme nicht, denn aus deiner Kehle kamen keine Laute mehr, oder du warst taub geworden.

Einige Zeit später hatte er das sichere Gefühl, daß einer seiner Freunde, bestimmt der treue, ergebene Tioka Timote, sein Namensbruder, da war und bei ihm saß. Er wollte ihm vieles erzählen. Er wollte ihm erzählen, daß er vor ewigen Zeiten, nachdem er aus Arles und vor dem verrückten Holländer geflohen war, am Tag seiner Ankunft in Paris der öffentlichen Hinrichtung des Mörders Prado beigewohnt hatte und daß das Bild des im bleichen Licht des Morgengrauens unter dem Gejohle der Menge von der Guillotine abgetrennten Kopfes ihn bisweilen in Alpträumen verfolgte. Er wollte ihm erzählen, daß er vor zwölf Jahren, im Juni 1891, als er zum ersten Mal nach Tahiti gekommen war, den letzten der Maorikönige, König Pomare V., hatte sterben sehen, diesen riesigen, elefantösen Monarchen, dem endlich die Leber geplatzt war, nachdem er Monate und Jahre Tag und Nacht einen von ihm erfundenen mörderischen Cocktail getrunken hatte, der aus Rum, Brandy, Whisky und Calvados bestand und jedem normalen Menschen in wenigen Stunden den Garaus gemacht hätte. Und daß sein Begräbnis, begleitet und beweint von Tausenden von Tahitianern, die von der ganzen Insel und von den Nachbarinseln nach Papeete gekommen waren, prachtvoll und grotesk zugleich gewesen war. Doch er hatte das Gefühl, daß das ungewisse Gegenüber, an das er sich wandte, ihn nicht hören oder verstehen konnte, denn es neigte sich tief über ihn, streifte ihn fast, als wollte es etwas von dem auffangen, was er sagte, oder feststellen, ob er noch atmete. Es lohnte sich nicht, sprechen zu wollen, soviel Anstrengung auf die Worte zu verwenden, wenn niemand dich verstand, Paul.

Tioka Timóte, der Protestant war und nicht trank, hätte die lockeren Sitten des Königs Pomare V. mißbilligt. Mißbilligte er im stillen auch deine, Koke?

Dann fühlte er, wie eine endlos lange Zeit verging, ohne daß er wußte, wer er war noch was dies für ein Ort war. Doch mehr noch quälte ihn, daß er nicht herausfinden konnte, ob es Tag oder Nacht war. Da hörte er mit aller Deutlichkeit die Stimme Tiokas:

»Koke! Koke! Hörst du mich? Bist du da? Ich werde sofort Pastor Vernier rufen.«

Sein Nachbar, der gewöhnlich so unerschütterlich war, sprach mit unkenntlicher Stimme.

»Ich glaube, ich bin ohnmächtig geworden, Tioka«, sagte er, und dieses Mal kam die Stimme aus seiner Kehle, und sein Nachbar hörte sie.

Kurz darauf vernahm er, wie Tioka und Vernier eilig die Leiter heraufstiegen, und sah sie mit beunruhigten Gesichtern in das Atelier treten.

»Wie fühlen Sie sich, Paul?« fragte der Pastor, während er sich neben ihn setzte und ihm die Schulter tätschelte.

»Ich glaube, ich bin ohnmächtig geworden, einmal oder zweimal«, sagte er, sich unruhig bewegend. Er bemerkte, daß seine Freunde nickten. Sie lächelten ihn gezwungen an. Sie halfen ihm, sich im Bett aufzurichten, gaben ihm ein paar Schlucke Wasser zu trinken. War es Tag oder Nacht, Freunde? Kurz nach Mittag. Doch die Sonne schien nicht. Der Himmel hatte sich mit schwärzlichen Wolken bezogen, und es würde jeden Augenblick zu regnen beginnen. Die Bäume, Sträucher und Blumen von Hiva Oa würden einen betäubenden Duft verströmen, das Grün der Blätter und Zweige würde tief, wie

flüssig sein, und das Rot der Bougainvilleen würde lodern. Du fühltest dich ungeheuer erleichtert, weil deine Freunde hörten, was du zu ihnen sagtest, und weil du sie hören konntest. Nach einer Ewigkeit führtest du wieder ein Gespräch und nahmst die Schönheit der Welt wahr, Koke.

Er bat sie mit Zeichen, sie sollten ihm das kleine Bild bringen, das ihn schon seit so langer Zeit begleitete: die schneebedeckte Landschaft der Bretagne. Er hörte, wie sie sich im Atelier bewegten; sie schleppten eine Staffelei herbei und brachten sie zum Knarren, weil sie bestimmt die Schrauben justierten, damit die weiße Landschaft gegenüber seinem Bett die richtige Stellung einnahm und er sie sehen konnte. Er sah sie nicht. Er erkannte nur ein paar vage Formen, von denen eine die Bretagne sein mußte, die von einem Sturm weißer Flocken überrascht worden war. Doch auch wenn er sie nicht sah, tröstete es ihn doch, zu wissen, daß diese Landschaft da war. Ihn schauerte, als schneite es im Haus der Wonnen.

»Haben Sie *Salammbô* gelesen, diesen Roman von Flaubert, Pastor?«

Vernier bejahte, wenn er auch, wie er hinzufügte, sich nicht genau an ihn erinnern könne. Eine heidnische Geschichte über Karthager und Barbaren, die Söldner waren, nicht? Koke versicherte ihm, der Roman sei wunderschön. Flaubert habe mit flammenden Farben die ganze Stärke, Lebenskraft und schöpferische Fähigkeit eines barbarischen Volkes beschrieben. Und er zitierte den ersten Satz, dessen Musikalität ihn entzückte: »*C'était à Mégara, faubourg de Carthage, dans les jardins d'Hamilcar.* Exotismus ist Leben, nicht wahr, Pastor?«

»Es freut mich sehr, zu sehen, daß es Ihnen besser geht, Paul«, hörte er Vernier sanft sagen. »Ich muß jetzt die Schulkinder unterrichten. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich für zwei Stunden fortgehe? Ich komme auf jeden Fall heute nachmittag wieder.«

»Gehen Sie, gehen Sie, Pastor, machen Sie sich keine Sorgen. Jetzt geht es mir gut.«

Er wollte noch einen Scherz machen (»mein Tod ist Claveries Niederlage, Pastor, denn ich werde ihm nicht die Strafe zahlen, und er kann mich nicht ins Gefängnis stecken«), aber er war schon wieder allein. Eine Weile später waren die wilden Katzen wieder da und strichen durch das Atelier. Aber auch die wilden Hähne waren da. Warum fraßen die Katzen nicht die Hähne? Waren sie wirklich zurückgekommen oder war es eine Halluzination, Koke? Denn seit einiger Zeit hatte sich die Grenze aufgelöst, die Traum und Leben einst so klar voneinander geschieden hatte. Was du jetzt erlebtest, das hattest du immer malen wollen, Paul.

In dieser zeitlosen Zeit wiederholte er für sich, wie eine dieser Formeln, mit denen die Buddhisten beteten, die dem guten Schuff so teuer waren:

Dir hab ich's verdorben,
Bin weggestorben
Dir hab ich's verdorben.

Ja, du hattest Claverie die Sache verdorben: Du würdest weder die Strafe zahlen noch ins Gefängnis gehen. Du hattest gewonnen, Koke. Er hatte das vage Gefühl, daß einer dieser faulen Diener, die fast nie mehr im Haus der

Wonnen erschienen, vielleicht Kahui, zu ihm trat, um an ihm zu schnüffeln und ihn zu berühren. Und er hörte ihn rufen: »Der *popa'a* ist tot«, bevor er verschwand. Aber du konntest noch nicht tot sein, da du noch immer dachtest. Er war ruhig, wenn auch betrübt, daß er nicht wußte, ob es Tag oder Nacht war.

Schließlich hörte er Stimmen draußen. »Koke! Koke! Geht's dir gut?« Tioka, ohne den geringsten Zweifel. Er versuchte gar nicht erst, ihm zu antworten, denn er war sicher, daß kein Laut aus seiner Kehle kommen würde. Er erriet, daß Tioka die Leiter zum Atelier hochkletterte und dann mit seinen bloßen Füßen auf dem Holzboden ging. Dicht vor seinem Gesicht sah er das seines Nachbarn, so bekümmert, so verstört, daß er unendliches Mitleid empfand, weil er ihm diesen Schmerz zufügte. Er wollte ihm sagen: »Sei nicht traurig, ich bin nicht tot, Tioka.« Aber natürlich kam keine einzige Silbe aus deinem Mund. Er versuchte, den Kopf, eine Hand, einen Fuß zu bewegen, und natürlich gelang es dir nicht. Verschwommen nahm er mit seinen halbgeschlossenen Augen wahr, daß sein Namensbruder angefangen hatte, ihn auf den Kopf zu schlagen, heftig, und bei jedem Schlag ausstieß: »Danke, mein Freund.« War er dabei, dir in Befolgung irgendeines obskuren Rituals der Marquesainseln den Tod aus dem Körper zu prügeln? »Es ist vergeblich, Tioka.« Du hättest weinen mögen, so bewegt warst du, aber natürlich kam keine einzige Träne aus deinen trockenen Augen. In der gleichen ungewissen, langsamen, gespenstischen Weise, in der er noch immer die Welt wahrnahm, bemerkte er, daß Tioka, nachdem er ihn auf den Kopf geschlagen und an den Haaren

gezogen hatte, um ihn ins Leben zurückzuholen, seinen Versuch aufgab. Jetzt hatte er zu singen, zu heulen begonnen, mit einer bitteren Sanftheit, neben seinem Bett. Dabei wiegte er sich auf den Beinen und vollführte, ohne sich von der Stelle zu rühren, den Tanz, mit dem die Maori der Marquesas ihre Toten verabschiedeten. Warst du nicht Protestant, Tioka? Daß unter dem evangelischen Glauben, zu dem dein Nachbar sich scheinbar bekannte, noch immer die Religion der Vorfahren fortlebte, freute ihn. Du konntest noch nicht tot sein, denn du sahst ja, wie Tioka deine Totenwache hielt und dich verabschiedete, nicht wahr, Koke?

In dieser zeitlosen Zeit, die jetzt seine war, betraten, geführt von dem Diener Kahui, der Bischof von Hiva Oa, Monseigneur Joseph Martin, und seine Begleiter das Atelier, zwei Angehörige der bretonischen Ordensgesellschaft der Brüder von Ploërmel, denen die Jungenschule der katholischen Mission unterstand. Ihm war, als würden die beiden Ordensbrüder sich bekreuzigen, als sie ihn sahen, aber der Bischof nicht. Monseigneur Martin neigte sich über ihn und musterte ihn eine ganze Weile, ohne daß sich der mürrische Ausdruck seines Gesichts im mindesten veränderte.

»Was ist das für ein Schweinestall«, hörte er ihn sagen. »Und wie es stinkt. Er muß schon seit Stunden tot sein. Der Leichnam riecht. Man muß ihn so rasch wie möglich begraben, die Fäulnis kann eine Infektion auslösen.«

Er war noch nicht tot. Aber er sah nicht mehr, weil jemand der Anwesenden ihm die Augen zugeedrückt hatte oder weil der Tod seine Arbeit schon begonnen hatte, an seinen Maleraugen. Doch er hörte recht deutlich, was in

seiner Umgebung gesagt wurde. Er hörte, wie Tioka dem Bischof erklärte, daß dieser Gestank nicht vom Tod komme, sondern von den entzündeten Beinen Kokes, und daß sein Ableben nicht lange zurückliege, denn vor weniger als zwei Stunden habe er mit ihm und mit Pastor Vernier gesprochen. Wenig oder sehr viel später betrat auch der Leiter der protestantischen Mission das Atelier. Du spürtest (oder war es die letzte Phantasie, Koke?) die Kälte, mit der sich die erbitterten Gegner im ständigen Kampf um die Seelen von Atuona begrüßten, und obwohl er nichts fühlte, wußte er, daß der Pastor versuchte, ihn künstlich zu beatmen. Bischof Martin sagte mißbilligend und sarkastisch:

»Aber was machen Sie denn da, Mann Gottes. Sehen Sie nicht, daß er tot ist? Glauben Sie, Sie werden ihn wieder zum Leben erwecken?«

»Es ist meine Pflicht, alles zu tun, um ihn am Leben zu halten«, erwiderte Vernier.

Fast gleich darauf schlug die angespannte, verhaltene Feindseligkeit zwischen dem Bischof und dem Pastor in ein offenes Wortgefecht um. Und wenn auch immer ferner, immer schwächer (auch dein Bewußtsein begann zu sterben, Koke), konnte er sie noch immer hören, aber es interessierte ihn kaum, was sie sagten. Und doch war es ein Streit, den du unter anderen Umständen höchst amüsanant gefunden hättest. Der Bischof hatte den Ordensbrüdern von Ploërmel empört befohlen, diese unflätigen, obszönen Bilder von der Wand zu reißen, um sie zu verbrennen. Pastor Vernier hielt dagegen, daß diese pornographischen Photos, so sehr sie auch einen Angriff auf die Scham und die Moral darstellten, zum

Besitz des Verstorbenen gehörten, und das Gesetz sei das Gesetz: Niemand, nicht einmal die religiöse Instanz, könne ohne ein vorheriges richterliches Urteil darüber verfügen. Unverhofft kam die unangenehme Stimme des Gendarmen Claverie – wann hatte dieses abscheuliche Individuum das Haus der Wonnen betreten? – dem Pastor zu Hilfe.

»Ich befürchte, daß es so ist, Hochwürden. Meine Pflicht ist es, ein Inventar aller Besitztümer des Verstorbenen zu erstellen, einschließlich dieser widerwärtigen Dinge an der Wand. Ich kann nicht erlauben, daß Sie sie verbrennen oder mitnehmen. Ich bedaure, Hochwürden.«

Der Bischof sagte nichts, aber diese Geräusche waren vermutlich ein Schnaufen, ein Knurren, ein Protest seiner beleidigten Eingeweide angesichts dieses unvorhergesehenen Widerstandes. Fast übergangslos kam es zu weiterem Streit. Als der Bischof Anweisungen für das Begräbnis zu diktieren begann, erhob Pastor Vernier mit einem Nachdruck, der ungewöhnlich war für sein zurückhaltendes, versöhnliches Naturell, Einspruch dagegen, daß der Verstorbene auf dem katholischen Friedhof von Hiva Oa bestattet werden sollte. Paul Gauguin habe seine Beziehungen zur katholischen Kirche schon seit langer Zeit abgebrochen; sie seien inexistent, ja feindselig. Der Bischof antwortete mit lauter Stimme, fast schreiend, der Verstorbene sei zwar ein notorischer Sünder und eine Schande für die Gesellschaft gewesen, aber auch ein geborener Katholik. Und deshalb werde er in heiliger Erde begraben, gegen alle Einwände, und nicht auf einem heidnischen Friedhof.

Das Gezeter ging weiter, bis der Gendarm Claverie sich zu Wort meldete und sagte, als Vertreter der politischen Obrigkeit der Insel stehe ihm die Entscheidung zu. Er werde sie nicht sogleich treffen. Er sehe es lieber, wenn die Gemüter sich beruhigten, und wolle das Pro und Kontra der Situation in Ruhe abwägen. Er werde seinen Beschluß im Lauf des Abends fassen.

Von nun an sah, hörte und wußte er nichts mehr, denn jetzt warst du ganz und gar gestorben, Koke. Er wußte und sah nicht, daß Bischof Joseph Martin bei beiden Kontroversen, die er mit Vernier neben dem noch warmen Leichnam Paul Gauguins ausgefochten hatte, seinen Willen durchsetzte, wenn auch die Methoden, die er dazu anwandte, weder nach den geltenden Gesetzen noch nach der geltenden Moral besonders angemessen waren. Denn am Abend des gleichen Tages, als nur noch Kokes Leichnam im Haus der Wonnen weilte und vielleicht noch ein paar ungebetene wilde Katzen und Hähne, ließ er die fünfundvierzig pornographischen Photos stehlen, die das Atelier schmückten, um sie auf einem inquisitorischen Scheiterhaufen zu verbrennen oder sie womöglich insgeheim zu behalten und sich dann und wann seine Charakterfestigkeit und seine Widertandsfähigkeit gegenüber der Versuchung zu beweisen.

Und er sah, hörte und wußte auch nicht, daß Bischof Martin, bevor der Gendarm Ciavene über den Ort der Beerdigung entschieden hatte, im Morgengrauen des 9. Mai 1903 vier eingeborene Träger unter der Führung eines Geistlichen der katholischen Mission losschickte, damit sie den Leichnam des Verstorbenen in einen von

der Mission gestellten, grob gezimmerten Sarg legten und ihn so rasch wie möglich, während die Bewohner von Atuona allmählich in ihren Hütten erwachten und sich gähnend den Schlaf aus den Augen rieben, zum Hügel Make Make brachten und in fliegender Eile in einem der Gräber des katholischen Friedhofs begruben, womit er einen Punkt – einen Leichnam oder eine Seele – in seinem Kampf mit dem protestantischen Gegner gewann. So daß also Pastor Vernier, als er in Begleitung von Ky Dong, Ben Varney und Tioka Timóte um sieben Uhr morgens im Haus der Wonnen erschien, um Koke auf dem weltlichen Friedhof zu begraben, ein leeres Atelier und die Nachricht vorfand, daß Kokes sterbliche Überreste bereits an dem von Monseigneur Martin bestimmten Ort unter der Erde ruhten.

Er sah, hörte und wußte nicht, daß sein einziges Epitaph ein Brief des Bischofs von Hiva Oa an seine Vorgesetzten war, der im Lauf der Jahre, als Koke längst berühmt, gefeiert und ein Studienobjekt war und die Sammler und Museen der ganzen Welt sich um seine Bilder stritten, von seinen sämtlichen Biographen als Beweis dafür zitiert werden sollte, wie ungerecht bisweilen das Schicksal die Künstler behandle, die davon träumten, das Paradies in diesem irdischen Jammerthal zu finden: »Das einzig erwähnenswerte Ereignis auf der Insel in der letzten Zeit war der plötzliche Tod eines Individuums namens Paul Gauguin, ein namhafter Künstler, aber Feind Gottes und von allem, was anständig ist in dieser Welt.«

Mario Vargas Llosa Das Fest des Ziegenbocks

Roman.

Aus dem Spanischen von Elke Wehr. 544 Seiten.

Gebunden und suhrkamp taschenbuch 3427

Im eisigen Zentrum von Mario Vargas Llosas Roman steht die nur allzu reale Gestalt des Generals Leónidas Trujillo, genannt »Der Ziegenbock«, der 1961 Ziel eines Anschlags wurde. An seinem schillernden Beispiel zeigt Vargas Llosa die Verführung der Macht und die seelischen Verkrüppelungen, die ein Gewaltregime bei Tätern und Opfern hinterläßt. Allen gibt der Erzähler seine eindringliche Stimme, und er setzt das Geschehen so gekonnt in Szene, daß der Roman wie ein Thriller zu lesen ist.

»Ein meisterhafter neuer Diktatorenroman.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

»Ein pralles Stück Literatur ... Es gibt Bücher, die verschlingen den Leser, wirkungsvoller als jede Droge.« *Neue Zürcher Zeitung*

Flora Tristan Meine Reise nach Peru. Fahrten einer Paria

Aus dem Französischen von Friedrich Wolfzettel.

Mit einem Vorwort von Mario Vargas Llosa.

500 Seiten, insel taschenbuch 3037

Flora Tristans 1838 in Paris erschienenenes Buch *Meine Reise nach Peru. Fahrten einer Paria* gilt nicht nur als die beste Beschreibung Perus jener Zeit, es ist überdies ein sprechendes Bild dieser Persönlichkeit, die mit ihrer unermüdlichen Energie Freund und Feind faszinierte. Mit wachem Blick schildert sie in ihrem Reisebericht die peruanische Gesellschaft, kritisiert die mangelnde Bildung und die Korruption - das Buch wurde bei Erscheinen in Peru öffentlich verbrannt -, zeigt sich aber auch immer wieder als lebhafteste, kokette Frau auf der Suche nach Zuneigung und Liebe. Eine Gesellschaftsstudie und zugleich eine fesselnd zu lesende Lebensgeschichte.